F. W. Hackländer's

Werke.

Erste Gesammt-Ausgabe.

Vierundvierzigster Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1866.

Schnellpressendruck von Aug. Wörner, vormals J. G. Sprandel, in Stuttgart.

Die dunkle Stunde.

Erster Band.

Erstes Kapitel.

Von dunkeln Stunden überhaupt.

Wenn Du, geneigter und vielgeliebter Leser, den Titel dieser ganz wahrhaftigen und getreuen Vorfällen nacherzählten Geschichte liesest, so hast Du unbestreitbar das vollkommenste Recht, an Dich selbst, Deinen Mitleser, Nachbar oder sonstigen Nächsten die Frage zu richten: was ist eine dunkle Stunde? Glücklich aber bist Du zu nennen, wenn Dir diese Frage aus innerster Seele quillt und Du in der That keine Ahnung davon hast, was eine dunkle Stunde ist. Vielleicht weiß aber auch jener, den Du gefragt, Dir keine genügende Antwort zu geben und behilft sich, wie man in ähnlichen Fällen, besonders Kindern gegenüber, zu thun pflegt, mit allerlei unbestimmten Redensarten. — Eine dunkle Stunde? — Was wird eine dunkle Stunde sein? Eine Stunde, die uns in der Erinnerung durch irgend eine Begebenheit traurig, dunkel, schwarz erscheint, der Gegensatz zu einer lichten, weißen Stunde, zu einem glücklichen Moment, zu einem freudigen Ereigniß! — Das ist also eine dunkle Stunde? – Ungefähr das ist es, und doch ist diese Erklärung für die vorliegende Geschichte nicht vollkommen richtig.

Die dunkle Stunde in unserem Leben, hervorgerufen durch irgend einen schmerzlichen Vorfall, ist eigentlich nicht so ganz die, welche wir in diesen Blättern dem geneigten Leser zu schildern den Versuch machen wollen. Dunkle Stunden, wie die aus oben angedeuteten Quellen entspringende, gibt es leider zu viele; — dunkle Stunden, deren Andenken ein nachfolgender lichter Augenblick leicht zu verwischen im Stande ist, dergleichen dunkle Stunden sind — und mit vollem Rechte — zahlreich in jedes Menschen Leben; sie bilden den Schatten lichtvoller Tage, sie sind die eigentliche Würze, sie sind es, die uns einen guten, ungetrübt dahin fließenden Tag erst recht genießen lassen.

Dunkle Stunden! Wir sind sehr verwöhnt. Erscheint uns doch oft die Versagung des unbedeutendsten Wunsches als eine dunkle Stunde. Halten wir nicht zum Beispiel ein langweiliges Regenwetter, das uns eine Landpartie verdirbt, auf die wir uns Wochen lang gefreut, für eine Kette qualvoller dunkler Stunden? Schauen wir nicht mit zusammengepreßten Lippen in den mit einer trostlosen Emsigkeit herabrinnenden Regen und fühlen uns unglücklich, wie nie? — Kurzsichtige, Undankbare, die wir sind! Würden uns ewige Landpartieen mit fortgesetztem Sonnenschein nur das geringste Vergnügen gewähren, wenn uns nicht ein übelgelaunter Regentag mit der anderen Seite der Medaille bekannt machen würde?

Und undankbar sind wir, o, entsetzlich undankbar! Höre mich an, junges Mädchen im weißen Kleide mit dem breitrandigen Strohhut am Arme, die Du mit umflortem Auge ins Regenwetter blickst und mit zusammen gepreßten Lippen vom Himmel wenigstens das Zeichen zu verlangen scheinst, daß es im selbigen Augenblicke in der ganzen Welt keine unglückseligere Creatur gebe, — ja, im selben Augenblicke, wo auch er an einem anderen Fenster steht im blauen Frack mit gelben Unaussprechlichen, eine Cigarre wüthend zerkauend, — ja, Undankbare, die Du bist, junges Mäd-

chen? Was Du, an dem mürrischen grauen Himmel hinaufblickend, eine dunkle Stunde nennst, ist vielleicht der lichteste Augenblick Deines Lebens, von Deinem Schutzgeist herbeigeführt, um Dir eine wirkliche, vernichtende dunkle Stunde zu ersparen.

Und alle Ihr, die Ihr wähnt, von dunkeln Stunden gequält zu werden, so oft sich leichte Wolken vor Eurer heiteren Lebenssonne zeigen, so oft Euch irgend ein, häufig sogar sehr unbilliger, Wunsch versagt wird, so oft Eurem Nächsten das geschieht, was Ihr Euch selbst gewünscht, so oft Ihr ein Amt, eine Auszeichnung, eine Belohnung nicht erhalten, auf die Ihr Ansprüche machen zu können glaubtet, die Ihr vielleicht beim Lesen des Titels dieser Geschichten achselzuckend und naserümpfend ausruft: Es ist wohl der Mühe werth, von dunkeln Stunden im menschlichen Leben zu erzählen, von Sachen, die uns allen täglich begegnen, deren eine der dunkelsten ich gestern noch erlebte, als das rothe Band nicht in mein Knopfloch kam, sondern in das eines Menschen, der an Wissen und Rang tief unter mir steht. Oder als ich sehen mußte, daß jenem die Beförderung zu Theil wurde, die ich lange erstrebt und selbst nach den Aussagen meiner Feinde verdient. Oder als mir das Schreckliche geschah, daß bei einem verzweifelten Wettrennen durch schlüpfrige Gartenwege er, der unbärtige Geck, mit dem ewigen faden Lächeln auf seinen dummen Zügen, triumphirend ihren Arm erhielt, während ich, ausrutschend, mit meiner ganzen Würde, meinem ganzen Anstande in den Koth fiel, daß es patschte! Oder als sie, die ich Jahre lang meiner treuen, ungetheilten Liebe versichert, gerade zufällig in jene wenig besuchte Straße kommen mußte, um mich zu sehen, wie ich der kleinen, bildungsfähigen Putzmacherin freundschaftliche, aber gänzlich mißverstandene Ermahnungen zuflüsterte!

Oder Ihr, die Ihr das eine dunkle Stunde nennt, wenn Ihr bei Sturm und Regenwetter Euren Hausschlüssel vergessen, oder wenn Euch der Hausmeister ungebührlich lange stehen läßt,

weil Ihr mit seinem Sperrgroschen geknausert und ihn nicht zuweilen in Gestalt eines Sechsers gegeben; oder Ihr, die Ihr von dunkeln Augenblicken träumt, wenn Euch der Stiefel drückt, wenn Euer neuer Frack lose auf den Schultern hängt oder wenn Euer Hemd von wunderbarem Dessin bauschig Euren Busen bedeckt, wenn Gläubiger an Eure Thüre pochen, wenn sie, mit der Ihr durch das herrliche Band der Ehe verknüpft seid, nach dem Texte: „das Treiben der Männer ist böse von Jugend auf" ihre tägliche Gardinenpredigt beginnt, wenn niemand Deinen Namen als Dichter kennen will, obgleich Du doch gedruckt herausgekommen und nicht nur broschirt, sondern auch in Percal gebunden mit Goldschnitt zu haben bist; wenn der Buchhändler Dir als angehendem Schriftsteller mit höhnischem Lächeln versichert — und alle Buchhändler pflegen gern höhnisch zu lächeln — es sei von Deinem Werke, mit dem Du das größtmöglichste Aufsehen zu machen gedachtest, ein Exemplar mehr zurückgekommen, als er versandt, ein gespenstiges Exemplar, das auf unbegreifliche Art entstanden sein muß, das er Dir aber mißmuthig unter die Nase hält; oder wenn Du Journalist bist und der Haupt-Redacteur, der Eigenthümer des Blattes, für welchen zu schreiben Du die Ehre und das unaussprechliche Vergnügen hast, Dir die geistreichsten und pikantesten Stellen herausschneidet und dem Papierkorb übergibt, oder wenn dieser Haupt-Redacteur und Eigenthümer selbst gedankenvoll mit gefalteten Händen in seinem Selamlik, wie der Morgenländer sagt, sitzt, im verstecktesten Winkel seines Hauses, schmerzzerrissen und gramdurchwühlt, der zwei Verwarnungen sich erinnernd, die er erhalten, und denkend der dritten, die wie das Schwert des Damokles über seinem Haupte schwebt, — alle Ihr habt Unrecht; es sind wohl trübe Augenblicke, die ihr zu durchleben hattet, aber noch keine dunkle Stunde. Es war vielleicht ein stiller, trauriger Tag, aber Euch bleibt die gegründete Hoffnung auf morgen, ein klares heiteres Morgen mit strahlendem

Lichte, auf eine Aenderung, eine Besserung, auf eine neue Sonne, die nasse Wege und Thränen trocknet, auf ein glückliches Ungefähr, das eintreten kann und auch das Gestern vergessen macht.

Ja, geneigter und vielgeliebter Leser, alles das und vielleicht noch mehr Aehnliches ist es nicht, woran ich gedacht, als ich den Titel der vorliegenden Geschichte schrieb.

Und doch erscheint im Leben eines jeden Menschen etwas, das man seine dunkle Stunde zu nennen berechtigt ist; entweder ist sie Dir schon erschienen oder sie wird Dir noch erscheinen. Doch ist es fern von mir, mit dieser Aeußerung einen Schatten in Dein vielleicht sonnenhelles Leben werfen zu wollen. Obgleich Dir die dunkle Stunde gewiß ist, brauchst Du ihr doch nicht ängstlich entgegen zu sehen; Du brauchst bei dem Gedanken an sie nicht mit den Wimpern zu zucken. Dein Herz soll deßhalb nicht schneller und ängstlicher schlagen, wenn Du ihr entgegen siehst; sie wird Dir vielleicht auch nicht erscheinen, als drohendes, finsteres Gespenst, mit unheimlicher Stille ein wildes Wetter verkündend, das Dich darniederschlägt; sie kann zu Dir in der lockendsten Gestalt kommen, unter den verführerischen Klängen der Musik, sie kann Dich umstricken in den lauen Düften einer mondbeglänzten Sommernacht. Aber sie kommt, sie kommt gewiß!

Sie kann Dir erscheinen in Gestalt eines Freundes, eines Rathgebers, der Dir die Augen öffnet, während Du arglos und heiter einem tiefen Abgrunde entgegen gehst; sie kann vor Dich hintreten unerbittlich hart und grausam, Deine ganze Vergangenheit zerstörend, Deine rosigsten Hoffnungen niederschmetternd. Aber sie kommt, sie kommt gewiß! Sie kann in Deine Tage treten, Deine Lebensuhr kann diese dunkle Stunde anzeigen; sie kann ernst und vernichtend in Dein Dasein schlagen, sie kann Dich namenlos elend machen, aber sie kann Dich auch vor namenlosem Elend bewahren.

Ja, sie kommt, sie kommt gewiß und greift in Dein Leben

ein, ernst, gewaltsam, gebieterisch. Aber dabei kann sie zum Guten lenken, was ohne sie zu Deinem Verderben geführt hätte; sie kann glänzende, trügerische Gebilde Deiner Phantasie zertrümmern; durch Thränen des Schmerzes, die Anfangs Dein Auge umfloren, glaubst Du ein wüstes Chaos zu sehen, ein brausendes Meer, das Dich zu verschlingen droht, dessen Wogen bedeckt sind mit zerpflückten Blumenkränzen, dessen emporstürmende Wellen nur ungewiß und zerrissen die Regenbogenfarben Deiner zerstörten Hoffnungen zeigen. Aber der Sturm wird austoben, Dein Blick wird sich klären und nach kräftig durchkämpften Stunden und Tagen wirst Du „Land, Land!“ rufen — kein trügerisches Land Deiner Phantasie, keine Fata Morgana, die Dich neckt mit unerreichbaren, wonnig anzuschauenden Wasserflächen, über welchen gespenstige Palmen nicken, — nein, ein Land, wo Du fest zu fußen vermagst und von wo aus Du alsdann gern zurückschaust auf das tobende Meer, welches Du durchschwommen, auf die dunkle Stunde, welche mit jeder Sekunde weiter und weiter zurückweicht. —

Aber sie kommt, sie kommt gewiß und sie kann Dich berühren, ehe Du ihr Dasein ahnst; sie kann unter Lachen und Scherzen an Dich hintreten, und erst, wenn sie hinter Dir zurückgeschwunden ist, fühlst Du schaudernd, daß Dich ihre kalte Geisterhand berührte.

Ja, sie kommt, und wenn sie kommt, bist Du nicht einmal des Mitgefühls Deiner Nebenmenschen gewiß. Sie kann schlagen, die dunkle Stunde, Deine Wünsche zermalmend und Dich Unglücklichen selbst dabei dem Verletzendsten Preis gebend, was Dir geschehen kann — der allgemeinen Heiterkeit. Das ist wohl die dunkelste der dunklen Stunden, wenn auch nur für Dich Aermsten allein. Sie kann aber auch wieder, wie mit weicher, mitleidiger Hand, durch Dein Dasein ziehen, von allen unbemerkt, von Dir tief empfunden, ungeahnt von dem Gegenstande, der innig verwebt ist mit Deinen Hoffnungen, Deinen heißen Wünschen. Das

ist eine entsetzlich bittere und schmerzliche dunkle Stunde, wo sich Dein zuckender Mund zu einem Lächeln zwingen muß, wo Du Deinem gebrochenen Herzen mit übermenschlicher Anstrengung befiehlst, gleichmäßig fortzuschlagen, denn die raschere Folge Deiner Athemzüge könnte Dich verrathen und noch unglücklicher machen.

Ja, sie kommt, sie kommt gewiß in jedes Menschen Leben, die dunkle Stunde, und dauerte auch sein Dasein nur wenige Tage, nur wenige Augenblicke. Dem sterbenden kleinen Kinde schlägt sie, wenn die Hand des Todes den letzten flatternden Athem von den zitternden Lippen wischt, und dann auch wohl der unglücklichen Mutter, die mit dem geliebten Wesen alles verliert. Vor dem wankenden Greise, dessen Tage vielleicht in immerwährendem ungetrübtem Glücke dahin geflossen, erscheint sie vielleicht noch spät am Abende, wenn der letzte Strahl der untergehenden Sonne, seiner untergehenden Sonne, ein frisches Grab bescheint, an dem er zusammengebrochen steht.

Ja, sie kommt, sie kommt gewiß, wenigstens einmal im Leben, und da wir nach allen bisherigen Erfahrungen ihrer gewiß sein können und dabei nicht im Stande sind, sie gänzlich abzuwenden, so thun wir am besten, ihr mit offenem Auge und frischem Muthe entgegen zu sehen. Können wir ihren Schlag nicht abwehren, so können wir ihn doch vielleicht mildern. Ein frischer Muth, ein offenes Auge hat schon manches Unheil abgewandt oder sind doch wenigstens im Stande, es so wenig schädlich wie möglich zu machen.

Und um ein offenes Auge und einen frischen Muth bitte ich auch den geneigten und vielgeliebten Leser, indem ich ihn in diesen Blättern einen Blick thun lasse, auf welche Art in dieses oder jenes Menschenleben die dunkle Stunde trat, vernichtend oder beschämend, ernst oder heiter, und da es nun einmal gegen mein Gemüth ist, die finstere Seite des Lebens gern, ausschließlich und mit Wohlgefallen in's Auge zu fassen, so darfst Du, geneigter

Leser, Dich vielleicht der Hoffnung hingeben, daß den dunklen Stunden, die ich Dir vorzuführen im Begriffe bin, wenigstens in vielen Fällen heitere, glückliche und versöhnende Stunden folgen werden.

Vor allen Dingen aber spreche ich den herzlichen Wunsch aus, daß die dunklen Stunden, die ich Dir hiemit übergebe, Dir keine trüben Stunden verursachen mögen.

Der geneigte Leser glaubt vielleicht, es sei außerordentlich leicht, eine neue Geschichte zu beginnen, wenn man einmal den Titel hat und über den Inhalt wenigstens des Kapitels, das man gerade anzufangen im Begriffe steht, mit sich im Reinen ist. Es ist das aber gerade wie mit einem Briefe, dessen Concept Du, geneigter Leser oder theuere Leserin, vollständig im Kopfe hast, das aber nicht so recht auf's Papier fließen will, weil Dir das erste Wort fehlt. Das erste Wort ist aber ein wichtiges Wort, und seine Bedeutung ist in unseren überfeinen, bis zum Zerbrechen zugespitzten socialen Verhältnissen noch nie recht gewürdigt worden. Es hat, und mit großem Unrecht, noch keine Bedeutung, wie zum Beispiel das so oft erwähnte Mitglied derselben Familie — das letzte Wort, trotzdem man in diesem meistens eine unangenehme, zänkische Persönlichkeit vermuthet, und obgleich man gemeinhin nichts Angenehmes ausdrücken will, wenn man sagt: das war sein letztes Wort, oder: sie hat wie immer das letzte Wort behalten.

Wie gesagt, man thut sehr Unrecht, wenn man dem ersten Worte eines Buches, eines Briefes, einer Conversation nicht die gehörige Aufmerksamkeit zuwendet. Namentlich in letzterem Falle, bei einer mündlichen Unterredung, ist das erste Wort oftmals von größerer Bedeutung als das letzte; oder man könnte wenigstens sagen, daß dieses durch jenes in vielen Fällen bedingt werde. Ich halte es bei wichtigen Unterredungen für sehr ersprießlich, schon in den ersten Worten durchblicken zu lassen, welches Gesprächsthema

ich anschlagen will oder wohin ich ein im Voraus angenommenes zu führen gedenke. Auch bei Briefen, die nicht nur reine Courtoisie-Schreiben sind, finde ich es zweckmäßiger, wenn das möglich ist, schon in den ersten Worten mein Gegenüber au fait zu setzen, um wenigstens die Tonart anzudeuten, in welcher unsere Unterhandlung geführt sein wird.

Bei einem Buche oder bei einer Geschichte, die ich zur Unterhaltung des Lesers schreibe, ist das schon etwas Anderes. Da halte ich es in wenigen Fällen für zweckmäßig oder richtig, den geneigten Leser sogleich mit nüchternem Auge — wenn ich mich dieses Ausdrucks bedienen darf — die Scene mit einem Blicke übersehen zu lassen. Da ist ein Umweg angenehmer, fast nothwendig, wie ja auch eine anmuthige Gegend einen größern Eindruck auf uns macht, wenn wir auf einem gewundenen Pfade durch dichtes Gestrüpp auf den Berg geklettert sind, als wenn wir uns ohne alle diese Vorbereitungen so mit einem Male vor einer prachtvollen Landschaft befinden.

Deßhalb führe ich den geneigten Leser nur höchst ungern so ohne alle Umstände auf den Schauplatz der Begebenheiten, und es ist mir bisher immer als das Passendste erschienen, ihn wie in leichtem Gespräche mit ein paar einleitenden Worten an die Thüre des Gemachs zu bringen, wo sich die Personen befinden, welche die Handlung unserer wahrhaftigen Geschichte beginnen sollen. Zum Anfang einer solchen harmlosen Einleitung empfehle ich allen Collegen und angehenden Schriftstellern das Wörtchen „Wenn," dessen ich mich schon in vielen derartigen Fällen mit großem Nutzen bedient habe. In der That, „Wenn" ist als erstes Wort ein sehr angenehmes Wort, es nimmt sich gedruckt vortrefflich aus, es hat so runde behäbige Formen, es klingt ausgesprochen sehr gut; es ist eine Maske, hinter der alles Mögliche zum Vorschein kommen kann. Es läßt uns so behaglich flaniren; es erlaubt uns, schon nach den ersten Zeilen ohne Aufsehen rechts

oder links abzuschweifen oder gar den entgegengesetzten Weg von dem einzuschlagen, den wir anfangs gewandelt. Können wir nicht zum Beispiel sagen:

Wenn am Morgen des 4. Mai der unbewölkte Himmel einen klaren Tag versprochen hätte, so würde u. s. w. Da es aber regnete, so wird es nicht. — — Oder: Wenn das Gehölz, vor welchem Elise bei Beginn unserer glaubwürdigen Geschichte stand, einen Pfad gezeigt hätte, so würde sie diesen betreten haben; da sich aber kein Weg ihren Blicken darbot, so wandte sie sich um und stand plötzlich mit verschämten Mienen vor einem Jünglinge, der, vom ersten Strahl der Sonne beleuchtet, ihr sanft zulächelte.

Es ist mir da willenlos ein sehr pikanter Novellen-Anfang entschlüpft, für welchen ich mich genöthigt sehe, hiermit feierlich mein Eigenthumsrecht vorzubehalten, indem ich zu gleicher Zeit diese vielleicht sehr unnöthigen Betrachtungen schließen will, die, offenherzig gesagt, dadurch entstanden, daß ich es nicht über mich gewinnen konnte, gleich zu Anfang dieser wahrhaftigen Geschichte den theuren Leser zu ersuchen, mit mir eine weite Reise zu unternehmen. Also beginnen wir so gut wie möglich, indem wir uns durch einige Contraste zu steigern suchen, um nicht wieder, wie man es mir schon zum Vorwurf gemacht hat, leichtfertiger Weise in die Situation hinein zu stürzen.

Zweites Kapitel.

Bilder aus dem Süden.

Wenn Du, geneigter und vielgeliebter Leser, den Anfang dieser meiner wahrhaftigen Geschichte lesen wirst, ist der Sommer wieder

einmal vergangen und der Winter hat sich eingestellt mit seinen Leiden und Freuden. In dem vieljährigen Verkehr, den wir mit einander unterhielten — ich mich bemühend, Dich zu unterhalten, Du freundlich geneigt, mich zu lesen, wofür ich Dir außerordentlich dankbar bin, — haben wir die Jahreszeiten: Frühling, Sommer, Herbst und Winter, schon so oft mit einander durchlebt, daß ich wahrhaftig schüchtern geworden bin, eine Geschichte mit den Worten anzufangen: Es war, als der Blüthenschmuck des Frühlings, oder: Im Herbst beim Niederrascheln des ersten gelb gewordenen Blattes — und doch kann ich nicht umhin, der Jahreszeit zu erwähnen, in der wir uns gerade befinden. Trösten wir uns mit den ewig wechselnden Zeiten selbst, die ja auch, obgleich immer dieselben, doch stets Neues und Schönes bringen. Wenn ich auch nicht so vermessen bin, des Letzteren allzuviel von meiner Geschichte voraussetzen zu wollen, so wird sie doch hoffentlich einiges des Ersteren bringen, um damit zu Deiner Unterhaltung etwas beizutragen.

Mit dem Winter hab' ich nun freilich noch nichts zu thun, allein so sehr ich auch den Frühling liebe und so gern ich von seinen Blüthen und dem jungen sprossenden Laube erzähle, so kann ich es doch nicht ändern, ihn und den Sommer vermag ich Dir jetzt nicht zurückzubringen und Du mußt für diesmal schon mit dem Vorläufer des Winters, dem Herbste, fürlieb nehmen. Dabei will ich Dir aber nicht verhehlen, daß ich schließlich für Dich eine kleine Ueberraschung habe, eine Ueberraschung, die Dir zu Theil werden soll, wenn Du nicht schon mißmuthig über den Eingang dieses Kapitels die nachfolgenden Blätter zu überschlagen gedenkst.

Der Herbst ist also da; die Aeste der Bäume, des rauhen Windes noch nicht recht gewohnt, schütteln sich kurz und verdrießlich, und es ist gerade, als verstände man ihr Sausen, und

als wollten sie sagen: Gemach, gemach, so überfällt man die Leute nicht. Die Tage sind kürzer, die Abende länger, und Morgens kann die Sonne erst Herr werden, nachdem sie schwer gekämpft mit langweiligen Nebelmassen, die frech emporwallen und die, wenn man sie Meister werden läßt, als das Trostloseste, was es gibt, als Landregen, wieder auf die Erde niederstürzen. Zu keiner Zeit so sehr, wie zu dieser, ergreift uns ein reges Verlangen, mit den Wolken zu ziehen, wenn sie der Nord und West nach Süd und Ost treibt, wenn wir uns so recht als kaltdurchschauerter Fichtenstamm fühlen und von Palmen und Orangen träumen. Wie gerne möchten wir mit den Störchen und Staaren ziehen durch die trübe nebelige Herbstluft, oder mit den Schwalben, die am längsten bei uns aushalten und uns durch ihr freundliches Zwitschern einzuladen scheinen, dem schönen Süden herzliche Grüße mitzugeben.

Und was hält uns ab, ihnen zu folgen, — uns, die wir im Stande sind, auf den Zauberflügeln des Gedankens uns hierhin und dorthin zu bewegen? Schließe die Augen, geneigter Leser und vertraue Dich mir an, ohne ängstliche Ueberlegung, aber, auch ohne Furcht und mit etwas Hingebung, wie Du mir ja schon so oft gefolgt bist. Da Du aber selbst weißt, daß die größten Wirkungen in künstlerischer Hinsicht durch Contraste erzielt werden, so schaue noch einmal an diesem trüben, regnerischen Herbsttage um Dich und präge Dir den Anblick der nördlich gelegenen Heimat recht lebhaft ein, wate durch die schmutzigen Straßen, drücke Dich dort an dem großen Platze, ehe Du ihn muthig überschreitest, noch einmal fest an das Eckhaus, um Dich zu stärken, und Dich so den Windstößen, die Dich gleich darauf ergreifen werden, mit mehr Kraft entgegenwerfen zu können; fasse Deinen Regenschirm kürzer oder lasse ihn lieber ganz zu, denn die Regenschauer, die von allen Seiten, jetzt horizontal auf Dich nieder, jetzt vertical an Dich hinprasseln, hohnlachen über

das schwache Fischbeingestell mit dem undurchdringlich sein sollenden Seidenzeug überzogen. Muthig vorwärts, dort gegenüber an der bekannten Hausthüre, die aber ungeschickter Weise fest verschlossen ist, winkt Dir, Durchnäßter, Wassertriefender, die Palme des Sieges.

Wenn es Dich trösten soll, so betrachte auch Deine Nebenmenschen beiderlei Geschlechts, wobei Du sehen wirst, daß die schönere Hälfte mit ihren wallenden Röcken, die in der Verhüllung so gar oft nicht das richtige Maß finden können, viel schlimmer daran ist, als wir; blicke auf die prasselnden Dachrinnen, die nächstens in dem Ueberflusse zu ersticken drohen; sieh, wie die Fensterläden vom Winde bewegt an ihren Ketten und Schließhaken rütteln; bemerke dort den unglücklichen Hut, den der Wind, Gott weiß, wohin entführt; schau auf den triefenden Hund, auf das arme Wagenpferd, wie es den Kopf so gut wie möglich vom Winde abkehrt und den Schweif einzieht; hebe Deinen Blick empor zur Wetterfahne, die, wie wir aus einer meiner wahrhaftigen Geschichten wissen, auch Gefühl hat, oder zum Hahn eines Kirchthurms, der sich mit schrillendem Tone in einer Minute unzählige Male herumwirbelt, oder höher hinauf zum Himmel, der mit seinen träge dahinziehenden schweren Wolken wahrhaft trostlos aussieht, so matt und langweilig, daß man glaubt, seine schöne blaue Farbe könne niemals wiederkehren, — so grau in grau schattirt ist er, so weit das Auge reicht.

Und nun, geliebter Leser, schließe dieses Auge für kurze Zeit: halte Dich fest an mich und dann — — blick' um Dich.

Verschwunden ist Regen und grauer Himmel, verschwunden Nebel, Feuchtigkeit und kalte Luft. Du fühlst Deine Wange angenehm gefächelt von weichem, duftigem Hauche; ein warmer Sonnenschein wirkt wohlthuend auf Dich, ein Sonnenschein, der Dir zu heiß werden könnte, wenn es uns nicht möglich wäre, in den Schatten zu treten. Und was erzeugt diesen Schatten? Ah!

Du blickst erstaunt empor und bist fast verwundert über diese stattliche unabsehbare Reihe massiver, altersgrauer Paläste, die in ihrer tiefen Färbung so trotzig dastehen auf ihren schweren, wohlbehauenen Sockelquadern, die sich hoch in die Luft erheben und dort den Himmel so wunderbar tiefblau erscheinen lassen.

Schau neben Dich; dort wo der Schatten aufhört, strahlt das hellste, unbeweglichste Sonnenlicht, kein bald trüberer, bald hellerer, flatterhafter Schimmer, wie Du ihn bei uns oft gesehen, wenn immerwährend, auch an heiteren Tagen, Wolkenmassen am Himmel spazieren ziehen.

Ich sehe, Du bist erstaunt über die fremdartigen Gestalten, die Dich umgeben, über das seltsame Treiben, das an Dir vorüberrauscht, ja im wahren Sinn des Wortes rauscht und blendet; denn wenn wir einen Augenblick stehen bleiben, vielleicht geschützt durch einen schweren Gascandelaber, so kommst Du Dir vor, wie irgend ein Fels im Meer, an dem eine ewig rastlose, sprudelnde und schäumende Brandung sich bricht, an dem sich ein fort und fort dahinziehender Menschenstrom lachend, schreiend, rufend und singend zertheilt.

Ich verstehe Deinen fragenden Blick, und da Du mir vertrauensvoll gefolgt bist, so ist es meine Schuldigkeit, Dir die reine Wahrheit zu sagen.

Du bist in Neapel, in der Strada Toledo. Da ich Dich aber nicht hieher geführt, um Paläste anzuschauen oder Dich in den verwirrenden Strom des Volkes tauchen zu lassen, wenn sich dieser Strom auch noch so bunt und malerisch darstellt, so folge mir von Toledo nach Santa Lucia. Links ist der königliche Palast, ein mächtiger Steinhaufen, etwas ernst anzuschauen, und er hat Ursache dazu, seine Fenster sind verschlossen, die Vorhänge hinter denselben zusammengezogen; er macht, was er auch in der That ist, den Eindruck der Stille und Leere. Gegenüber haben wir die Kirche von San Francesco de Paolo mit ihren gewaltigen

Säulenhallen, eine Votivkirche, welche König Ferdinand IV. in Sicilien decretirte, wenn es ihm gelingen würde, wieder nach Neapel zurückzukehren.

Doch weiter! Gerade vor uns ist einer der schönsten Gasthöfe Neapels, das Hotel de Rome. Wenn Du Neapel später einmal wieder besuchst, rathe ich Dir, dorthin zu gehen, denn die Aussicht von der Terrasse des Hauses auf den Golf von Neapel, auf den Vesuv und auf die zahllosen Städte und Städtchen, Dörfer und Landhäuser, die den Strand des Meeres umsäumen, ist entzückend schön. Träumerisch aber wirst Du hinausschauen auf das tiefblaue Meer, in welchem vor Deinem Blicke die wunderbaren Inseln Capri, Procida, Ischia, wie farbige duftige Blumen zerstreut liegen. Links liegt Sorrento, das göttliche Sorrento, Tasso's Geburtsort, rechts der Posilippo mit seinen malerischen Formen.

Wandern wir Santa Lucia entlang und sehen hier, ohne uns aufzuhalten, eines der interessantesten Stücke neapolitanischen Volkslebens.

Die ganze lange Straße an dem Meere hin ist wie ein einziger großer Markt, wo sich Hunderte von Verkäufern zwischen Tausenden von Käufern und Fremden umhertreiben, ihre Waaren zeigen, sie zum Verkauf anbieten oder auch wohl zu kosten geben; denn von sämmtlichen Artikeln, die hier verhandelt werden, kann unbedingt die größere Mehrzahl zu Speise und Trank gerechnet werden. Orangen und indische Feigen werden hier mit gellender Stimme. ausgerufen, dort Schnecken, Castanien; in einer langen Reihe sehen wir zur Linken offene Buden, in denen Austern zierlich ausgelegt sind, die vollen großen Haufen rings bekränzt mit goldgelben Citronen. Hinter den Buden bemerkt man Tischchen, wo sich der Neapolitaner niederläßt, um mit großem Wohlbehagen seine frutti di mare zu verzehren.

Ah, ein inniges Wohlbehagen kann hier nicht fehlen, sitzt

doch der Schmausende, vor dem Menschenstrom geborgen, dicht am Rande des Quai's, an welchem unten hin die in gleichförmigen Pausen heranrollenden leichten Meereswellen anklatschen und ihm durch ihre Nähe verbürgen, daß das, was er auf dem Teller hat, frisch und echt ist. Und erst noch, wenn er den Blick emporhebt zum alten Vesuv hinauf, der in prachtvollster Färbung da liegt, hoch auf dem Haupte die Rauchwolke, wie ein Federbusch geformt, der freundliche Spender des tiefgefärbten Weines hier in der Foglietta!

Ziehen wir aber mit dem Strome weiter. Kaum sind wir im Stande, uns einiger sehr zudringlicher Weiber zu erwehren, die uns mit Gläsern in der Hand umringen und ihre Körbchen emporhalten, in denen kleine Brodringe liegen: chi vuol beve, chi vuol beve! Der Teufel trinke ihr Schwefelwasser, um daran Geschmack zu finden, muß man Neapolitaner sein.

Glücklicher Weise sind wir jetzt in Chiartamone, wo es ruhiger wird; auch haben wir nicht mehr weit zur Villa Reale, dem königlichen Garten und beliebtesten Spaziergang der Neapolitaner. Es ist aber auch hier unter den schattigen Bäumen über alle Beschreibung schön; von weither braust der Lärm der großen Stadt, und in den ersten Stunden des Tages bist Du mit wenig anderen Naturschwärmern vergleichsweise gegen das Getümmel der Straßen ziemlich allein. Dein Fuß tritt auf weiche Sandwege, Orangenblüthen umduften Dich, Springbrunnen werfen ihren Wasserstrahl in die Höhe und Marmorstatuen blicken geheimnißvoll zwischen den tiefdunkeln Blättern immergrüner Bäume und Sträucher hervor.

Tritt hinaus an das Meer auf die halbrunde Terrasse, deren Fuß vorspringend unten von den Wellen bespült wird. Was siehst Du? Was Du heute schon einige Mal erblickt und was nach Tagen, Wochen, Monaten, selbst Jahren immer noch entzückend schön für Dich bleiben wird — den Golf von Neapel.

Jetzt zu Deiner Linken, da Du weiter entfernt bist, tritt auch die gewaltige Stadt mehr und mehr hervor. Rechts vor Dir siehst Du das Ziel unserer Wanderung, den Posilippo, an dessen Abhängen sich terrassenförmig eine Villa über der andern erhebt, hell schimmernd zwischen dem dunkeln Grün, jede mit ihren Augen hinausschauend auf das tiefblaue, weite, unendliche Meer.

Auf eines dieser Landhäuser führe ich Dich, geneigter Leser, und ich bilde mir ein, Dich damit nach einem Stücke irdischen Paradieses zu bringen. Laß uns aber unsern Weg langsam verfolgen; sehen wir doch hier auf jedem Schritt so viel des Interessanten und Schönen, daß es schade wäre, von unserem Zaubermantel Gebrauch zu machen, um in raschem Fluge das Ziel unserer Reise zu erreichen.

Den königlichen Garten lassen wir hinter uns und betreten abermals die Straße, die Mergelina, welche, eine Fortsetzung von Santa Lucia und der Chiaja, immer am Meeresstrande entlang geht und so in einem weiten Bogen zur Grotte des Posilippo führt. Je mehr wir uns damit dem Ende der Stadt nähern, um so ruhiger wird das Straßenleben; ruhig für Neapel, ohne aber auch nur für einen Augenblick gänzlich aufzuhören oder die Straßen leer lassend. Wenn auch der Fußgänger hier wenige sind, sehen wir um so mehr glänzende Equipagen, einfache Carocelli, Reiter zu Pferd und Esel, oder Landleute der Umgegend, welche Schaaren der letztgenannten nützlichen Thiere mit Säcken und Körben beladen vor sich hertreiben und sie durch ein bekanntes Zungenschnalzen zu neuem hastigerem Laufe antreiben.

Wenn auch auf der Mergelina weniger Handel und Wandel herrscht, als wir in den anderen Straßen Neapels gesehen, so tragen doch die Bewohner hier, meistens Fischerfamilien, unbewußt selbst dazu bei, ihre Häuser mit den malerischsten Gruppen zu verzieren. Da sie gewöhnlich im Parterre wohnen, in den sogenannten Bassi, ziemlich dunkeln und kühlen Räumen, so findet

man es begreiflich, daß namentlich an den unvergleichlich schönen Abenden Alt und Jung vor die Thüre strömt, um sich hier beim Nichtsthun und bei der Arbeit der reinen Luft und des goldenen Sonnenlichtes zu erfreuen. Ist dabei zufällig ein Corsotag, wo die reichen, glänzenden Equipagen des neapolitanischen Adels bis zur Mergelina fahren, so ist die Straße nicht nur belebter, als gewöhnlich, sondern auch reich an den grellsten Gegensätzen. Hier die mit glänzenden Stoffen, mit Seide und Sammt bekleideten Damen, dort der braune, halbnackte Fischerjunge, wie er mit seinem zerfetzten farbigen Mäntelchen, so gut als es gehen will, die kräftig gebauten Schultern bedeckt. Dabei aber hält er seinen Kopf mit dem schwarzen gelockten Haar, auf dem keck die rothe Mütze sitzt, nicht weniger trotzig und herausfordernd, als dort der Cavalier seinen feinen schwarzen Hut, gewiß nicht vornehmer, aber viel malerischer.

Lassen wir sie dahin ziehen zu Pferd und Wagen; opfern wir dabei sogar den Blick auf's Meer und wenden uns den Häusern zu, wo ein schönes Bild das andere verdrängt. Kann man sich etwas Originelleres denken, etwas, das mehr den südlichen Charakter ausdrückt, als die kecken schönen Gestalten mit ihren gebräunten Gesichtern und den leuchtenden Augen, mit ihrer spärlichen Bekleidung, von der aber immer wenigstens ein Stück, selbst noch in seinen Resten, eine helle, schillernde Farbe zeigt, sitzend oder liegend vor den Thüren ihrer Häuser? Dazu die Allee, unter der wir wandeln, von hellsaftig grünen Akazien, durch welche die Strahlen der langsam sich senkenden Sonne goldig durchbrechen, jetzt hier die Spaziergänger und Gruppen, die an den Häusern lagern, mit den wärmsten Farben beleuchtend, jetzt andere dort in violette Schattentöne hüllend — eine Reihe von Bildern, prächtig in Licht und Schatten, und sich darstellend, als hätte sie der größte Maler mit allem Aufwande seiner Kunst so zusammen gestellt.

Wenn wir näher hinblicken, so löſ't ſich vor unſeren Augen das Ganze in einzelne nicht minder intereſſante Gruppirungen auf. Sieh' dort die alte Frau mit dunklem, braunem, runzligem Geſichte; in der knöchernen rechten Hand hält ſie hoch die Kunkel mit ſchimmerndem Flachs, während die linke behende auf dem Knie die Spindel dreht. Iſt ſie nicht mit ihren ſilbergrauen Haaren, die in vollen Locken zurückgeſtrichen ſind, das ſchönſte alte Weib, daß man ſehen kann? Iſt ſie nicht eine wahrhaft claſſiſche Erſcheinung? Zu ihren Füßen liegt ein prächtig ausſehender, vor Geſundheit ſtrotzender Säugling in einem geflochtenen Korbe, ſeiner einfachen Wiege, den die Alte mit ihrem Holzſchuhe in beſtändig ſchaukelnder Bewegung erhält. Neben dieſen Beiden, der Großmutter und dem Enkel, ſitzt eine jugendliche, volle Geſtalt: die Mutter, welche an einem Fiſchernetze flickt und von Zeit zu Zeit das dunkle Auge, von langen Wimpern halb verſchleiert, mit träumeriſchem Blicke erhebt. Gewöhnlich ſchaut ſie nur wenig vom Boden auf und erhebt ihre Augen nur bis zu dem Kinde, worauf ein wohlthuendes, liebliches Lächeln ihr ſonſt ſo ernſtes Geſicht erhellt; zuweilen aber betrachtet ſie ſich auch einen kurzen Augenblick die Spaziergänger.

Dort nebenan ſtehen drei braune, kräftig gewachſene Männer im leichten Fiſchercoſtume, mit den hochrothen Mützen auf den ſchwarzen, krauſen Haaren; einer lehnt an der Mauer, der Andere hat ſeine Hände auf die Hüften gelegt und Beide horchen auf die Erzählung des Dritten, die man aber eher ein Geſchrei nennen könnte. Und dabei arbeitet dieſer lebhaft mit den Händen, zeigt nach rechts und nach links, rückt auch wohl die Mütze von einem Ohr auf das andere und muß ſehr überzeugend ſprechen, denn wir ſehen, wie ſich die Züge der andern energiſch anſpannen, wie ſich ihre trotzigen Lippen öffnen, wie ihre Augen leuchten, und hören nun auch, wie dieſe Beiden jetzt in nicht minder lauten Redensarten eben ſo lebhaft antworten. Dabei erheben auch ſie

ihre Fäuste oder spreizen die Finger aus einander, über die dunkeln Gesichter fahren blitzähnliche Streiflichter tiefer Leidenschaftlichkeit. Es muß hier im nächsten Augenblicke ein furchtbarer Zank ausbrechen — doch auf einmal fliegt eine Orange in die Gruppe hinein und trifft den ärgsten Schreier an der Schulter. Alle Drei wenden ihre Köpfe nach der Straße zu und lachen nun wie auf Kommando so laut und herzlich, daß man ihre schneeweißen Zähne zwischen den Lippen hervorschimmern sieht.

Mitten im Wege spielt eine Schaar vierzehn- bis sechszehnjähriger Bengel Borelle — ein Ballspiel mit Orangen, die so schön sind, daß sie bei uns jede Tafel schmücken würden; zwischen ihnen, neben ein paar Gespielinnen, steht ein schönes, frisch aufgeblühtes Mädchen, und wenn sie in diesem Augenblicke auch noch so unbefangen drein schaut, so weiß der Getroffene doch ganz genau, woher der Wurf gekommen. Die Buben halten hartnäckig die Straße besetzt, und erst wenn die daher rollenden Equipagen oder die galoppirenden Pferde der Reiter dicht bei ihnen sind, machen sie eine kleine Bewegung auf die Seite und stoßen dabei einen kurzen, wie Hohn klingenden Ruf aus.

So zeigt sich bei jedem Schritte ein neues Bild, ein für uns ungewohnter Anblick, ein immer wechselndes buntes Durcheinander. Hier sind Fischer, die ihre Waaren auf kleinen Tischen feil bieten, andere dort haben sie in flachen Körben und verfolgen uns eine Strecke Weges mit der Versicherung eines unerhört billigen Preises; sie werden verscheucht von lustig aussehenden Barcajoli, welche ihnen launig die Versicherung geben, Excellenza denke bei einem so herrlichen Abend nicht an's Schmausen, aber in dem Blick von Excellenza zeige sich die größte Lust zu einer Meerfahrt. Und darin beweise Excellenza einen außerordentlichen Geschmack.

So verfolgen uns nun diese und suchen uns für eine Fahrt auf dem Meer durch die wärmste Schilderung des schönen Wetters und des zu erwartenden prachtvollen Abends zu gewinnen.

Um den Zudringlichen zu entgehen, und auch, um das ermüdete Auge nach dem ewigem Gewirre auf der Straße am Anblick der großartigen Natur wieder ausruhen zu lassen, treten wir, die Allee verlassend, einen Augenblick an das Gestade.

Ja, der beredte Barcajolo hat in seiner Schilderung Recht. Da liegt das Meer vor uns, dunkelblau und flimmernd, weit, weit hinaus in einer tiefen und gesättigten Farbe, die sich am Horizonte in einer kaum bemerkbaren Linie lostrennt vom Himmel, der sich beinahe eben so dunkel aufwölbt und dessen strahlende Fläche nur hie und da von einigen leichten weißen Wolkenstreifen unterbrochen wird. Capri in duftigem Violett ruht dort wie hingehaucht, und es scheint uns beinahe, als berühre das malerisch gezackte Eiland das Wasser nicht, sondern schwebe nur darüber hin, eine farbige phantastische Wolke. Ein leichter Wind weht über die Wasserfläche herüber, sie zu kleinen Wellen kräuselnd, die je näher sie dem Ufer kommen, desto mehr sich schwingen, heben und senken, um endlich schäumend und murmelnd an's Ufer zu spritzen.

Aber auch hier im Anblick der gewaltigen Natur siehst Du Dich von Bildern umgeben, die Deine Aufmerksamkeit ablenken. Dort liegt ein Fischerboot umgestürzt am Strande und wird von den dabei beschäftigten Männern reparirt. Wie kräftig zeichnet sich die schwarze Pechfarbe von dem blauen Meere ab; wie feuerig und warm glänzt die der Sonne zugekehrte Seite des Bootes mit seinen roth und weiß gemalten Streifen! Wie zierlich und nett blinken auch die hellen Sonnenlichter auf den weißen Hemden der Bootsleute, die einen langen Schatten auf den röthlichen Sand werfen. Jetzt erhebt sich eine schwarze Rauchsäule zwischen dieser Gruppe, gleich darauf zuckt eine flackernde rothe Flamme empor: das brennende Pech, und vervollkommet das alles zu einem der schönsten und zierlichsten Bilder.

Die länger werdenden Schatten der Bäume und Häuser mah-

nen uns daran, unsern Weg fortzusetzen, und bald sind wir am Fuße des schönen classischen Posilippo angelangt, der als lang gestrecktes malerisches Vorgebirge auf dieser Seite den Golf einschließt. Die Fahrstraße, auf welcher wir hieher gelangt, zieht sich weiter immer am Ufer des Meeres dahin; doch wir verlassen sie hier, um nach dem Ziel unserer Reise, dem reizenden San Antonio hinauf zu steigen, das mit seinen zierlichen Häusergruppen so kokett, so leicht und einladend an dem Hügel wie hingesäet liegt. Vor uns, wo die Fahrstraße sich biegt, zeigt ein tiefer Einschnitt in der Bergwand, der jetzt schon mit bläulichem Dufte angefüllt ist, die Stelle, wo die Grotte von Posilippo beginnt und sich fortzieht unter dem Berge, der sich hier über der Grotte in zackigen Felsmassen aufthürmt, welche aber unterbrochen sind von üppigen Castanien- und Maulbeerbäumen und auf der Höhe gekrönt erscheinen mit hohen, fast schwarzen Pinien, deren schirmartige, unbeweglich stehende Gipfel sich scharf von dem glänzenden Himmel abzeichnen. Etwas links unter ihnen liegt das alte Kloster San Antonio mit seinem grauen Thurme die Höhe beherrschend; hier wohnen nur einige Franziscaner-Mönche aus adeligen Familien, und es ist ein Ort, der mit seiner ungeheuren Rundsicht wohl ein heiß ersehnter Aufenthalt sein kann.

Etwas tiefer, durch eine Treppe und ein Pförtchen mit dem Kloster verbunden, liegt die reizende Villa Taglioni, vormals Cedronia, in einfachem und doch schönem Style erbaut; ihren Aufgang zieren weiße Säulen, die eine Rebenperculate tragen, deren feines Grün und wehende Ranken die ganze Villa so fein und malerisch einrahmen, daß sie Leopold Robert in seine Rückkehr von Madonna del Arco benutzen konnte.

Laß uns beim äußeren Anblick dieser Villa noch etwas länger verweilen, geneigter Leser, denn dorthin führe ich Dich beim Anfang dieser wahrhaften Geschichte, und dort, hoffe ich, werden wir uns auch später einmal wieder sehen.

Drittes Kapitel.

Die Villa San Antonio.

Der Garten der reizenden Villa Taglioni zieht sich bis an den Fuß des Hügels, und zwischen dem reichen Baumwuchs unterscheidet man deutlich, verschieden in Farbe und Gestalt, Terrassen, Treppen, Bogengänge, bald röthlich, bald gelblich unter dem grünen Laub hervorschimmernd; die Wege treten noch heller hervor, schlingen sich hin und her, sind auf dieser Stelle sichtbar, um sich auf einer andern unter Rebengewinden, dichten Lorbeerhainen und uralten Nußbäumen zu verlieren. Ganz am Ende des Gartens, ins Meer hinausragend, steht auf einem vorspringenden Felsen, den ein ungeheurer Steinbogen stützt, ein Pavillon in röthlicher Farbe mit wundervoller Aussicht. Neben ihm lehnen sich Terrassen an den Berg, zu denen in drei verschiedenen Etagen Wege geleiten; unten tritt einer dieser Wege in eine gewölbte Halle, aus welcher Treppen hinaufführen; oben ist ein anderer von einer dunkeln Cypressen-Allee beschattet, welche von jenem Pavillon wieder dem Hause zuführt. Ueber diese Allee hinaus blicken zwei andere Villen, welche ganz oben auf dem Bergrücken stehen, kokett zwischen Grün und Bogengängen mit weißen Säulen hervor.

Die Lage des eben beschriebenen Landhauses hat etwas eigenthümlich Großartiges und doch dabei wieder Geheimnißvolles, was noch dadurch vermehrt wird, daß man bei flüchtigem Umherschauen keinen Weg bemerkt, der zu diesem reizenden Aufenthalte führt. Man sieht wohl am Ende des Gartens gelbliche Mauern hie und da hervorblicken, die man, wenn man aufmerksam hinschaut, im Zickzack am Berge hinablaufen sieht, bis sie sich unten in dem Häuserlabyrinth verlieren. Dort führt die Straße hin-

auf, und ist der Anfang derselben von den Häusern, die unten den Berg umstehen, für den Uneingeweihten so gänzlich verborgen, daß man glauben könnte, sie seien absichtlich so dahin gestellt, um die Villa zu beschützen und den Aufgang zu ihr zu verbieten. Haben wir uns aber durch die uns bekannte Häuserlücke geschlichen — wir wollen übrigens dem Leser verrathen, daß dort ein Crucifix, steht, er also später auch ohne Führer nicht fehlen kann — so sehen wir vor uns einen steilen Weg und gehen aufwärts auf einem zwar breiten Pfade, der jedoch nur für Reiter und Fußgänger zu benutzen ist.

Eine Zeitlang wandeln wir zwischen den Häusern dahin, die hier ziemlich willkürlich vor und neben einander stehen, und da wir auf unserem etwas steilen Pfade dem italienischen Sprüchwort folgen müssen, daß, was chi va piano, va sano, so haben wir immer noch Zeit, die herrlichen Genrebilder zu betrachten, die sich auch hier, wie überall in diesem classischen Lande, dem Auge darbieten.

So sehen wir an der ersten Ecke eine taverna di Campagna, wo unter einer mit Rebenlaub und Blumen bewachsenen Veranda Tische und Bänke stehen, an denen junge Fischer oder Campagnoli, hier auch Massari genannt, vor einer caraffa di vino nero sitzen und ihr rothes Pfeifchen rauchen, während die außerordentlich dicke Wirthin des Etablissements vor der Thür ihres Hauses auf einem Holzschemel sitzt und einen großen schwarzen Kessel vor sich hat, der über lodernden Feuer steht, und in welchem sie in rauchendem Oel viereckige Stückchen aus Maisteig bäckt und diese Delicatesse noch heiß an Alt und Jung verkauft. Ihre halbnackten braunen Kinder balgen sich in innigster Verbindung mit dem großen zottigen Haushunde auf dem Boden umher, wobei es ihnen gleichviel ist, ob sie unter die Tische und Stühle oder unter die Füße der Gäste rollen.

Das ländliche Bild wird vervollständigt durch ein paar große

stattliche Gänse, die wackelnd und schnatternd vor den Balgereien der Kinder und dem Bellen des Haushundes entfliehen. Werfen wir einen flüchtigen Blick in das Innere der Veranda, so sehen wir nichts als ein finsteres, schwarzgeräuchertes Loch, eine förmliche Räuberhöhle; von der Decke herab hängen verschiedene Gegenstände, die uns verdächtig erscheinen müssen. Was kann es sein? Dunkelbraune Keulen, dicke Schnüre und Stricke, gekrümmte Eisen, Ketten, Netze und dergleichen. Wenn wir aber näher hinblicken, so erkennen wir nach und nach, daß das, was wir für Räuber-Requisiten gehalten, harmlose Schinken, große Schnüre mit Würsten, unschuldige Speckseiten sind. Auf einander gethürmte Gegenstände, die wie Steine aussehen, ergeben sich als sopressata und cacio cavallo, Pferdekäse, den man nach einer langen und anstrengenden Fußpartie, vermischt mit dem schweren rothen Weine, genießen und dann sogar verdauen kann.

Uebrigens sind die Leute hier freundlich, harmlos und gutmüthig; die Burschen unter der Veranda rücken ein klein wenig an ihren Mützen, die dicke Wirthin begrüßt uns mit ihrem: buona sera, Cellenza! was eine Abkürzung von Excellenza ist, und ein paar junge Weiber, die halb entblößt, ihren Säugling auf dem Schooße, sich den Mutterfreuden hingeben, rufen uns ein freundliches Wort nach und machen, noch ehe wir um die Ecke verschwunden sind, ziemlich ungenirt ihre lauten Bemerkungen über uns.

Unser Weg scheint nach einer kleinen Biegung durch ein mächtiges Haus versperrt zu werden, das sich mit gewaltigem Thorweg gerade vor uns hingelagert hat, aber eben dieser dunkle Thorweg nimmt uns auf und führt uns weiter. Unter seinem Bogen ist eine kleine Kapelle angebracht, vor dem Bilde der Mutter Gottes stehen Blumen, deren bunte Farben eben so wie das Gesicht der Madonna nur spärlich von der ewigen Lampe

beleuchtet wird. Alte Bettler haben hier Posto gefaßt; vor dem kleinen Altar knieend, oder auch am Ein- und Ausgange liegend, vergessen sie nie, den durchpassirenden Fremden mit italienischer Hartnäckigkeit anzubetteln, wobei sie indessen ihr halbgemurmeltes Gebet nur auf Augenblicke unterbrechen.

Jenseits, im sanften Lichte des hereinbrechenden Abends setzen wir wohlgemuth unseren Weg fort; immer noch haben wir Häuser zu beiden Seiten, die mit vier und fünf Stockwerken hoch an der Bergwand emporragen und der schon tief stehenden Sonne nur spärliche Lichtblicke in die halb dunkeln Höfe und Lücken der Gebäude erlauben. Doch wird auch dieses letzte Sonnenlicht noch benutzt; dort sieht man schlanke elastische Mädchengestalten, welche weiße Leinwand, auch wohl sehr fadenscheinige, geflickte und zerrissene, an Seilen aufhängen und diese Seile so zu spannen wissen, daß die Sonne vor ihrem Verschwinden noch daran hinstreifen muß. Andere Mädchen und Weiber ziehen Wasser aus einem tiefen Brunnen oder bearbeiten Wäsche auf einem Stein. Gesprochen wird dabei nicht so viel, wie bei uns, wenn man „an's Brünnele“ geht; aber zuweilen erhebt eine ihre schrillende Stimme und singt: O dolce Napoli, O suol beato, Ove sorridere Volle il creato, Tu sei l'impero dell armonia.

Obgleich wir schon ziemlich lange aufwärts gestiegen sind, wobei sich der Weg bald rechts, bald links gebogen hat, so sind wir doch noch nicht im Stande, über die Häuser hinweg zu sehen. Kein Wunder, denn die Höhe verschiedener dieser Gebäude ist enorm; hier ist ein solches Wahrzeichen des Weges nach San Antonio, ein sieben Stockwerk hohes Haus, wo unten in einem Basso ein magerer langer Schuster die nicht sehr feinen Chaussuren der Mergelinerinnen und San Antonierinnen flickt. Seine Tochter Marineta mit keckem, lebhaftem Gesicht und vollem Wuchse strickt vor der Thür, beständig mit anderen Mädchen schäckernd

und lachend, und die jungen Herren, die hinauf gehen, freundlich, zuweilen auch sehr herausfordernd grüßend.

Hier aber athmen wir freudig aus tiefster Brust auf; das vielfarbige Häuserlabyrinth — Grau und Gelb ist jedoch vorherrschend — bleibt nun hinter uns zurück und sinkt, da der Weg noch immer steil aufwärts führt, mit jedem Schritte weiter in die Tiefe hinab. Den herrlichen, tiefschattigen Laubmassen, die wir schon an der Straße bewundert, sind wir nun schon so nahe gekommen, daß wir entzückt den balsamischen Hauch der Blumen und Blüthen des vor uns liegenden Gartens auf uns einströmen fühlen. Vor uns, schon ziemlich nah, liegt die Villa Taglioni mit ihrem weißen Säulengange und der Zickzackrampe, die jetzt so deutlich hervortritt. Die alten Mauern dieser Rampe, auf denen der Weg hinanklimmt, blicken zwischen dem Grün gar malerisch hervor, reizend zerklüftet und zerrissen, in heller warmer Farbe, mit ihren von der Seeluft zerfressenen Steinen und den üppigen Schlingpflanzen, die in langen wehenden Guirlanden aus jeder Spalte, aus jedem Risse herabhängen. Garten, Villa und Rampe, ja, die ganze Bergseite, die wir vor uns haben, liegt schon in tiefe Abendschatten eingehüllt, nur oben auf der Höhe schimmert und strahlt das Kloster San Antonio noch im Glanze der sinkenden Sonne.

An der Ecke der dritten Biegung der Rampe, unter dunklen Bäumen halb verborgen, steht ein Thürmchen mit ganz bemoostem Dache und einer kleinen verschlossenen Thüre. Es ist dies der heimliche Eingang des Gartens, zu dem nur besonders Bevorzugte den Schlüssel erhalten, um Abends noch hinein zu können, wenn das große Thor schon geschlossen ist. Eine enge Wendeltreppe führt in das Dickicht der Bäume, und ein schmaler Pfad windet sich hinauf zwischen Buxhecken und Feigenbäumen an einem großen grauen Felsen und einer dort tief hinein lau-

fenden Grotte vorüber; auf einer schmalen steinernen Treppe gelangt der Wanderer in den großen Aufgang mit den weißen Säulen.

Dieser Steg hat besonders um Mittag im hohen Sommer einen eigenen Reiz; außen sind dann die Rampen von den senkrechten Strahlen der Sonne blendend beleuchtet und zum Verschmachten heiß; tritt man aber in's Thürmchen und hat die Thüre verschlossen, so umhüllt geheimnißvolles Dunkel das geblendete Auge und einen Moment darauf athmet die Brust mit Wonne die balsamische kühle Luft ein, die hier im wohlthuenden Schatten junger Mandel- und Maulbeerbäume herrscht. Duftender Rosmarin, feuriger Goldlack und hohe Stauden Levkojen bilden längs des Weges, in ihrem ungestört wuchernden Wachsthum eine Hecke, deren Duft sich Morgens wundervoll entfaltet und den vom Seebade kommenden Spaziergänger neu belebt. Rebengewinde überhängen den Weg bis zur Stiege, wo im kühlen Hauche der Grotte Colocasien und andere saftige Blätterpflanzen ein tiefgrünes Rondel bilden.

So sehr auch der angenehme Schatten uns einladet, in diese Grotte zu treten, so eilt doch Jeder scheu an ihr vorüber, denn wie man sagt, sollen hier Schlangen in Menge hausen. Unbedingt aber diesem Gerede zu glauben, möchte ich dem geneigten Leser doch nicht empfehlen, denn wer kann wissen, welche Absicht der erste Verbreiter dieses Gerüchtes dabei hatte, die vielleicht ganz unschuldige Grotte in Verruf zu bringen.

Uebrigens benutzen wir den eben geschilderten kürzeren Weg nicht, sondern gehen im Schatten gemächlich außen über die Rampe hinauf bis zur nächsten Biegung, wo in der Mauer eine Eremiten-Zelle ist, deren Bewohner, ein alter, ziemlich corpulenter Capuciner, vor dem Eingange sitzt und uns freundlich grüßend um einen Beitrag für das Licht der Madonna (l'olio della Madonna) ersucht.

Das hier so plötzlich lebendig gewordene Bild eines Ein-

siedlers, mit dem wir uns schon in der Kinderzeit gerne beschäftigten, macht auf uns einen gleich großen Eindruck, wie das Erblicken der ersten im Freien wachsenden Palmen oder eines mit süßen, goldglänzenden Früchten bedeckten Orangenbaumes, der nicht in einem Kübelgefäß vegetirt. Wir möchten uns darüber verwundern, daß der lebendige Einsiedler — todte, von Holz und Blech ausgeführte, haben wir auch bei uns schon gesehen — so freundlich mit uns spricht und lächelnd mit dem Kopfe nickt. Aber es gibt der größeren Wunder in diesem herrlichen Lande so viele!

Schauen wir einen Augenblick rückwärts auf das Panorama, das sich nach und nach immer großartiger vor uns ausbreitet. Dort steht der Vesuv in unaussprechlich schöner, warmer Beleuchtung; wir sehen das Meer zu seinen Füßen, weiter links das gewaltige Neapel; dort den malerischen Steinhaufen des Castel del' Uovo, die Riva die Chiaja, alles das zeigt sich in prachtvoll röthlichem Lichte, mit den unter uns liegenden grauen Häusern einen scharfen Contrast bildend. Wir sitzen hier im Schatten, und für uns ist in diesem Augenblicke das ganze Licht der untergehenden Sonne auf den strahlenden, in Stahl- und Goldglanz schimmernden Golf concentrirt.

Hier möchte ich Dich gerne verlassen, geneigter Leser, und Du solltest schwärmen in dem entzückend schönen Anblick der nun von Sekunde zu Sekunde wechselnden farbigen Tinten, bis die Sonne verschwunden ist. Da ich aber hoffe, daß es Dir gelingen wird, an einem der nächsten Abende dies Plätzchen allein aufzufinden, ich, dem Du vertrauensvoll gefolgt bist, es auch für meine Schuldigkeit halte, Dich vor einbrechender Nacht unter Dach und Fach zu bringen, so spende dem Einsiedler eine Kleinigkeit für das Oel der Madonna und laß uns unsern nur noch kurzen Weg bis zur Villa fortsetzen.

Noch eine Biegung der Rampe und wir haben die Grenzen

des Parkes erreicht; ein Gitterthor lehnt sich links an 'einen Felsen, rechts an ein Häuschen, und durch dasselbe treten wir in eine Art Vorhof, der hier wie ein heiliger Hain am Eingange eines Tempels den Ermüdeten begrüßt und ihn freundlich überrascht. Es ist ein Rondel, auf der einen Seite durch einen Felsen und von einer alten, ganz bewachsenen Mauer begrenzt, während auf der andern Seite dieser kleine heimliche Platz eingeschlossen ist von hohen Akacien, die, sich über den Weg hinüberlegend, mit gegenüberstehenden ihre Aeste kreuzen und so das Rondel und den Weg bedachen, an welchem alsdann bemooste Steinbänke zur Ruhe einladen. Der Boden ist bedeckt mit tausenden abgefallener Akacienblüthen, welche die Luft mit ihrem süßen Dufte schwängern. Riesenhafte Aloes, deren frischgrüne Blätter so angenehm von den grauen Mauern abstechen, bilden zu beiden Seiten des Weges eine eigenthümliche Hecke und geben diesem Eingange etwas ganz Orientalisches.

Blicken wir in die Höhe, so bemerken wir vielleicht, daß wir nicht allein sind; auf der Mauer ist ein niedliches Gärtchen angebracht, dessen rothe Geranien, Oleander und goldene Citronen gar feurig hinter dem Grün hervorschauen, und doch nicht feuriger als die schwarzen Augen eines dunkeln Lockenkopfes, der, halb zwischen den Blumen verborgen, neugierig auf die Fremden hernieder sieht.

Schreiten wir leise weiter, geneigter Leser, mit dem besten Willen kann ich Dich in diesem Augenblicke nicht vorstellen. Die schwarzen Augen sind ja auch schon verschwunden, wer weiß, ob sie einem lebenden Wesen angehörten, oder ob uns nicht bloß eine phantastische Erscheinung geneckt. Man erzählt sich allerlei von diesem geheimnißvollen Rondel, ob mit mehr Wahrheit, als von der Schlangengrotte, wage ich nicht zu entscheiden. Oft soll man hier an stillen Abenden lustiges Lachen, leises Plaudern und süße Abschiedsworte vernehmen.

In alten Zeiten nämlich, als noch die damals mächtige Familie Cedronia, die nun längst ausgestorben ist, hier oben residirte, war das Rondel, in welchem wir uns gerade befinden, und weiterhin die mächtige Eingangshalle beim Austritt oder beim Nachhausekommen der Rendezvousplatz für die Herrschaft und ihre eingeladenen Gäste. Hier warteten demüthig die Vasallen des Conte di Cedronia mit abgezogenem Hute und brachten dem gewaltigen Herrn ihre Bitten vor; hier rauschten bunte seidene Gewänder, hier klirrte Schwert und Sporn, hier sah man goldene Stickereien glänzen und Federn wehen, hier wieherten die Pferde und wurden von ihren Reitern, den jungen Nobili, verlassen, die sich beeilten, den schönen Damen beim Absteigen behülflich zu sein. Da glänzten die schwarzen Augen, da blinkten die schimmernden Zähne unter süßem Lächeln, da kam wohl mancher Händedruck vor und da vernahmen die alten grauen Mauern manch verstohlen geflüstertes und gern gehörtes Wort.

Lassen wir hinter uns all diese Erinnerungen, das bunte, glänzende Gewühl der Reiter, der Jagdpagen, die dort harrten, den Falken auf der Faust, der Diener in reicher Livree, der Knechte mit angezündeten Fackeln, wenn die Nacht hereingebrochen war. Wir brauchen die letzteren nicht, — uns leuchtet noch der Widerschein der scheidenden Sonne.

Wir haben den Säulengang erreicht, der uns schon von weitem entgegenblinkte und den wir bei jeder Biegung des Weges wieder sahen. Er ist mit Rebengewinden überwachsen und läßt uns auf der einen Seite eine entzückende Aussicht auf den ganzen Vomero-Hügel mit seinen zahlreichen Villen, auf das Castel San Elmo, auf die Rampen, die wir erstiegen, und tief unter uns auf die Häuser der Riva di Chiaja gewinnen. Rechts erhebt sich eine hohe Mauer mit tiefen Bogen, über welcher weiße Glocken, dunkelglühende Rosen und Passionsblumen wild durch einander wachsend in langen Guirlanden herunterhängen.

Noch ein paar Schritte aufwärts und wir sind an Ort und Stelle. Hier ist die Terrasse der Villa Cedronia, marmorne Statuen blicken von ihren Piedestalen auf Dich herab; glaube mir, geneigter Leser, Du wirst hier oben willkommen sein. Siehst Du, wie die Eingangsthür gastlich geöffnet ist, der Vorplatz sanft erhellt? Darum für heute — felicissima notte!

Viertes Kapitel.

Francesca und Rosa.

Wenn man in der heißen Jahreszeit auf einer dieser reizenden Villen am Golf von Neapel einen längeren Aufenthalt macht, so wird selbst der Ausländer, wenn er auch anfänglich glaubt, er dürfe keine Viertelstunde des Tages vorübergehen lassen, ohne in der reichen Natur zu schwelgen, ohne sich bald hier, bald dort umzuthun, doch in kurzer Zeit anfangen, sich vollkommen nach der italienischen Lebensweise zu richten, wenn er auf längere Zeit von seinem Landaufenthalte Genuß haben will. Worin wir Deutsche bei einer italienischen Villeggiatur vielleicht allein ausschweifend bleiben, ist das frühe Aufstehen, welches uns der Italiener gern überläßt. Denn er, der bis tief in die Nacht den heutigen Tag, den er erst spät beginnt, zu verlängern trachtet, bleibt dafür in der Frühe länger unsichtbar und erscheint erst, wenn wir schon unsere Frühnaturstudien beendigt.

Und wie belohnend sind diese Naturstudien hier! Wie wunderbar ist es, hier dem Erwachen zuzusehen, mit welcher Glut, mit welchem Feuer schlägt hier der Tag sein leuchtendes Auge auf! Leider, daß uns sein Blick versenkt, daß uns seine heißen Um-

armungen schon so früh wieder den dunkeln Schatten suchen lassen! Aber wir haben doch einige wunderbare Momente genossen, wir sahen die Thautropfen an Blumen und Blatt und Gras nirgends so zahlreich, nirgends so strahlend, wie hier in der unaussprechlich reinen und klaren Luft, in dem wunderbaren Glanz der italienischen Sonne. Und vorher dieses prachtvolle Farbenspiel auf dem Meer und am Himmel beim Erscheinen des jungen Lichtes, der Aufwand an Tönen von dunklem Grau durch tiefes Violett bis zum glänzenden Purpur, die an jedem Morgen seine Wiege umgeben! Hier wird sie zur vollsten Wahrheit, die rosenfingrige Eos, und wir sehen sie voran eilen, den ganzen weiten Himmel mit ihren glänzenden Blumen bestreuend.

Da aber der Mensch nicht nur von Naturanschauung lebt, so weiß ich ein Plätzchen, wo wir versteckt zwischen Lorbeerbüschen weilen, die uns mit ihren in der Morgenluft spielenden Zweigen die Aussicht einestheils verdecken, anderntheils um so reizender machen. Da nehmen wir unsere kleine Tasse schwarzen Kaffee's, zünden uns eine Cigarre an, wenn wir Raucher sind, und genießen dann, eingerechnet das Gespräch mit guten Freunden, ein vierfaches Vergnügen.

Zu lange wollen wir uns übrigens an diesem reizenden Plätzchen nicht aufhalten; erheben wir uns daher und steigen an das Ufer des Meeres hinab. Dort, wo wir gestern die umgekehrte Barke sahen, welche von den Schiffern hergestellt wurde, dort treten wir hinaus, und es braucht diesmal keines Ueberredens der Barcajoli; auch sehen sie uns schon unsern Wunsch an, und einer springt in das Fahrzeug, es mit der Ruderstange am Ufer festhaltend und den andern Arm ausstreckend, um uns hinüber zu geleiten.

Da schwimmen wir denn im nächsten Augenblicke sanft schaukelnd auf den leise sich hebenden Wogen; es ist förmlich, als athmeten die Wellen nur leicht und dabei so gleichmäßig, daß

sich wie ein Uhrwerk unsere Barke jetzt hebt, jetzt senkt und nur, wenn wir wenden, die Fluten mit einem etwas stärkeren Geräusch gegen die Seite des Bootes anschlagen.

Jetzt sind wir weit genug draußen und entkleiden uns rasch, um in die krystallhelle dunkelblaue Tiefe zu springen, uns den wiegenden Wellen anzuvertrauen, die uns nicht nur tragen, ohne daß wir die geringste Anstrengung machen, sondern uns auch, wenn wir ausgestreckt auf ihnen ruhen, mit eigenthümlich murmelnden Tönen allerlei Geheimnißvolles in die Ohren flüstern.

Unser Barcajolo rudert langsam nach und singt auch wohl leise ein Lied, uns aber, die wir uns jetzt, vom Schwimmen ausruhend, regungslos mit verschränkten Armen da liegend, von den Wellen tragen lassen und mit weit offenen Augen um uns schauen, erscheint rings umher alles so ganz anders, noch viel prachtvoller gefärbt, noch viel großartiger, als wir es gestern gesehen. Scheint doch Neapel und der Vesuv und die hellglänzende Kette von Städten zu seinen Füßen bis nach Castellamare und weiter hinaus bis zu dem steilen Gestade von Sorrent in immer frischeren, glühenderen Farben aufzuflammen und sich dabei phantastisch zu drehen, als lebten wir in einem Zaubermärchen.

Ah, dort in dem großartigen Reigentanze, welcher Städte und Hügel, Berge und Felsen an uns vorübertreibt, zieht auch das majestätische und zu gleicher Zeit so malerische und liebliche Capri heran. Dann folgt wieder die stille glatte Meeresfläche mit weißen leuchtenden Punkten besäet: Schiffssegel oder Möven; und nun schwebt Procida heran, dann das prächtige Ischia. — In der That, es könnte uns schwindlig machen, all das unnennbar Schöne, das wir hier in so wechselndem Lichte sehen, wenn wir, auf dem Rücken liegend, uns von der Flut tragen und schaukeln lassen. Jetzt ruft uns die Gestalt unseres Bootsmannes, der hoch auf dem Bord seines Fahrzeuges sitzt und sein rothes Pfeifchen raucht, aus dem Traume zurück, auch vielleicht etwas

Anderes, das in unserer Nähe erscheint: ein Fisch, der sich blitzartig über die Oberfläche des Wassers erhebt, in der Sonne einen Augenblick funkelnd und strahlend.

Nun haben wir genossen auch dieses irdische Glück, wir rudern langsam an's Gestade zurück und treten noch langsamer die Wanderung nach unserem Tusculum an. Die italienische Sonne brennt heiß, und sorgfältig benutzen wir jede Spanne Schatten an Mauern und Gebüschen; bald sind wir indessen oben und bergen uns nun vor der allgewaltigen und strengen Herrscherin Sonne, wie jedes andere lebende Wesen, in irgend einem schattigen Winkel. Voll und glühend am wolkenlosen Himmel strahlend, geht sie nun ruhig ihren Weg, die unumschränkte Alleinherrscherin in den Stunden des Tages zwischen zehn Uhr Morgens bis vier Uhr Nachmittags. Wagt es jetzt doch kaum ein Blatt, sich zu bewegen, eine Ranke, vorwitzig zu wehen: bleibt doch der Vogel unter seinem Laubdache, der Käfer in seiner Erdspalte, und was sich allenfalls zwischen Moos und Gestein blitzartig umherbewegt, sind gelenkige, roth und goldig schimmernde Eidechsen, durch deren gepanzerten Rücken die Glut der Sonne nicht dringen kann. Die Rosen halten ihren Duft zurück und lassen ihre Köpfchen hängen; andere begabtere Blumen schließen ihre Kelche und halten während der Mittagsglut ihre Siesta.

Ihrem Beispiele wollen wir folgen.

Unterdessen schwingt sich die Sonne höher und immer höher, sie steht über dem Kloster San Antonio, und das schmale Plateau vor der Front der Villa Cedronia ist nun bedeckt mit einem angenehmen, erfrischenden Schatten, welcher tief dunkel abgrenzt auf der Steinbalustrade, deren Vorsprünge von dem Sonnenlicht noch hell und grell gefärbt sind. Dieses Plateau oder Terrasse, wie man will, theilt sich in einen Platz dicht am Hause und ein sorgfältig gepflegtes Blumengärtchen mit einem Wasserbassin, aus

dessen Mitte ein lebendiger Strahl emporsteigt, der sich jetzt, wo seine Spitze, noch in das Sonnenlicht hineinragend, in tausend schimmernde Brillanten aus einander stäubt, doppelt reizend macht. Auch sein sanftes Plätschern ist so sehr angenehm und scheint ordentlich Kühle rings umher zu verbreiten.

Auf dem Plätzchen dicht am Hause steht ein kleiner Tisch, und daneben sitzen auf amerikanischen Schaukelstühlen zwei junge Damen, von denen die eine ein Buch in der Hand hält, das sie aber ohne zu lesen in ihrem Schooße ruhen läßt. Die andere lehnt ihren Kopf rückwärts und hat ihn mit der Rechten unterstützt, während sie die Linke auf die Lehne eines Sessels gelegt hat.

Beide Damen sind jung und schön, beide sind weiß gekleidet, und nur an ihrem Gürtel und an ihren Haaren bemerkt man ein farbiges Band. Die Haare sind verschieden von Farbe; die eine der jungen Damen mit dem Buche in der Hand, hat blondes Haar und dazu eigenthümlicher Weise hellbraune Augen; ihre Gesichtszüge sind weich und außerordentlich angenehm. Die andere hat dunkelbraunes, fast schwarzes Haar, dunkle, leuchtende Augen; ihre Gesichtszüge gleichen denen der Blonden, doch ist der Ausdruck derselben ernster, strenger, aber als Ganzes unbedingt schöner.

„Gott sei Dank," sagt nun diese, „daß die unerträgliche Hitze heute einmal wieder vorüber ist. Ich muß Dir gestehen, Françoise, ich könnte mich schwer an das Klima hier gewöhnen."

„Und doch ist der Sommer schon vorüber," versetzte die Angeredete mit weicher Stimme; „als ich hieher kam, war es viel heißer. Die Hitze an sich selbst macht mir nicht so viel zu schaffen, aber ich habe eine große Sehnsucht, wieder einmal Schnee zu sehen, viel Schnee und schöne glänzende Eiszapfen. Darauf freue ich mich," setzte sie leiser hinzu.

„Ja—a, ja—a," gab die Andere zur Antwort, während sie sich mit einer raschen Schwingung ihres Stuhles erhob und ein

paar Schritte vortrat; „es ist unnennbar schön hier, aber eigentlich zu schön, zu glühend, zu aufreibend; ich sehne mich nach Schatten, nach tiefem, dunklem Waldesschatten. Sieh dort hinaus — Glanz, wohin Du blickst, Glut und Licht; das flimmert und strahlt, und sprüht und glänzt von allen Seiten, und ermüdet so nicht nur die Augen, sondern auch das Herz."

Sie war mit raschen Schritten an die Brüstung des Plateau's getreten, und zeigte so in den Schattentönen, die sich warm auf ihr weißes Gewand legten, und in dem hellen Reflex der Sonne, welche glänzende Streiflichter auf ihre vollen Formen warf, eine wunderbar schlanke, elastische, ja prachtvolle Gestalt. Jetzt wandte sie sich rasch wieder um und trat an das Tischchen zurück, wo sie ihre Hand aufstützte und dann die noch ruhig Dasitzende mit einem wohl ernsten Blicke betrachtete, in dem sich aber viel Liebe und Theilnahme abspiegelte.

„Morgen ist Deine letzte Vorstellung," sprach sie, „und dann —"

„Reisen wir," ergänzte Françoise; „gewiß, Rosa, wohin Du willst."

„Sprich nicht so," erwiederte diese, indem sie unmuthig den Kopf emporwarf. „Wohin ich will?" Sie zuckte mit den Achseln. „Bin ich denn gekommen, um nach meinem Willen zu leben? — Wir reisen, wohin Du willst — und Er."

Françoise schaute mit einem Blicke zu Rosa auf, der ernst, fast traurig umflort war. — „Wenn aber —" sagte sie —

Doch unterbrach sie die Andere, indem diese ihr die Hand sanft auf das blonde Haar legte: „Laß vor der Hand Deine Wenn und Aber ruhen, liebe Françoise; wir haben diese Angelegenheit mit aller Ueberlegung und Geschicklichkeit wie einen Spielball zwischen uns hin und her geworfen, von allen Seiten auf's genaueste betrachtet und sind doch nicht klüger geworden. Morgen, übermorgen muß eine Entscheidung erfolgen, komme sie,

wie sie wolle, Du mußt sie ertragen und wirst sie ertragen; ich stehe Dir zur Seite und hoffe, daß meine von Dir so oft gerühmte Energie auf Dich influiren soll."

„Gewiß, Rosa, ich werde so handeln, wie Du es für gut findest."

„Nicht, wie ich es für gut finde," entgegnete diese fast unmuthig, „sondern wie es die Umstände geben und wie Du es selbst für das Beste halten mußt. — Aber Eins sage mir noch," fuhr sie nach einem augenblicklichen Nachsinnen fort, „kannst Du Dich auf Jeanette verlassen?"

„O ja, unbedingt, sie hat sich immer als treu und anhänglich bewiesen."

„Aber sie verkehrt viel in der Stadt, zu viel sogar, wie mir dünkt."

„Sie hat bei der französischen Gesandtin eine Verwandte und besorgt für mich viele Aufträge."

„Und durch sie erhieltest Du die ersten Andeutungen?"

„O nein; jener Brief, den Du gelesen, war es, der mit Recht den ersten Funken des Argwohns in mein Herz warf. O, es war ein schrecklicher Augenblick für mich! Darauf schrieb ich Dir gleich nach Marseille, und wie danke ich Dir, daß Du so bald wie möglich kamst."

„Das verstand sich ja von selbst, Du würdest nicht anders gehandelt haben. — Aber Jeanette —"

„Wollte bald darauf eine Bestätigung dieses Schreibens hier und dort gehört haben."

„Aber Neapel ist doch nicht so groß, um nicht der Wahrheit auf die Spur zu kommen. Hast Du Deinen Impresario, der ja die Stadt wie seine Tasche kennt, nie über diese Angelegenheit, natürlich unter gleichgültigen Beziehungen, gesprochen?"

„Nein, ich habe es nicht gewagt; er mußte um mein Verhältniß wissen, ich mochte mich seinen freundschaftlichen Fragen nicht aussetzen."

„Nun, ich verstehe das; aber am Ende ist es wichtig genug, um eine Frage, die wohl nicht ganz angenehm klingt, verschmerzen zu können. — Aber Eins begreife ich bei alle dem nicht," setzte sie mit großer Energie hinzu, wobei sie ihren Kopf erhob, „auch ohne Dich an Deinen Impresario zu wenden, muß doch Jeder in der Stadt ein großes Haus wie das der Marchesa Fontana mit allen seinen Verhältnissen kennen."

„Ueberall sonst, ja," entgegnete Françoise schüchtern, „aber hier in diesem eigenthümlichen Lande, bei den eigenthümlichen Verhältnissen ist das nicht so ganz leicht."

„Nun, und welche Verhältnisse?"

„Nach dem Tode des Marchese Fontana," sagte die Andere mit niedergeschlagenen Augen und mit ihrer weichen Stimme, „ging die Marchesa mit ihrem Sohne nach Sicilien, wo sie ebenfalls Besitzungen haben. Dort hätte er sich — vermählt mit der Tochter aus einer vornehmen Familie, die aber hier bei Hofe nichts weniger als freundlich angesehen wurde. Und als nun die Marchesa mit ihrem Sohne hieher zurückgekehrt, sei die Schwiegertochter noch in Palermo geblieben und sollte erst hieher kommen, wenn es einflußreichen Freunden gelingen würde, ein gutes Verhältniß mit dem König wieder herzustellen."

Rosa hatte hastig ihr Haar aus der Stirne gestrichen, preßte ihre Lippen fest auf einander und sprach dann mit etwas heftiger Stimme: „So wie so, die Sache wäre nicht schlecht angelegt, und Du hast Recht; da müssen Erkundigungen, wie wir sie anzustellen die Macht haben, erfolglos sein. Aber die Wahrheit muß doch an den Tag kommen, und wenn ich an Deiner Stelle wäre —"

Françoise lächelte unbeschreiblich mild.

„So würde ich vor ihn hintreten, ihm in's Auge sehen und am Zucken seiner Lippen, an seinem Blicke merken, ob eine Beschuldigung, die ich gegen ihn erhöbe, wahr oder nicht wahr wäre."

„Ich habe alles das gethan, meine gute Rosa; ich habe ihn ehrlich gefragt und er hat mir — ehrlich geantwortet. So glaube ich wenigstens," setzte sie mit einem leuchtenden Blick hinzu, „und mein Herz sprach für ihn und seine Antwort. Er sagte mir: Es ist so begreiflich, daß man mir den Schatz, den ich in Dir besitze, nicht gönnen will; man will uns auseinander reißen, und da man wohl weiß, daß es nichts helfen würde, wenn man Dich, sei es in welcher Art es wolle, bei mir verdächtigte, so greifen sie mich an und wählen das gewöhnlichste, aber ich muß es zugestehen, gewissen eigenthümlichen Verhältnissen nach auch das glaubwürdigste Mittel."

„Und wie sprach er von einer Heirath Dir gegenüber? — Oft? — dringend?"

„Wie Jemand mit seiner Leidenschaftlichkeit über so etwas sprechen kann," gab Françoise mit niedergeschlagenen Augen zur Antwort. „So oft ich ihn sehe, ich möchte sagen jeden Augenblick, gelingt es ihm durch irgend eine Wendung des Gesprächs die Rede auf unsere Verbindung zu bringen. Und dann ist er außer sich, jetzt vor Glück, dann vor Schmerz, wie ein Kind, hoffend und fürchtend."

„Und immer natürlich?"

„Immer, ich habe ihn nie anders gesehen."

Rosa zuckte heftig mit dem Kopfe, dann trat sie ein paar Schritte vor, an die Brüstung der Terrasse und schien ihre Blicke in das wirklich großartige Gemälde, das vor ihren Augen entrollt war, zu versenken.

Françoise hatte sich leise erhoben, war an ihre Seite getreten, und legte ihre linke Hand auf die Schulter des anderen jungen Mädchens. So gaben die beiden herrlichen Gestalten ein prächtiges Bild. Die mit dem dunklen Haar und dem leuchtenden Auge, stolz und hoch aufgerichtet, tief Athem holend, in ihrer Haltung, im Ausdrucke des Gesichtes etwas Strenges, Un-

nahbares, man möchte fast sagen, Abstoßendes, wenigstens Ehrfurcht Gebietendes; und die Andere mit den weicheren Zügen, dem auffallend blendenden Teint, dem freundlichen, zuweilen etwas schalkhaften Lächeln um den Mund, doch eine lieblichere Erscheinung, zu der man sich unwillkürlich hingezogen fühlte.

Und dieser Gedanke bewegte Rosa auch wohl mächtig das Herz, als sie so dicht an ihrer Wange den warmen Hauch von Françoise's Athem fühlte. Sie wandte sich hastig gegen die Schwester — denn es waren Schwestern, die beiden Mädchen — umfaßte sie innig mit ihren Armen und hielt sie ein paar Sekunden lang fest umschlungen, an ihr Herz gedrückt. Dann sagte Rosa, indem sie ihre heiße Wange auf das kühle Haar der Schwester legte und ihr alsdann in die thränenden Augen blickte: „Weine nicht, mein Herz, was gut zu machen ist, werden wir gut machen, — und das Andere," fuhr sie mit einem leichten Achselzucken fort, „vergleichen, so viel das in unseren Kräften steht." — —

„Ein herrliches Bild!" hörte man in diesem Augenblicke eine Stimme in reinem Italienisch, wenn auch etwas in der breiten neapolitanischen Mundart, sagen. „In der That, eines der wunderbarsten Genrebilder, die in uns den Wunsch erregen, sie gemalt zu sehen! Tausend Ducati wären nicht zu viel."

Françoise schrak bei dieser lauten lustigen Rede leicht zusammen, während Rosa langsam den Kopf herumdrehte, um den Sprecher mit einem ernsten, fragenden Blicke anzuschauen.

„Ah, Signora Franscesca," fuhr dieser fort, „es ist eigentlich unverantwortlich von Ihnen, so weit von der Stadt zu wohnen. Wissen Sie wohl, daß ich schon eine Menge der kostbarsten Zeit daran gesetzt habe, um hie und da nach diesem ver— nach diesem schönen San Antonio wollte ich sagen, heraus zu kommen?"

Jetzt hatte sich auch Françoise umgewandt, und trat, ihre Schwester an der Hand, dem so unerwarteten Besuche entgegen.

„Rosa,“ sagte sie, „dies ist Herr Bertolini, der Impresario von San Carlo, — Herr Bertolini, dies ist meine Schwester.“

Herr Bertolini hatte seinen Hut in der Hand, denn er war damit beschäftigt, seine schweißtriefende Stirne mit dem Taschentuche abzuwischen. Jetzt drückte er Taschentuch und Hut gegen die Brust und machte eine tiefe Verbeugung, wobei sein Gesicht deutlich den Ausdruck freudiger Ueberraschung, ja einer außerordentlichen Verehrung und Hochachtung an den Tag zu legen sich bemühte.

Das Gesicht des Impresario war ein dickes, gutmüthiges Gesicht mit freundlich zusammengezogenem Munde und recht lebhaften und pfiffigen Augen. Von Farbe war es etwas gelblich, dafür aber auch auf beiden Seiten beschattet von einem außerordentlich starken pechschwarzen Backenbart. Von gleicher Farbe war auch das glatt angestrichene Haar. Herr Bertolini war, wie viele Italiener guter Stände, trotz des heißen Tages schwarz gekleidet: über seine glänzende Atlasweste hing eine schwere goldene Kette mit einem faustdicken Charivari, in welchem die kleine bekannte Korallenhand mit den beiden ausgestreckten Fingern in mehreren Exemplaren zu sehen war. Die Chaussure: lackirte Stiefel, war untadelhaft, die Handschuhe ebenfalls, von Farbe ein klein wenig dunkler als das Gesicht.

„Beim Bacchus!“ sagte er mit einer abermaligen tiefen Verbeugung, die sich noch specieller gegen Rosa richtete, „ich freue mich außerordentlich, die Schwester einer großen Künstlerin zu sehen, die selbst eine große Künstlerin ist. Und Ihre Ankunft, mein Fräulein, gibt mir die schönsten Hoffnungen, ja Hoffnungen, die, wenn sie sich auch nur zum Theil erfüllen sollten, mich veranlassen würden, dieses — San Antonio zwischen heute und den nächsten Tagen noch ein paarmal zu besuchen und — ich schwöre es! — sogar zu Fuß.“ Das letztere sprach er mit einem leichten Seufzer und ließ die Blicke an seiner eigenen Gestalt herabgleiten,

welche allerdings für Bergtouren und obendrein in der Sonnenhitze, etwas zu corpulent war. Dann schaute er auf's freundlichste lächelnd von unten zu Rosa hinauf und fragte: „So darf man vielleicht hoffen?"

„Hoffen Sie nicht zu früh," gab ihm diese mit einer heiteren Miene zur Antwort, „ich bin nur gekommen, um meine Schwester für ein paar Tage zu besuchen."

„Aber ich hoffe bei allen Heiligen," sagte plötzlich mit großem, aber etwas affektirtem Ernst der Impresario, „nur zu besuchen, nicht mit fort zu nehmen. Ich wäre ein ruinirter Mann."

„Pah!" meinte Rosa mit einer leichten Neigung des Kopfes, „wir sind ja bei euch Italienern doch nur geduldet, wir Deutsche; unsere Stimme hat keinen Schmelz, wir selbst keine Routine und keine Schule, und wenn wir Andern gar anfangen zu tanzen, so ist das für Ihr Publikum rein zum Davonlaufen."

Der Impresario drückte abermals Hut und Sacktuch fest auf sein Herz, und sein Blick hatte etwas Flehendes, während er mit hoch emporgezogenen Augenbrauen rasch zur Antwort gab:

„Sagen Sie das nicht, Signorina, bei Gott! sagen Sie das nicht. Ja, ich gebe zu, es war vielleicht früher einmal so; aber was Ihre Fräulein Schwester anbelangt, so hat seit den Zeiten der großen Malibran und der nicht minder glorreichen Grisi keine Künstlerin mehr allabendlich das Publikum so hingerissen, wie es jetzt der Fall ist, wenn Signora Franscesca die Gnade hat, bei ihrem ganz unterthänigen Diener in San Carlo den Leuten zu zeigen, was Stimme und Gesang ist. — Uff!" blies er von sich, halb um seine Worte zu verstärken, halb auch um die Erhitzung zu bezeichnen, unter der er augenscheinlich litt.

„Lassen wir das, Signor Bertolini," sagte Françoise, „und setzen Sie sich hier an die Balustrade. Der frische Seewind, der sich erhebt, wird Sie abkühlen. Und die Abkühlung wird Sie alsdann meine Worte besser aufnehmen lassen.

„Sprechen Sie nicht so feierlich und entsetzlich," erwiderte der Italiener. „Wahrhaftig, ich wäre ein geschlagener Mann, wenn es mir nicht gelänge, Sie, Allverehrte, dem Publikum zur nächsten Saison anzukündigen. Die Concurrenz würde mir den Pacht von San Carlo nehmen."

Ein Diener, der an der Hausthüre erschienen war, hatte auf einen Wink der Herrin die beiden Schaukelstühle und einen kleinen Fauteuil nach dem Rand der Terrasse befördert. Die Schwestern ließen sich dort nieder, und der Impresario folgte nach einigen Complimenten ihrem Beispiele. Dann setzte er seinen Hut auf den Boden und fächelte sich mit dem Taschentuch Kühlung zu.

„Ich bin entzückt von San Antonio," sagte Rosa nach einer Pause, „es ist ein prächtiger, lohnender Aufenthalt, und namentlich für ein glückliches und zufriedenes Gemüth. Was mich anbelangt," setzte sie hinzu, während sich ihre Blicke in das tiefe glänzende Blau des flimmernden Meeres versenkt hatten, „so ist mir alles hier zu weit, zu maßlos; der Golf öffnet sich so ohne alle Schranken, es ist gerade, als ob uns hier nichts zurückhalten wollte, als wenn wir das alles nur vorübergehend anstaunen dürften, um später in einem ruhigeren Winkel der Erde davon träumen zu können. — Ja, zu viel Schönheit," sprach sie leise vor sich hin, „zu viel Glanz!"

„Es geht allen so, die zum ersten Mal hieher kommen, mein gnädiges Fräulein," bemerkte der Impresario. „Und dann präsentirt sich auch hier auf San Antonio der Golf und alles, was ihn umgibt, wahrhaft majestätisch und großartig. Ich habe schon von vielen Reisenden sagen hören, was die Signora eben bemerkte; man fühlt sich beim ersten Anblick von Neapel, nachdem, ich möchte fast sagen, der erste Schreck der Ueberraschung vorbei ist, verlassen und heimatlos."

„So ist es," meinte Françoise, „man möchte sich schüchtern in einen dunkeln Winkel zurückziehen, wie ein Kind sich an der

Mutter Brust verbirgt, nachdem es eine Zeitlang einem sprühenden und prasselnden Feuerwerk zugeschaut."

„Das verliert sich aber," sprach Herr Bertolini, wobei er behaglich über seine glatte Atlasweste hinabstrich. „Man muß nur erst in das sprudelnde und frische innere Leben Neapels eingedrungen sein, um auch seine äußeren Schönheiten ertragen zu können: man muß in diese ungeheuere Poesie selbst ein wenig Prosa hinein tragen, seiner Phantasie einen Dämpfer aufsetzen, möchte ich mir erlauben zu bemerken, das riesenhafte Rundgemälde, welches hier vor uns ausgebreitet ist, in seine Bestandtheile zerlegen. Da oben ist zum Beispiel das Fort San Elmo; von hier aus gesehen bewundern wir die großartige Linie, die seine Werke auf dem Bergrücken bilden; der Dämpfer, von dem ich vorhin sprach," setzte er mit etwas leiserer Stimme hinzu, „ist hier der Gedanke, daß das Fort charmante Kanonen des schwersten Kalibers hat, die drohend auf unser herrliches Neapel herabblicken, und daß unter diesen Mauern außerordentlich tiefe und sehr unangenehme Gefängnisse sind. Zu etwas Erhebenderem übergehend, ist der Anblick des Vesuv einzig in seiner Art; wenn man aber an die ver— fatiguante Kletterpartie, wollt' ich sagen — denkt, um hinauf zum Krater zu gelangen, so möchte man sich den Berg etwas weniger hoch wünschen. Wieder zum Gewöhnlichen herabsteigend, sehen Sie da unten die schön geschwungene Linie, die Straße von Santa Lucia; ich glaube, irgend ein Poet hat sie mit einem reichen Perlenhalsband verglichen, welches die Stadt an ihrem Busen trägt. Ich verweile gern mit meinem Auge dort, mische mir aber etwas Prosa in den Anblick, indem ich an die herrlichen frutti di mare denke, die dort, frisch dem Wellenschaum entstiegen, feilgeboten werden."

„Lassen wir Ihren Dämpfer und Ihre Prosa weg," sagte Rosa nachsinnend; „da will ich doch lieber unter dem allgewal-

tigen Anblick der herrlichen Natur mein Herz schüchtern, furchtsam schlagen fühlen."

„Und solltest Du wohl glauben," sprach Françoise, „daß Signor Bertolini selbst Poet ist? Jede neue Primadonna, die erscheint, bekommt ihr officielles Gedicht, das ihr der galante Impresario vom Kronleuchter herabflattern oder in Bouquetten oder Kränzen zuwerfen läßt."

„Nun, bei Ihnen war das nicht der Fall, verehrteste Signora," gab Herr Bertolini mit einer ehrfurchtsvollen Verbeugung zur Antwort. „Da überhoben mich ein Dutzend andere und bessere Poeten bereitwilligst dieser Arbeit. Morgen Abend," setzte er wehmüthig hinzu, „als bei Ihrem letzten Auftreten — natürlich nur vor der Hand — fürchte ich wahrhaftig für Sie bei dem unermeßlichen Blumenregen, der nicht ausbleiben wird. Man muß wirklich von den Gärtnern protegirt sein, um für Morgen etwas Ordentliches zu bekommen."

„O lassen wir das," entgegnete Françoise plötzlich ernst werdend. „Es thut mir wahrhaftig weh, daß morgen der letzte Tag meines Aufenthaltes hier in Neapel ist."

„Um Gotteswillen, setzen Sie hinzu: vor der Hand!" rief der Impresario mit einem wahrhaft komischen Ausdruck des Entsetzens in Stimme und Zügen. „Helfen Sie mir bitten, Signora Rosa," wandte er sich an die Schwester.

„Darein mische ich mich nicht," sagte diese fest und entschieden. „Françoise muß selbst wissen, was sie zu thun hat."

Letztere legte, um dem Gespräch eine andere Wendung zu geben, ihre Hand auf den Arm des Herrn Bertolini und sagte: „Ich habe Sie so eben nicht ohne Ursache einen Poeten genannt; bezeugen Sie mir die Wahrheit und erklären Sie meiner Schwester, aber ohne Dämpfer und Prosa, das herrliche Rundgemälde hier vor unseren Blicken. Obgleich ich das alles schon Monate lang gesehen, es mir auch schon sehr oft erklärt worden ist, so habe

ich doch darin ein so schlechtes Gedächtniß, daß es mir heute noch passiren könnte, Ischia und Capri zu verwechseln."

Der Impresario sah bei dieser Aufforderung fragend nach der Signora Rosa hinüber, die ihm einfach sagte: „Ich bitte darum!" und dann ihre Blicke wieder über das Meer schweifen ließ.

„Ich lasse Sie einen Augenblick allein," sprach Françoise, worauf sie sich erhob und ins Haus ging.

Fünftes Kapitel.

Erkundigungen.

„Sehen Sie," sagte Herr Bertolini, „hier liegt der Golf in seiner vollen Pracht vor uns, einen vollkommenen Halbbogen bildend, dessen äußerste Spitze drüben Cap Misene ist, die diesseitige das Vorgebirge des Posilipp. Links haben wir das San Antonio-Kloster mit seiner hohen Pinie, weiter unten die Grotte des Posilipp und rechts von dieser den Vomero-Hügel, an dessen Abhang amphitheatralisch eine Villa über der anderen emporstrebt. Dort ist die Floridiana und das Belvedere, ein paar reizende Punkte, gehören den besten Familien Neapels, sind gastfreie Häuser mit den herrlichsten Diners. — Ah," setzte er mit einem leichten Schnalzen der Zunge hinzu.

„Die Prosa — der Dämpfer," ermahnte Rosa.

„Richtig," sagte lachend Herr Bertolini; „man fällt so leicht wieder in seine alte Gewohnheiten. Klettern wir also dort über treppenartig hinter und neben einander gebaute Häuser, den Petrajo, oder auch Salita dei centi grati genannt, nochmals zum

Castel San Elmo hinauf. Gleich daneben reiht sich Haus an Haus in gelber und gelbröthlicher Färbung, von hier aus gesehen ein völlig unentwirrbares Labyrinth, ein Steinhaufen mit Tausenden von Fenstern; vor demselben sehen wir eine Reihe blendend weißer Gebäude langsam zum Meere herabsteigend, Pizzefalcone, welche das Vorgebirge bilden, dessen Ausläufer Castel del Uovo zu sein scheint. Nachdem wir uns an den Häusermassen müde gesehen, schweben wir zum greisen Vesuv empor. Sein stolzes Haupt ist beständig von einer pinienartigen Rauchsäule gekrönt und an seinem Fuße lagern die Städte Portici und Resina. Weiter rechts reihen sich die Küsten von Torre del Greco, Torre del Annunziata, Castellamare, Vico, Mela, Sorrento, wie eine Perlenkette und schimmern freundlich als weiße Punkte auf dem röthlichen Violett der Berge, dessen duftige Farbe dem geschickten Maler so unerreichbar, während unsere Arbeiter in Gouache schon näher hinkommen. Weiter nach rechts, an der Grenze unseres Gesichtskreises, liegt Capri, das liebliche Eiland, mit seinen felsigen Ufern immer deutlicher werdend. Und sehen Sie, diese Reihe der schönsten Puncte ist durch die Flut eines ewig klaren tiefblauen Meeres umspült, auf dessen Spiegel unzählige Fischerboote ihre weißen Segel ausbreiten. Hier zu unseren Füßen im Vordergrunde liegt die Villa Reale in immer wärmeren Tönen, die Mergelina mit ihrem Gedränge und Wagengerassel und mit den vielen Booten und Netzen, am Ufer zum Trocknen ausgebreitet."

Rosa nickte mit dem Kopfe und sagte wie im Traume: „Ja, es ist alles das hier unsäglich schön; man könnte sich glücklich dabei fühlen. Und Ihnen muß ich gestehen," wandte sie sich an den Erzähler, „daß in Ihrer Idee eines Dämpfers doch etwas Wahres liegt, wenn auch nicht so, wie Sie diese Idee ausgeführt. Nachdem Sie mir die Namen der Orte, die wir hier vor uns sehen, genannt, kommt mir alles das schon nicht mehr so großartig und erschreckend fremd vor; ich finde Beziehungen zwischen

früheren Zeiten, wo man mir von diesen Orten erzählt, und jetzt; ich kann mir Manches ausmalen, was ich darüber gelesen, ich denke an Bilder, die ich gesehen, so namentlich von Sorrent, von dessen Panorama ich selbst eine kleine reizende Zeichnung besitze; man sieht den Ort vor sich, ist schon an den ersten Häusern vorüber und hat neben sich am Wege tiefe malerische Spalten, aus denen Oleander emporwachsen, und die überbuscht sind mit blühenden Orangen und Citronen. Dahin flüchte ich mich, wenn mir Licht und Glanz zu viel wird."

„Richtig," meinte lächelnd Herr Bertolini; „auch ein Dämpfer, aber keine Prosa."

Ein Tritt, der hinter den Beiden hörbar wurde, ließ den Italiener umschauen, worauf man ein schmunzelndes Lächeln auf seinen Zügen erscheinen sah. Es näherte sich der Diener, welcher vorhin die Stühle an die Balustrade gebracht, und trug jetzt in einer Hand ein Tischchen, das er zwischen Fräulein Rosa und Herrn Bertolini hinsetzte, in der andern Hand hatte er eine Tablette, auf der sich ein kleines, zierliches Kaffeeservice befand.

„Sie sehen, Fräulein Rosa," rief der Impresario mit Enthusiasmus, „daß Ihre Fräulein Schwester nicht nur erhaben groß als Künstlerin ist, sondern auch als Hausfrau. Glücklich der — so etwas kann man gar nicht denken, ohne schwindlig zu werden. — Welche Liebenswürdigkeit, welch' rührende Sorgfalt! Fräulein Francesca weiß, daß mir Thee verhaßt ist, daß Zuckerwasser und Limonade auch nicht zu meinen Leidenschaften gehört, daß ich aber ein grenzenloser Verehrer von Kaffee bin, von gutem, starkem, duftendem Kaffee. Und um ihrer Güte die Krone aufzusetzen und mich ordentlich schamroth zu machen, läßt sie dieses kleine Feuerzeug dazu setzen und die Kristallschale, um —" Er vollendete den Satz nicht, spitzte aber seinen Mund, wie ein Karpfen, wobei er mit zusammen gekniffenen Augen Fräulein Rosa anschaute.

„Nun, um eine Cigarre zu rauchen," ergänzte diese; „ich

finde das ganz begreiflich, und Sie werden sich doch vor mir nicht geniren wollen. Ich würde Ihnen sogar selbst Gesellschaft leisten, aber mir ist die Luft hier oben bei herannahendem Abend zu würzig, zu angenehm. Sie wissen, für uns Nordländerinnen hat es etwas Berauschendes, den Duft von Orangenblüthen so in der freien Natur einathmen zu können. Ah, wie das köstlich ist!" Sie that einen tiefen Athemzug.

Der Impresario steckte den Zeigefinger der linken Hand in den Mund und hielt ihn alsdann in die Höhe.

„Was machen Sie?"

„Ich möchte wissen, woher der zarte Lufthauch weht, der die trägen Blätter kaum emporhebt, um mich mit meiner Cigarre hinter den Wind zu setzen, damit Signorina durch den Rauch derselben auch nicht im allermindesten genirt ist."

Rosa schüttelte lachend ihre Hand gegen den Nachbar, worauf sie sagte: „Bitte Sie ruhig an Ihrem Platze zu bleiben, was auch Ihre eigenthümliche Windfahne sagen möge. Das bischen Rauch Ihrer Cigarre wird nicht im Stande sein, die Atmosphäre zu verderben. Fühlen Sie, wie jede Schwingung der Luft einen frischen Hauch zu uns herüberträgt, gewürzt mit Blumendüften. Man sollte hier oben gar nicht sprechen, ja, nicht einmal denken, man sollte sich ruhig in seinen Fauteuil zurücklehnen, um langsam das wunderbare Bild in sich aufzunehmen, und dann die Augen sanft schließen, um ein ganz vollendetes Glück zu träumen."

„Was Sie da sagen, verehrtes Fräulein," gab Herr Bertolini zur Antwort, „erfüllt mein italienisches Herz mit Stolz Aber Sie haben vollkommen recht: Neapel ist der schönste Fleck der Erde, und bei Neapel ist die Villa Cedronia unbestritten der schönste Punkt. — — Göttlich am heutigen Abend!"

Zu dieser Göttlichkeit des heutigen Abends, von welcher der gute Italiener erfüllt war, wirkte neben der Aussicht im gegenwärtigen Augenblicke auch Kaffee und Cigarre mit; er schlürfte

den duftigen Trank mit solchem Behagen in sich hinein, daß seine Augen ordentlich zwinkerten, und als er darauf den ersten Zug aus der Cigarre that, schloß er sie ganz, um, nach dem Ausdrucke Rosa's, nur in ganz anderer Art, eines vollendeten Glückes zu genießen.

Geneigter Leser, ich bin überzeugt, daß Du in ähnlichen Fällen nicht anders fühlen wirst, und hoffe, daß, wenn Du später San Antonio besuchst, Dich dort auf die Terrasse setzest und auf das unaussprechlich schöne Panorama hinabblickst, Du mir vielleicht Dank wissen wirst, daß ich Dir diesen kleinen reizenden Punct so ausführlich geschildert.

Rosa warf einen raschen und forschenden Blick auf ihren Nachbar, und als sie ihn schwelgen sah in Aussicht, in Kaffee und Cigarre, da schaute sie wieder vor sich hin, schlug die Arme über einander und sagte in höchst gleichgültig klingendem Tone: „Nicht wahr, Herr Bertolini, Sie sind Neapolitaner?"

„Vollblut-Neapolitaner," gab dieser zur Antwort: „von Großvater und Urgroßvater her die ächteste und reinste Race, auch so durchdrungen von den Schönheiten meines Vaterlandes, daß mich nur die äußerste Noth in Betreff des Theaters einmal zu einer kleinen Reise in's Ausland, nach Rom und Mailand, veranlaßte. Dort sah ich die mit Schnee und Eis bedeckten Alpen und schauderte, als ich bedachte, daß hinter denselben auch noch Menschen wohnen."

„Das ist mein Vaterland," sagte lächelnd das junge Mädchen.

„Ich muß das glauben," versetzte der galante Italiener; „blühen doch auch in den Gewächshäusern wunderschöne südliche Blumen. Signora müssen unbedingt von italienischen oder spanischen Eltern abstammen."

„Das ich nicht wüßte," erwiederte Rosa lächelnd; „ich kann Ihnen ebenfalls mit Stolz versichern, daß mein Großvater und Urgroßvater von der reinsten deutschen Race sind."

„So haben wir ein prachtvolles Spiel der Natur, das uns jedenfalls zur Bewunderung nöthigt,“ sagte der Impresario mit einer tiefen Neigung des Kopfes.

„Warum ein Spiel der Natur?“

„Weil zwischen Ihnen, Signora, und den Damen einer Familie, in welcher sich italienisches und spanisches Blut vermischt hat, eine außerordentliche Aehnlichkeit statt findet.“

„Da Sie also Neapolitaner sind und die Stadt nie verließen, so werden Sie sie und ihre Verhältnisse genau kennen.“

„Ich muß zur Antwort einen etwas gewöhnlichen Ausdruck gebrauchen: wie meine Tasche. Es gibt nichts bezeichnenderes.“

„Neapel hat vielen Reichthum?“

„Allerdings, aber auch viel unbemitteltes Volk. Arm kann man sie gerade nicht nennen, denn da ihre Lebensbedürfnisse so außerordentlich gering sind, so kommt selbst der Unbemitteltste selten in die Lage, darben, hungern zu müssen. Sein Brod, Maccaroni, eine unendliche Menge von Früchten, Wein, wächst um ihn her; der Himmel wärmt ihn, und selbst wenn er nicht eigenes Dach und Fach hat, so leidet er keine große Noth, da überall ein Mauervorsprung, eine Halle, ein umgestürztes Boot zu finden sind, die ihm Nachtherberge geben; seine frutti di mare dritten und vierten Ranges kann er fast umsonst haben, und wenn ihm auch diese einmal fehlen sollten, so vertreibt er sich Hunger und Langeweile, indem er eine Handvoll semensi verspeist.“

„Was ist das?“

„Es sind die Kerne der Sonnenblume, nahrhaft, gesund und zeitvertreibend.“

„In Neapel ist ein großer Adel?“ fragte das Mädchen weiter.

„Viel Adel — weniger große und reiche Familien.“

„Kennen Sie die Marchesa Fontana?“ fragte Rosa rasch, ohne aber dabei ihren Nachbar anzublicken.

Dieser schielte mit einem eigenthümlichen Gesichtsausdruck zu

ihr hinüber; offenbar war er überrascht, diese Frage zu hören, denn ein paar Sekunden lang gab er keine Antwort und hielt die Cigarre bei geöffneten Lippen mit seinen schneeweißen Zähnen fest. Da aber das junge Mädchen mit unbewegten Gesichtszügen auf das Meer hinausstarrte, so nahm der schlaue Italiener seine Partei und erwiderte: „Ah, Fontana — wer sollte die Familie nicht kennen! Da ist der Duca von Fontana, Palazzo Strada Toledo, da ist der Conte Fontana, ihnen gehört die Floridiana, die ich vorhin die Ehre hatte, Ihnen zu zeigen; da ist endlich die verwittwete Marchesa Fontana auf ihrem Schlosse bei San Forio mit großen Besitzungen hier und in Sicilien."

„Sie hat einen Sohn — Gaetano?" forschte Rosa, scheinbar mit der größten Unbefangenheit, weiter.

Signor Bertolini schielte abermals mit ein klein wenig Ueberraschung in den Zügen zu ihr hinüber, dann begnügte er sich, zu sagen: „Bekannt, sehr bekannt."

Das junge Mädchen gab kein Zeichen von Bewegung, fragte dagegen mit langsamer und sehr deutlicher Stimme: „Und ist dieser Marchese Gaetano Fontana verheirathet oder nicht?"

Herr Bertolini hatte das Gefühl, als setze ihm Jemand eine Pistole auf die Brust; er schien einen Augenblick unschlüssig zu sein, was er sagen solle; er zuckte mit den Achseln und seine Stimmung wurde unbehaglich, als er nun, nach seiner Nachbarin hinüberblickend, sah, wie diese ihre großen glänzenden Augen fest auf ihn gerichtet hielt.

Unter dem Drucke dieses Blickes sagte er nach einer kurzen Pause: „Der Marchese Gaetano Fontana gilt bei Leuten, die seine Verhältnisse kennen, für unverheirathet."

„Warum g i l t?"

„Per Bacco! verehrtes Fräulein," erwiederte der Impresario mit einer etwas forcirten Lustigkeit, „man muß seine Landsleute

kennen. Diese jungen vornehmen Herren machen oft ganz merkwürdige Streiche."

„A—a—ah! In der That?"

„Vom Marchese Fontana," fuhr Herr Bertolini fort, indem er vor dem kalten, gedehnten Ah plötzlich wieder ernst wurde, „ist mir, auf Ehre, nicht das geringste Nachtheilige zu Ohren gekommen. Er ist kein leichtsinniger Herr, er ist kein Schuldenmacher, und wenn ich vorhin sagte: er gilt für unverheirathet, was allerdings zweideutig klang, so bezieht sich diese Aeußerung nur auf ein unbestimmtes Gerücht, das mir, wie vielen Anderen, bei einer gewissen Veranlassung zu Ohren kam."

„Und dieses Gerücht?" fragte das junge Mädchen mit ruhigem, aber festem Ton.

„Nun — dieses Gerücht," sagte der Impresario, indem er den Kopf hin und her wiegte, — „eben ein Gerücht, wie es so viele gibt — wie ich fest überzeugt bin, eine Lächerlichkeit, sagte: Marchese Gaetano Fontana habe sich in Palermo verheirathet, werde aber seine Gemahlin erst nach Neapel bringen, wenn gewisse Differenzen mit dem Allerhöchsten Hofe hier ausgeglichen seien."

„Wer, sagte man, sei diese Gemahlin?"

„Eine Fürstin Pallavicini."

„Ah, bei Gott, man spricht sehr bestimmt darüber?"

„Bestimmt nicht — nur gerüchtweise."

„Sie kennen diese Fürstin Pallavicini?"

„Ich sah sie in Palermo, und das ist gerade —" Der Italiener stockte, als habe er zu viel gesagt.

Doch faßte Rosa dieses Wort auf und sagte hastiger, als bisher: „Was ist gerade?"

„Eigentlich nichts —"

„Nun denn?"

„Das Spiel der Natur, von dem ich vorhin sprach. Signora sehen dieser Fürstin Pallavicini außerordentlich ähnlich."

Rosa ließ den Kopf in ihre Rechte sinken, athmete einen Augenblick tief und schwer, dann strich sie leicht mit der Hand über ihre Stirn und sprach: „Erlauben Sie mir noch eine Frage. Sie sagten vorhin, das Gerücht über diese Verheirathung des Marchese Gaetano sei Ihnen zu Ohren gekommen bei einer gewissen Veranlassung. Welches war diese Veranlassung?"

Das junge Mädchen hatte in ihrem Wesen und in ihrer Art, zu sein, etwas so ungemein Ernstes und Imponirendes, daß ihre Fragen, so einfach sie auch klangen, dem Impresario ein unbehagliches Gefühl erregten. Ja, das Feuer seiner vortrefflichen Cigarre war erloschen, und statt sie wieder anzuzünden, legte er sie ruhig bei Seite. Er hätte in diesem Augenblicke gern gewünscht, daß ihm der Vesuv den Gefallen gethan hätte, etwas weniges außergewöhnliches Feuer empor zu werfen, um diese peinliche Unterhaltung abbrechen zu können.

Doch stand der Berg da, erhaben und majestätisch, wie immer, in der glänzenden, glutvollen Abendbeleuchtung, ließ seine feine, scharf gezeichnete Rauchsäule aufsteigen, die sich oben fächerartig über die Sommat ausbreitete und an den Rändern mit dem hellen Himmel fast verschmolz. — Aber es kam nichts Außergewöhnliches, und der feste Blick des Mädchens nöthigte ihn, um so mehr ihre Frage zu beantworten, als er wohl wußte und fühlte, daß sie ihn nun einmal nöthigen wollte, mit ihr über Dinge zu sprechen, die ihr vollkommen bekannt waren.

„Diese Veranlassung also —?"

„Bei allen Heiligen!" platzte der Italiener nach einer längeren Pause endlich heraus, „es war dies eine Veranlassung, wie sie Ihnen und der Signora Schwester häufig genug vorgekommen sein muß. Welch' immense Künstlerin Signora Francesca ist, wissen Sie ja selbst ganz genau, ebenfalls, ob sie Liebenswürdigkeit mit Schönheit gepaart in solchem Maße besitzt, um der ganzen Welt den Kopf zu verdrehen. Wollte ich Ihnen

alle die Namen herzählen, die sich voll Enthusiasmus an den Triumphwagen unserer großen Sängerin spannten, da müßte ich nicht nur die glorreichsten Familien des Landes nennen, sondern auch, was sich von distinguirten Fremden in Neapel befindet. Auf meine Ehre, so etwas haben wir Alle noch nie erlebt, die offenbare Raserei aller der jungen Leute und dabei die Ruhe und Kälte unserer so hoch gefeierten und noch höher geachteten Sängerin!" —

„Und unter diesen Verehrern, wenn wir sie so nennen wollen, machte sich der Marchese Fontana bemerkbar?"

„Bemerkbar — ja—a; man muß, um der Wahrheit die Ehre zu geben, sagen, recht bemerkbar, aber — Signora Francesca ist kalt, wie der Schnee des Vesuvs."

„Lassen wir das, Herr Bertolini," sagte das Mädchen mit großer Kälte im Ton ihrer Stimme. „Nehmen Sie überhaupt meine Fragen für müßiges Geplauder. Aber sehen Sie," fuhr sie rasch und plötzlich verändert und heiter fort, „Sie scheinen unsere Unterredung wahrhaftig von einer sehr ernsten Seite aufgefaßt zu haben, denn im Eifer des Gesprächs ließen Sie Ihre Cigarre ausgehen — etwas Schlimmes für einen guten Raucher. Bitte, zünden Sie an und schauen Sie in die Gegend hinaus, wie prächtig die Lichter und Schatten auf Meer und Landschaft nun mit jeder Minute wechseln."

Der Vordergrund, die Gebüsche vor der Terrasse und weiter hinab die Rampen, dann die Häuser unten und der Weg zur Mergelina lagen schon in tiefem Schatten, und mächtig schritt dieser vorwärts, jetzt auch die Villa Reale einnehmend, und immer weiter und weiter gleitend, seine Herrschaft über Meer und Land unaufhaltsam auszudehnen. Die ganze Vegetation glänzt durch die Streiflichter der Sonne prächtig wie im herbstlichen Schmucke röthlich und gelb angestrahlt; die Landhäuser des Vomero, so wie die des Petrajo sprühen goldene Strahlen aus ihren be-

leuchteten Fenstern. Das Gemäuer der beiden Castelle scheint reiner Goldocker, und die ruhige See gibt treulich das Bild des Castel del' Novo zurück. Doch auch dieser Theil geht in Violett über, der Schatten macht Riesenschritte; nur der Vesuv und die Gebirgskette von Monte Sant Angelo glühen noch im wärmsten Lichte und scheinen selbst über die ihnen werdende Auszeichnung immer tiefer zu erröthen.

Die Eremitage am Vesuv tritt nun ganz deutlich hervor, und die Fenster der Sternwarte funkeln wie bei einem Brande. Tiefe blaue Schatten zeigen deutlich die Risse des Berges, und der braunschwarze Streifen, der bis an das Ufer hinab kommt, ist die letztgeflossene Lava. Der ganze Berg beginnt sich im Meere zu spiegeln, das nun in der wundervollsten Farbenpracht, vom glühendsten Roth, zartesten Violett bis zur dunkelsten Neutraltinte und zum tiefsten Schwarzblau im Vordergrunde spielt. Nicht eine Welle, nicht ein Kräuseln auf dem ganzen weiten Golfe, der nun wie hingegossenes Oel in unerreichbarem Glanze da liegt, ein Bild der Ruhe. Kein Lüftchen weht, alle Blumen und Gewächse hauchen ihren Duft aus, ehe sie ihre Kelche schließen.

Das Wagengerassel unten in der Stadt hat allmälig aufgehört, und von San Antonio erschallt das Ave-Maria, die vierundzwanzigste Stunde und den Tagesschluß anzeigend; unten gesellt sich die tiefe Glocke von Pie di Grotta, weiter die von San Giuseppe di Chiaja dazu, und immer mehrere nahe und ferne Glocken tönen leise dazwischen, bis eine um die andere langsam verhallt und gänzliche Ruhe eintritt. Welchen Frieden träufeln diese Glockentöne in unser Herz und lassen uns zu gleicher Zeit an ferne Lieben denken! Haben wir doch das Bewußtsein, daß auch sie mit tausend und tausend Anderen diesen Klängen lauschen, mitsprechend das schöne Gebet: der Engel des Herrn, das sich nun mit der vorrückenden Sonne von Ort zu Ort schwingt, von Mund zu Mund — um den ganzen Erdball herum.

Die Spitze des Vesuv, die noch immer leicht geröthet war, so wie die des Monte San Angelo werden auch allmälig finster, und nur die Rauchsäule hat noch einige blaßrothe, ungemein zarte Lichtchen, die aber bald verschwinden. Jetzt wechselt die Farbe wieder: das Violett wird weniger hart, es verliert seine Kälte, und der Vor- und Mittelgrund erlangt nach und nach wieder seine Localfarbe, während die Berge immer heller und heller werden, und jetzt — o, des wunderbaren Anblicks! — von neuem mit rosigem, obgleich schwächerem Scheine übergossen werden — dem Abglanze des gerötheten Himmels, der sie auch lange noch in einem warmen Tone erhält. — —

Françoise hatte sich vom Hause her mit leichten Schritten den Beiden genähert, war hinter die Schwester getreten und nun wie diese im Anschauen all' der unendlichen Pracht und Herrlichkeit versunken. Wie eine müde Blume, die vom Abendschatten getroffen wird, neigte sie ihr Haupt herab, bis ihre Wange das Haar Rosa's berührte, worauf diese ihre beiden Hände erhob, die Rechte der Schwester faßte und innig drückte.

Ein paar Augenblicke später sagte Françoise so leise flüsternd, daß es dem Nebensitzenden wie das leise Wehen eines Blattes klingen mußte: „Halte ihn noch eine Weile zurück und dann entlaß ihn. Sage ihm, ich sei nicht aufgelegt zu Geschäftssachen, und Du wüßtest meine Absichten nicht, oder sage ihm, was Du willst — morgen Abend vor der Vorstellung würde ich noch mit ihm reden. — Ich — ich — will noch einen Gang nach dem Pavillon machen," setzte sie schüchtern hinzu und neigte das Gesicht seitwärts, um dem klaren Blick ihrer Schwester zu entgehen, welche langsam den Kopf gegen sie wandte.

Rosa drückte die kleine Hand, die sie gefaßt hielt, inniger und sprach mit eben so leiser Stimme zurück: „Willst Du nicht bleiben, Françoise, mit mir einige Worte reden — ehe Du — ?"

„O, nein, nein,“ versetzte die Andere mit zitternder Stimme, „später, Rosa! Glaube mir, ich werde klug sein.“

Rosa biß ihre Lippen auf einander und über ihr ernstes, schönes Gesicht flog wie ein finsterer Schatten der Ausdruck eines tiefen Schmerzes.

„Wird er kommen?“ fragte sie eben so leise.

„Ich glaube nicht,“ gab Françoise ausweichend zur Antwort. „Er — er war auf Ischia und wollte bei sinkender Sonne unten vorüber fahren. Ich will ihm nur ein Zeichen geben. Er hat mir gesagt, um diesen letzten Tag kein unnöthiges Aufsehen zu machen, wolle er sich mit der größten Ueberwindung fern halten — da morgen —“

Der Italiener, der jetzt doch wohl hörte, daß die beiden Schwestern leise zusammen sprachen, hatte sich als discreter Mann erhoben und war dicht an die Balustrade der Terrasse getreten. Als er sich nach einer Weile wieder umwandte, war Françoise verschwunden. Noch ein paar Augenblicke schaute Herr Bertolini rings um sich her, wobei er seinen Blick über das junge Mädchen hinschweifen ließ, das in tiefe Gedanken versunken da saß und sich nicht regte; dann nahm er langsam seinen Hut vom Boden auf und sagte mit lauter Stimme: „Ich begreife vollkommen, daß unsere große Sängerin nicht Lust haben wird, bei diesem wunderbaren Abend an Geschäfte zu denken. Leider,“ setzte er mit einem Seufzer hinzu, „sind die Damen überhaupt schwer dazu zu bringen. Ich lege also meine Bitten und Wünsche in Ihre Hand, Signora, und ersuche Sie um ein kleines Fürwort, damit ein armer, geplagter Impresario mit einiger Ruhe in seine sonst so dunkle Zukunft blicken kann. Machen Sie um's Himmels willen, daß alle Kunstfreunde Neapels nicht tiefe Trauer anlegen müssen.“

„Allerdings scheint meine Schwester heute Abend nicht geneigt, sich mit Geschäften abzugeben,“ versetzte Rosa; „ja, sie

scheint mit Absicht entflohen zu sein. Wie ich aber von ihr vernahm, wird sie morgen früher nach der Stadt fahren, um vor der Vorstellung auf dem Bureau mit Ihnen zu reden."

Der Impresario hatte seinen Hut mit beiden Händen gefaßt und drückte ihn mit einer pathetischen Bewegung, wobei er sich zugleich tief verneigte, vor die Brust; dann erhob er das Gesicht mit einem bittenden Ausdruck, während er sagte: „Und was wird sie mit mir reden? O, Signora, könnten Sie die Spannung fühlen, mit der ich die Stunde dieser Unterredung erwarte! Gewiß, könnten Sie das, so würden Sie es sicher nicht an einem freundlichen Fürworte fehlen lassen."

„Auch ohne diese Spannung vollkommen ermessen zu können," gab Rosa zur Antwort, „soll es gewiß an meinem Fürwort nicht fehlen. Doch kann ich Ihnen versichern, daß wir Schwestern gewohnt sind, jede ihren eigenen Weg zu gehen, und daß wir Beide auf Ueberredungen nichts halten."

„Aber Sie sind nicht gegen mich?"

„Warum das? Gewiß nicht!"

„So erlauben Sie, daß ich Ihnen schon für diesen Beweis von Wohlwollen die Hände küsse."

Und der galante Italiener that also, trat darauf mit einer tiefen Verbeugung zurück, verließ alsdann die Terrasse nnd gleich darauf die Villa Cedronia.

Rosa hatte sich wieder in ihren Stuhl zurückgelehnt, legte ihren Kopf gegen die Lehne und schloß ihre Arme fest an einander, als wolle sie sich mit irgend etwas verhüllen. Es war das aber nichts Sichtbares, vielmehr war es eine Flut von Gedanken, in die sie langsam versank — Gedanken freundlicher und wieder finsterer Art. Doch hatten die letzteren die Oberhand, das sah man deutlich an der düstern Miene des jungen Mädchens, an dem Zusammenpressen ihrer Lippen, und hätte es hören können an ihren Athemzügen, die zuweilen wie ein tiefes Auf-

schluchzen klangen. Dann und wann, wie um ihren Ideengang gewaltsam zu verändern, erhob sie ihren Kopf und schaute mit weitgeöffneten Augen auf das herrliche Landschaftsbild, das so nahe vor ihr lag. Dann ließ sie ihre Blicke rasch über Neapel wegschweifen, auch über den Vesuv, wo sie einen kleinen Moment verweilte, über Castellamare und Sorrent, um dann länger nach Capri zu sehen.

Das Meer war so still wie der Himmel, und alles in weiter Ferne rings umher war wie verloren in träumerischen Duft, so still und weich — es paßte nicht zu ihrer Stimmung. Aber der Anblick von Capri war ihr sympathisch, das stand da so groß und ernst, so klippenstarr und felszacken-gepanzert in der melancholischen Wildheit seiner Berge und in der schroffen Jähe der schwindelsteilen Kalkwände von rother Farbe, fürchterlich und lieblich zu gleicher Zeit.

Dichter haben Capri mit einer Sphinx verglichen, Anderen erschien die schöne Insel wie ein antiker Sarkophag, dessen Seiten schlangenhaarige Eumeniden schmücken, oben auf aber liegt der blutige Tiberius. — Und Gedanken, welche zum letzteren Bilde paßten, erfüllten das Gemüth des jungen Mädchens.

Sechstes Kapitel.

Die erste dunkle Stunde.

Françoise hatte die Terrasse und die dunkeln Laubgänge des Gartens betreten, in denen sie dahin eilte, Blicke, welche ihr gefolgt wären, würden ihr weißes Gewand noch eine Zeitlang zwischen den grünen Blättern haben durchschimmern sehen. Sie ging

bei der Scala del Leone, jener Treppe vorüber, die auf den abkürzenden Weg nach der Mergelina führt, wandte sich wieder und schritt über zwei Stufen zu dem schmalen Wege hinunter, der unter den finstern Cypressen, welche wir von unten sahen, zwischen hohen, duftenden Buxhecken nach dem röthlichen Pavillon der Terrasse führt, die unmittelbar eine weite Aussicht auf den Golf gewährt.

Dort vor dem Pavillon lehnte sie sich an das Mauerwerk, und so mußte die weiße Gestalt neben den jetzt tiefdunkeln Steinen auf weite Entfernung gesehen werden. Und das war auch in Wahrheit ihre Absicht.

Ob es ihr dagegen gelingen würde, unter der Menge von Fahrzeugen, die mit und ohne Segel die weite Bucht kreuzten, das Boot zu erkennen, nach dem sie mit angestrengter Sehkraft blickte, und das, wie sie wußte, eine brennend rothe Fahne führte, war eine andere Frage.

„Nein, nein," sprach sie zu sich selber, „das ist unmöglich; ich werde desto lebhafter und herzlicher an ihn denken. — Vielleicht auch, wenn ich mich so innig nach ihm sehne, leitet der gewaltige Wunsch ihn zu sehen, mein Auge. — Dort — nein, es ist ein Fischerboot! — O Gaetano! — bald mein Gaetano!" Sie flüsterte diese Worte mit weicher, schmelzender Stimme und mit einer unaussprechlichen Innigkeit, schrak aber im nächsten Augenblicke heftig zusammen, da sie mit einem Male fühlte, wie zwei Hände aus einer der Fensterwölbungen des Pavillons hervor, an welchem sie lehnte, sanft ihren schlanken Leib umfaßten.

„O mein Gaetano!"

„O süße Francesca, verzeihe mir, daß ich mein Wort nicht gehalten, aber es war so unüberlegt das Versprechen, welches ich Dir gegeben. Und daß Du es mir abverlangtest, beweist einen grenzenlosen Egoismus. Du willst nur gesehen sein, immer hoch stehend, hellleuchtend, die Andern sollen so in Masse vor Dir ver-

schwinden, auch der arme Gaetano! Du schaust mit Deinem wundervollen Blicke so auf das Gewimmel zu Deinen Füßen: vielleicht ist auch er darunter — er, o meine Francesca, der aus Liebe zu Dir stirbt und die ganze Welt ausgestorben wünschte, um mit Dir allein leben zu können!" —

„Wie Du mich erschreckt hast! — Wahrhaftig, ich könnte Dir böse sein," gab sie zur Antwort. Doch strafte der herzliche Ton ihrer Stimme diese Worte Lügen. „Und wie Du nun wieder sprichst, ungemessen, leidenschaftlich wie immer! Wahrhaftig, ich bin froh," setzte sie nach einer Pause hinzu, wobei sie einen sehr schwachen Versuch machte, sich einen sehr kleinen Schritt von dem Pavillon und ihm zu entfernen, „daß uns feste Mauern trennen."

„O dem kann sogleich abgeholfen werden," erwiderte er lachend und schwang sich leicht und gewandt zu dem Fenster hinaus auf die Terrasse.

„Du überspringst freilich alle Schranken, ich weiß das wohl," sagte sie und wehrte ihn mit ihren kleinen Händen anmuthig von sich ab. „Ich will aber heute Abend hier allein sein — gewiß, Gaetano, ganz allein sein."

„Das ist nicht Dein Ernst, Francesca," entgegnete er mit einer betrübten Miene, die aber wieder heiter wurde, sowie er in ihr Auge blickte, das voll Freundlichkeit und Liebe glänzte.

„Nun, ich will Dir denn die Erlaubniß geben, eine kurze Zeit zu bleiben," sagte sie, „aber ich stelle Bedingungen."

„Bedingungen? — Und welche?"

„Du setzest Dich an dieses Ende der Bank hier und ich mich an das andere."

„Und der leere Raum zwischen uns Beiden?"

„Wird mit äußerst ruhigen Gesprächen ausgefüllt. Gehst Du darauf ein?"

„Ich muß mich wohl Deinem strengen Willen fügen, Herrin der Villa Cedronia, Königin von Neapel, süße, süße Majestät! —

Aber zuerst darf ich zu Einleitung des Gesprächs Deine beiden lieben Hände küssen?"

Das mußte sie ihm wohl erlauben, und er küßte nicht nur die Hand, sondern auch jede einzelne Fingerspitze; ja, als er endlich damit fertig war, zog er das widerstrebende Mädchen einen Augenblick heftig in seine Arme, und sie mußte es geschehen lassen, daß er seine Lippen eine Sekunde lang fest auf die ihrigen preßte. Dann aber fuhr er zurück, machte eine komische, sehr tiefe Verbeugung, setzte sich ganz knapp auf das eine Ende der Bank, während er sagte: „Und nun — in's Exil! — Jetzt werde ich Dir ausführlich sagen, welch' ungeheuren Fortschritt ich in der letzten Zeit in der deutschen Sprache gemacht habe, und nur Dir zu lieb, süße Francesca, denn sonst würde keine Macht der Erde es mir möglich machen, diese barbarischen Worte zu lernen."

Dies sagte er in einem allerdings wunderlichen Gemisch von Deutsch, Italienisch und Französisch, doch war aus dem, was er in ersterer Sprache sagte, wohl zu ersehen, welch' außerordentliche Mühe er sich gegeben.

„Mein Sprachmeister in Neapel ist mit mir zufrieden, hoffentlich auch Du, meine sonst so strenge Richterin."

Sie lächelte selig in sich hinein, als sie die Töne der heimatlichen Sprache aus seinem Munde hörte.

„Ist es aber nicht traurig," fügte er heiter hinzu, „daß ich nach all der guten Aufführung, und nachdem ich sogar Deutsch gelernt, Dich nun heute Abend verlassen soll?

„Eigentlich aber," fuhr er nach einer Pause fort, während welcher er nicht in die vom Abendduft verschleierte Gegend geschaut, sondern nur auf ihr Gesicht, und jetzt sprach er wieder nur in der Sprache seiner Heimat, „eigentlich habe ich nicht nöthig, mich sogleich zu fügen, denn ich kann wohl sagen, daß ich mit vollem Rechte hier bin."

„Ah! Das möchte ich hören."

„Und diese Auseinandersetzung soll nicht auf sich warten lassen. Excellentissima werden sich ohne Zweifel erinnern, welch' wichtiger Tag morgen für uns Beide ist."

„Ich erinnere mich nicht ganz genau," sagte sie mit einer angenommenen Zerstreutheit.

„O Francesca!" rief er nun plötzlich mit einem ganz veränderten und sehr innigen Ausdruck der Stimme, „das wüßtest Du in der That nicht?"

„O doch, Gaetano, o doch!" gab sie hastig mit einem weichen Tone zur Antwort, und streckte eine ihrer Hände gegen ihn aus, die er ergriff und natürlicher Weise festhielt.

„Meine Berechtigung, heute noch zu kommen, liegt also darin," sagte er, „daß doch noch Einiges für morgen zu besprechen ist. Da Deine Schwester Rosa mit uns abreisen wird, so werden wir jedenfalls in zwei Wagen fahren. Das ist nun alles besorgt; Du weißt, wo wir die Reise-Equipagen finden, das Gepäck wird im Laufe des morgenden Tages dorthin besorgt, und nun — kommt die Hauptsache." — Er zog ein Papier aus der Tasche. — „Neben den Pässen, die zu einer Wegreise von Neapel sehr in Ordnung sein müssen, und bei uns auch sind, braucht es noch einen besonderen Ausweis für's Thor, der gewöhnlich nur am Tage der Abreise selbst ertheilt wird. Doch hat die hohe Polizei davon eine Ausnahme gemacht und mir die Papiere für Dich und Deine Schwester schon heute ausgefertigt, damit es morgen keinen Aufenthalt gibt. Habe ich darauf hin nun nicht Recht gehabt, heute noch zu kommen, Hartherzige? Oder hätte ich vielleicht dies wichtige Dokument durch Jemand schicken sollen?"

„Diese Frage ist nicht Dein Ernst, Gaetano," erwiderte sie. „Soll ich Dir wiederholen, wie lieb es mir ist, Dich heute, wenn auch nur einen Augenblick, zu sehen? Ueberhaupt hast Du ja das Verbot Deines Besuchs Dir selbst auferlegt."

„Aber nach schwerem Kampf," schaltete er ein.

„Und hattest im Grunde gewiß vollkommen Recht, denn ich fühle wohl, daß wir von Spähern Deiner Mutter umgeben sind. Deßhalb bleibe nicht zu lange.“

„O heute Abend hat es keine Gefahr,“ sprach er mit herzlicher Stimme, wobei er sanft ihre Hand auf seine Schulter legte, und ihr so unmerklich etwas näher kam. „Ich bin in Ischia gewesen,“ fuhr er nach einer Pause fort, „und habe von dort mein Boot über den Golf hinüber heim geschickt mit meinem Diener, der zu Hause sagen muß, daß ich heute Nacht auf der Insel bleibe.“

„Also darfst Du nicht nach Haus?“ fragte sie ein wenig erschrocken.

„Nein,“ gab er lächelnd zur Antwort, indem er ihr wieder etwas näher rückte. „Wärst Du eine Italienerin, so würde ich Dir sagen —“

„Ich will nicht wissen, was Du mir alsdann sagen würdest.“

„Da Du aber eine kalte, erbarmungslose Deutsche bist, so muß ich Dir erklären, daß ich mich von hier entfernen werde, sobald Dein strenger Befehl mich dazu zwingt, und daß ich alsdann in Wirklichkeit nach Ischia zurückkehre.“

Es entstand eine längere Pause, in welcher es rings um die beiden Liebenden so still war, daß man deutlich das schwache Murmeln des Meeres hörte und das sanfte Wehen des Abendwindes in den Orangenbüschen, die ein Laubdach über ihren Häuptern bildeten. Zuweilen löste sich eine duftende Blüthe und fiel herab.

„O Deine Mutter, Gaetano,“ sagte das junge Mädchen endlich, „macht mir recht viel Kummer. Wenn das anders wäre, ich könnte grenzenlos glücklich sein.“

„Das wird ja anders, mein Herz,“ erwiderte er schmeichelnd, indem er leicht seinen Arm um ihren schlanken Leib legte. „In das, was geschehen sein wird, findet sie sich, wenn auch anfäng-

lich seufzend. Aber diese Seufzer werden sich bald in Lächeln verkehren. O darüber bin ich vollkomen ruhig. — Gewiß, Francesca, Du weißt, wie sehr ich meine Mutter liebe; ja ich liebe sie herzlich und innig; würde ich etwas thun, von dem ich überzeugt wäre, daß es ihr wirklich so tiefes Herzeleid verursachte? — Nein, nein, glaube mir sicher, die vollendete Thatsache wird sie anerkennen und gern anerkennen."

Françoise hatte ihr Haupt sinken lassen und sagte nach einem augenblicklichen Stillschweigen: „O Gaetano, wenn Du nicht fühlen würdest, wie unendlich ich Dich liebe, welch' ungeheures Opfer ich Dir schon gebracht und noch bringe, ich wäre das unglücklichste Wesen! — Und ich bin schon so recht unglücklich," setzte sie mit leiser Stimme hinzu. — „Ich habe mich an Dich angeschlossen mit meinem zu weichen, offenen Herzen; ich zwang mich mit aller Macht, keinen der finstern Schatten, die man um mich aufsteigen ließ, über unser Verhältniß herein ragen zu lassen. Aber die finsteren Gestalten, die ich mit aller Kraft, deren ich fähig bin, niederhielt, strecken doch zuweilen ihre hohnlachenden Häupter riesengroß und entsetzlich empor, und alsdann ruft eine innere Stimme, die ich nicht verachten sollte, mir zu: ich bin betrogen, ich bin verlassen, ich werde verloren sein. — O, das sind qualvolle Momente."

Sie zog ihre Hände rasch an sich und drückte sie vor das Gesicht.

Schon wieder diese schwarzen Träumereien, Francesca?" bat er flehend. „Und heute wieder, so nahe der Stunde, die uns auf ewig vereinigen wird! Sage mir, was hast Du schon wieder? Wie kommen dergleichen falsche Klänge abermals in Dein vertrauensvolles Herz?"

„O es ist zu vertrauensvoll, ich weiß das ganz genau. Hätte ich das Gemüth meiner Schwester, so würde ich länger geprüft haben."

„Ah, Deine Schwester!“ gab er mit einem Aufzucken der Lippen zur Antwort. Dann aber hob er den Kopf stolz empor und sagte feierlich: „Ich hätte mich jeder Probe unterworfen und würde sie bestanden haben. Das schwöre ich Dir zu, zum wie vielten Male,“ setzte er achselzuckend hinzu, „wird Gott gezählt haben. Ich aber wiederhole Dir meinen heiligen Schwur, daß alles klar und recht zwischen uns ist — so oft Du ihn hören magst, meine Francesca, mein süßes, geliebtes Weib, bei allem, was dem Menschen heilig ist, bei unserem Dasein mit seinen Freuden, bei der Ewigkeit mit ihrem furchtbaren Ernst!“

„Gewiß, Gaetano, gewiß?“ rief sie fragend aus. Und während sie ihre beiden Arme um seinen Hals schlang, blickte sie ihn mit thränenfeuchten Augen an. „Schwöre nicht,“ fuhr sie erregt fort, „nein, nein, ich will keinen Schwur; ich will nur noch einmal Dein einfaches, gutes Wort; ich will Dir vollkommen vertrauen, und Du wirst dieses heilige Vertrauen nicht täuschen. — Nicht wahr, mein Gaetano, es ist alles klar zwischen uns? Wir dürfen einander angehören? Du bist frei und unabhängig wie ich? Es darf keine kalte, entsetzliche Hand zwischen uns erscheinen? Es darf keine Stimme das Recht haben, uns zuzurufen: Scheidet, ihr habt Furchtbares begangen! —? — O, das wäre mehr als der Tod!“

Sie schluchzte laut auf und ließ dann ihr Gesicht auf seiner Schulter ruhen. —

— — — — — — — — — — — — — —

„Blick' auf, Francesca,“ sagte Gaetano nach einer längeren Pause, während welcher er dem erregten, heftig athmenden Mädchen absichtlich Zeit vergönnte, sich zu sammeln. — „Blick' auf,“ wiederholte er mit lächelndem Munde. „Könnte ich Dir so heiter in's Auge sehen, wenn mein Herz nicht wahr und ehrlich fühlte? Ob ich mich noch frei und unabhängig nennen kann,“ setzte er mit einem leichten Schütteln des Hauptes hinzu, „weiß

ich wahrhaftig nicht, denn Du meine süße, fremde Eroberin, hast Deinem Sklaven mächtige Fesseln angelegt."

„Nicht so, nicht so!" bat sie, ihm fest in die Augen schauend und mit leidenschaftlicher Stimme sprechend. — „Nicht so, Gaetano — nicht scherzend sollst Du mir Antwort geben; Du weißt, was ich meine, und daran denkend sollst Du dem armen Mädchen, das Dir alles geopfert, ehrlich Deinen Blick zuwenden und ihm nochmals wiederholen, während Du die Hand auf Dein Herz legst: ich bin frei und unabhängig, mich fesseln keine Bande."

„Nun denn, meine Francesca," gab er sanft zur Antwort, indem er die Rechte nach seiner Brust erhob, „mich fesseln keine Bande, ich bin frei und unabhängig — gewiß und wahrhaftig, so wahr mir Gott helfe!" Dann fuhr er leicht mit der Hand über die Stirn und athmete etwas tiefer als gewöhnlich.

„Amen," sprach sie und litt es geduldig, als er sie fest in seine Arme schloß und seine Lippen lange auf ihrem vollen blonden, duftigen Haar ruhen ließ.

Nach einer langen süßen Pause, während welcher ihre Herzen schneller geschlagen, löste sie sanft seine Hände und behielt sie in den ihrigen; dann lehnte sie ihren Kopf an seine Brust und blickte träumerisch lächelnd auf den dunkler werdenden Golf, auf welchem die Bilder wohl wechselten, aber auch jetzt in der Dämmerung nicht aufhörten.

„Sieh dort," sagte sie, „jenen schwarzen Punkt oberhalb der Brücke des Castel del Uovo; über ihm erhebt sich jetzt ein grauer Rauchstreifen — das Dampfboot. Ich hatte es mir immer so schön ausgedacht, Neapel zu Wasser zu verlassen und alsdann, während wir den Posilipp umführen, noch einmal nach dem schönen Gestade hinauf zu schauen, um alle die lieben Punkte, an denen wir so vergnügt und glücklich waren, zum letzten Mal recht innig in's Auge zu fassen. Das wäre bei hellem Tage gewesen," setzte sie mit einem eigenthümlich bewegten Ausdruck der Stimme

hinzu, „während wir jetzt bei Nacht im finsteren Wagen Deinem schönen Vaterlande entfliehen. — Doch nein," unterbrach sie sich selbst, „keine solchen Nachtgedanken; laß es Nacht sein, wenn wir Neapel verlassen, folgt doch darauf der schönste und glücklichste Tag. Nicht wahr, mein Gaetano?"

„Gewiß, gewiß, mein süßes Leben."

„Blicken wir also dem Dampfboote ruhig nach," fuhr sie nach einer Pause fort. „Sieh', wie es langsam abfährt, dann aber schneller und kräftiger mit seinen Rädern die Fluten theilt, zwei lange helle Streifen im Wasser hinter sich lassend. Auf dem Decke bemerkt man schwarze Gestalten; manche gehen hin und her, die meisten aber drängen sich an's Steuerruder, um noch einen Blick auf die Stadt zu werfen. Da sieht man auch weiße Taschentücher wehen — wir würden es gerade so gemacht haben, wenn —"

Gaetano nahm ihr die weitere Bemerkung mit einem Kusse vom Munde weg; dann sagte er: „So werde ich Dich fortan immer bestrafen, sobald Du mich quälst."

Unterdessen machte das Dampfboot drunten auf dem schon dunkeln Wasser anmuthig einen Bogen; sein Schornstein spie dicke, schwarze Rauchwolken aus, zwischen denen wie Blitze roth leuchtende Funken erschienen. Die Beiden hörten jetzt deutlich das Geräusch der Räder durch die Stille des Abends.

Francesca athmete zuweilen so tief auf, daß es wie ein Seufzer klang; sie hatte ihr Haupt rückwärts an die Mauer gelehnt und litt es geduldig, daß er seine heiße Stirn an ihre Schulter legte. —

Jetzt gab der Golf draußen und die weite Landschaft eines der großartigsten Schauspiele, die nur ein Menschenauge erblicken kann. Die Dämmerung geht allmälig und doch ziemlich schnell in tiefe Nacht über. Das Dampfboot ist jetzt bei Sorrent und verschwindet dann zwischen den Vorgebirgen Campanello und Capri. An den helleren Felswänden dort sieht man nur noch

einen langen Rauchstreifen wie Nebelduft, der sich aber auch rasch zertheilt und verschwindet. Unwillkürlich werden unsere Blicke zu dem Vesuv empor gezogen, der anfängt, in unbeschreiblicher Großartigkeit zu leuchten. —

Jetzt sieht man nur auf seiner Spitze ein schwaches Glimmen, das sich aber mit einem Mal vergrößert, wie ein Feuer vom mächtigen Windhauche angefacht, riesenhaft wächst, rings umher einen weiten Leuchtkreis erscheinen läßt, in dem weiß glänzende, glitzernde Schlangenlinien sichtbar werden, die sich von Sekunde zu Sekunde mehren, einen Moment feuergarbenartig emporstreben, dann Myriaden von Funken aussprühen, um darauf wieder, wie sie entstanden, zur rothen Glut und zu einem schwachen Glimmen zusammen zu sinken.

Es ist das keine Eruption, sondern es ist nur eine Mahnung des gewaltigen Vulkans, daß es fort und fort in seinem Innern schafft und kocht und brodelt. Dort, vom Eremiten abwärts erblicken wir jetzt deutlich die letzte Arbeit des Bergriesen: zwei Lavaströme, die am Tage unter der leichten Schlackendecke schwarz gefärbt erschienen, schimmern jetzt in einer dunkeln Glut und wunderbar prächtig durch die Nacht und röthen selbst das Meer zu ihren Füßen.

Wohl schön ist dieser Anblick, schauerlich prächtig, fast unheimlich. Wenden wir jedoch den Blick zur Stadt, indem jetzt bald hier, bald da unzählige Lichter aufflammen, die Häusermasse, von der Nacht bedeckt, wie mit einem silbergestickten Schleier überziehend.

Darauf suchen wir die früher so ruhige Meeresfläche; auch diese scheint von der Luft nach Licht und Glut ergriffen. Ueberall, wo ein unserem Auge unsichtbares Boot dahinzieht, zucken geisterartige bläuliche Phosphorlichter auf, hier in einzelnen Sternen, dort in langen glänzenden Streifen. Ah, wer in diesem Augenblicke in einem leichten Kahne an der Küste des Posilipp fahren

dürfte und dort dem Spiel der Wellen folgen, wie sie in den zauberischen Grotten blitzen und Feuer speien!

Es ist ein seltsames, nächtliches Getriebe rings um uns her; dazu duften die Orangenblüthen stärker und die leicht bewegten Blätter erzählen sich in ihrer eigenen Sprache leise flüsternd geheimnißvolle Geschichten, die zwei liebetrunkene Herzen zu verstehen im Stande sind. —

„O Francesca!“ —

„Mein Gaetano!“ antwortete sie mit leiser, ängstlicher Stimme. —

Und jetzt hat das Meer noch andere Bilder. Dort die glitzernden Phosphorstreifen zeigen uns ein Boot an, das wir, wenn wir scharf hinblicken, endlich zu erkennen im Stande sind. Seine Ruderschläge sprühen Diamanten; jede bewegte Welle glänzt von einem eigenthümlichen Lichte. Plötzlich wird eine dunkelrothe Pechflamme unheimlich flackernd sichtbar; sie bewegt sich bis an die Spitze des Bootes und ihr Licht wirft einen langen dunkelrothen Schein in's Meer. In ihrer Glut tritt das Boot tief schwarz hervor, ebenso eine Gestalt, die vorn auf der Planke steht, eine Harpune in der Hand, aufmerksam in die Flut blickend. Jetzt fliegt die mörderische Waffe in's Wasser, der, welcher sie geschleudert, steht einen Augenblick regungslos, bis ein hinter ihm sitzender Schiffer das Boot langsam vorwärts treibt.

Es sind Fischer, die mühseliger Weise ihrem nächtlichen Gewerbe nachziehen; sie fangen die Cefali und geben uns dabei ein prächtiges Schauspiel. Dort auf dem Meere glüht eine zweite Flamme, in der Ferne eine dritte und vierte, und wo sich ein solches Boot unter raschen Ruderschlägen scharf wendet, da erscheint für uns, die wir mit einiger Phantasie begabt sind, ein riesenhafter Rubin, eingefaßt durch einen Strahlenkranz von Brillanten.

Ah, auch der bis jetzt dunkle Nachthimmel tritt nun mit-

wirkend in das wunderbare Schauspiel ein. Dort über Torre del Greco, in dem Einschnitt, den die Sommat mit dem Berge San Angelo bildet, leuchtet ein heller Schein auf; der untere Theil des Vesuv tritt scharf als Silhouette hervor, und langsam, in unbeschreiblicher Klarheit, schwingt sich der volle Mond empor, die Landschaft mit blauem Lichte übergießend. Dann sich im Meere wiederspiegelnd, wirft er über dasselbe einen langen blendenden Zickzackstreifen hin, Schein an Schein, sich jetzt verbindend, sich jetzt wieder trennend, wie die Welle unter ihm steigt und fällt, immer beweglich, immer auf dem dunkeln Wasser schaukelnd, so daß es das Auge mit seinem unruhigen Strahlen und Glitzern ordentlich blendet, und das Meer, welches in Nacht und Dunkelheit zusammenschauerte, jetzt wieder unendlich groß und erhaben erscheinen läßt.

Die Ufer von Santa Lucia, der Riva di Chiaja sind Anfangs nur matt erhellt; aber schnell treten alle Gegenstände in bläulicher Beleuchtung hervor und scheinen beinahe tageshell; überall glänzt ein lichter Streifen oder ein feuchtes Blatt und unterbricht die Schattentöne, die durch das Undeutliche dem ganzen Bilde eine ungemeine Ruhe verleihen. —

— Ja, tiefe Nacht rings umher. —

Und man höret nur verstohlen
Das Geflüster kluger Myrten
Und der Blumen Athemholen. — —

Welch' rasche Bewegung unterbricht diese tiefe Stille mit einem Mal? Ein unterdrückter Schrei, ein leise, aber innig gesprochenes Wort — ein tiefer Seufzer, dann das Rauschen von Blättern, an denen Jemand hastig vorüberstürzt. —

Dort durch den dunkeln Laubgang, der nach dem Hause zurück führt, flieht eine weiße Gestalt; ihr Gewand streift an tief niederhängenden Lorbeerzweigen, die alsdann emporschrecken

und deren glänzende Blätter so eigenthümlich im Mondlicht funkeln, daß es ist, als blickten sie mit tausend feuchten Augen zum Himmel empor.

Mich dünkt, von Thränen blinke Luna's Glanz;
Und wenn sie weint, weint jede kleine Blume
Um einen wild zerriss'nen Mädchenkranz.

Siebentes Kapitel.

Ein gebrochenes Herz.

Die weiten und großen Räume des Theaters San Carlo waren an diesem letzten Abend, an welchem die deutsche Sängerin auftrat, mit Menschen überfüllt — eine seltene Erscheinung für die Jahreszeit, wo das Publikum der Sperrsitze und des Parterre's noch weit lieber vor den Kaffeehäusern sitzt oder Eis bei Doncelli verzehrt, als bei dem wunderbaren, angenehmen Abend draußen im dunstigen Innern des Hauses von Lichterglanz und Hitze zu leiden.

Was aber das Merkwürdigste an dieser italienischen Zuhörermasse war: man bemerkte nicht das beständige Aus- und Einströmen, man sah nicht das Haus bei einem langweiligen Akte oder bei einem gewöhnlichen Duett oder Terzett oder einem mittelmäßigen Chor leer werden, um sich erst wieder zu füllen, wenn ein guter Sänger oder eine gefeierte Sängerin zu irgend einer beliebten Arie ansetzte. Auch die Logenbesitzer waren aufmerksam, wie nie, und wenn sie, die deutsche Sängerin, der all' diese Theilnahme galt, auf der Bühne erschien, so sank das laute Geplauder zu einem leisen Gemurmel herab, und wenn Signora

Francesca — ihren harten deutschen Familiennamen konnte kein Italiener behalten — mit ihrem lieben, weichen Lächeln vortrat, so herrschte Todtenstille in dem weiten Hause.

Dann sang sie, wunderbar schön, wie sie nie gesungen, stets gesteigert von dem wüthenden Beifallssturm des Publikums, das sich dann immer mehr begeisterte an ihrem unvergleichlichen Gesang, so daß eine gegenseitige Steigerung statt fand, die sich bei jedem Actschluß von Seiten des Publikums durch ein nicht aufhören wollendes Hervorrufen Luft machte, so wie durch Blumenspenden, welche selbst hier für Italien in ihrer Masse und Großartigkeit an's Fabelhafte grenzten. Dabei vernahm man wenig Händeklatschen, und nur der Ruf: „brava!“ und „bene!“, tausendstimmig anschwellend, zerriß die Luft, wo nur ein paar Tacte Pause dem Publikum erlaubten, sich hören zu lassen.

Françoise trat nach jeder großen Scene erschüttert, betäubt, die Lippen zusammengepreßt und mit Thränen kämpfend von der Bühne hinter die Coulissen, wo ihre Kammerfrau eifrig beschäftigt war, alle, welche sich hinzudrängten, um ihr enthusiastische Worte der Verehrung zu sagen, von der Erschöpften abzuhalten.

Da sie in jedem Acte zu thun hatte, so ging sie in der Zwischenzeit nicht in die Garderobe und hatte sich in der ersten und zweiten Coulisse so gesetzt, daß sie von dem weiten, überfüllten Hause nur die beiden Logen sehen konnte, die sie interessirten.

Das war oben im zweiten Rang ihre Schwester, gerade unter derselben Gaetano. Er schien allein zu sein, ohne Mutter, ohne einen Bekannten. Er schien, sage ich, denn zuweilen kam es Françoise vor, als horche er auf irgend etwas, was ihm aus dem Hintergrunde der Loge gesagt wurde; ja, zuweilen wandte er sein Gesicht, wenn auch kaum merklich, auf die Seite, nickte wohl ein klein wenig oder schüttelte mit dem Kopfe.

Beunruhigendes fand sie gerade nichts darin; wenigstens wurde es ihr leicht, eingedenk der gestrigen Unterredung, alle trüben Gedanken zu verscheuchen. — Wenn Jemand da ist, sprach sie zu sich selber, so wird es die Marchesa sein, die sich dem Publikum nicht zeigen will. — Und wenn sie dabei bedachte, daß sie am heutigen Abend in der That vortrefflich sang und daß die Mutter ihres Gaetano sie hören — ja, und bewundern müßte, so fühlte sie ihr Herz im Busen schwellen, und das wirkte gerade so auf sie ein, wie der Beifallssturm des Publikums.

Ja, es war Jemand bei ihm in der Loge; nur einen Augenblick war so eben hinter dem seidenen Vorhang, der etwas zugezogen war, ein kleiner weißer Handschuh erschienen und die Idee eines Armes, um den Brillanten blitzten und der mit heller Seide und Spitzen umhüllt schien.

Warum durchzuckte sie der Anblick dieser kleinen Hand so eisig kalt? Warum mußte sie, deren Brust sich heute Abend so völlig unbeschränkt und frei erhob, nun auf einmal einen Moment heftig nach Athem ringen? Warum preßte sie ihre Hand auf das Herz und fühlte sich glücklich, mehrere lange Scenen vor sich zu haben, ehe sie wieder auftreten mußte?

Und wenn sie sich nicht geirrt, wenn es wirklich der Arm und die Hand einer Dame gewesen, die dort blitzähnlich erschienen und verschwanden, wenn — o mein Gott nein! — flehte sie, warum diese finstern entsetzlichen Gedanken? Hat er mir nicht gestern noch feierlich geschworen, und glaube ich ihm nicht unbedingt? Und jene Frau in der Loge — wird es nicht seine Mutter sein? O, sie war schon mehrmals da; ich habe sie öfters gesehen. Und was sollte sie, wahrscheinlich noch keine alte Frau, abhalten, Brillanten und helle Seide zu tragen? — Aber wenn es anders wäre? — O nein, nein, nur jetzt nicht so entsetzliche Gedanken! — Liegt denn aber ein Verrath seinerseits so gänzlich außer dem Bereich der Möglichkeit? — Nein, nein! —

Doch wozu diese entsetzliche Selbstquälerei? Muß nicht der heutige Abend alles entscheiden? — Und er wird entscheiden. — Wird er sich nicht dir zu Liebe losreißen von seinem Vaterlande, von seiner Familie, dir folgen von dem geliebten heitern Meeresgestade hinweg nach dem für ihn ernsten und kalten Norden? — Ja, wird er? Wenn er aber heute Abend vor dich hinträte, wenn er dir sagte: ich kann heute Neapel nicht verlassen, laß mir Zeit bis morgen, bis übermorgen — wenn er Ausflüchte suchte? O nein, nein, fort mit diesen Gedanken! Fort, fort, er hat es mir feierlich zugeschworen, daß ich glücklich sein solle — sein dürfe! —

Sie trat einen kleinen Schritt vor aus dem tieferen Schatten in das Halbdunkel zwischen den Coulissen und erhob ihre Angen nach seiner Loge. Ah, auch er schaute herunter, er drückte die Hand fest auf sein Herz, seine Blicke flammten voll Liebe und Glück.

So ging die Vorstellung vorüber; der letzte, beinahe nicht enden wollende Beifallssturm brauste gewaltig durch das Haus, und Françoise trat erschöpft in ihre Garderobe, wo die vielen Blumen in Kränzen und Bouquets, die man dort aufgehängt, so betäubend dufteten, daß man die Fenster öffnen mußte.

Rosa trat erregt ein, schloß die Schwester in ihre Arme und drückte einen langen und innigen Kuß auf deren weiße Stirn.

Françoise, die sich niedergesetzt hatte, schaute mit einem unbeschreiblich guten und kindlichen Blicke zu ihr empor und fragte bescheiden: „Nicht wahr, ich habe es ordentlich gemacht?"

„Du hast es so gemacht," gab Rosa leise zur Antwort, „daß ich tief ergriffen war, wie alle Zuhörer, aber auch so, mein Herz, daß Dir jetzt die größte Ruhe nothwendig ist, sonst würdest Du Dich unfehlbar aufreiben."

„Ja, Ruhe und Glück," sagte Françoise mit leuchtenden Augen.

„Ruhe und Glück," wiederholte Rosa mit einem wehmüthigen Blicke, den sie aber vor der Schwester verbarg.

Signor Bertolini ließ sich melden und trat ein, in der Hand ein Bouquet aus den kostbarsten und seltensten Blumen, unter Aeußerungen des höchsten Entzückens, des Glückes für San Carlo, dann aber unter Ausrufungen des tiefsten Bedauerns und eines leichten Anfluges der Verzweiflung, wenn er bedenke, daß es ihm noch nicht gelungen sei, einen Contract für die nächste Saison mit Signora Francesca zu Stande zu bringen; und daß er für seine finstere Zukunft nicht das Geringste habe, als einige sehr kleine Hoffnungen.

„Aber Eines müssen Sie mir versprechen," rief er mit einer ausdrucksvollen Pantomime und einem schmerzerfüllten Blicke, welchen er der Decke der kleinen Garderobe gönnte, „Eines müssen Sie mir feierlich geloben: in der nächsten Saison an keinem anderen italienischen Theater zu singen, wenn Sie San Carlo felice oder vielmehr," rief er mit Pathos aus, „San Carlo infelicissimo verschmähen."

„Darauf gebe ich Ihnen meine Hand," sagte Françoise milde, lächelnd, und reichte ihm die kleine Rechte dar, welche Signor Bertolini zuerst an sein Herz, dann an seine Augen und zuletzt an seine Lippen drückte, worauf er in überwallender Rührung mit einem vielsagenden Blicke zur Thür hinausstürzte.

Françoise blickte ihm nach und sprach so leise, daß es nur die Schwester hören konnte: „Der gute Bertolini! Ich hätte gern Abschied von ihm genommen und will ihm auch heute Abend noch ein paar Zeilen schreiben. Es würde ihn tief schmerzen, wenn er morgen nach San Antonio hinaus käme und uns nicht mehr fände." —

Gaetano kam nicht nach dem Schlusse der Vorstellung, wie er sonst wohl zu thun pflegte, und wenn das für heute Abend auch zwischen Beiden so verabredet war, so konnte sich Françoise

doch nicht enthalten, so oft sich Jemand der Thür näherte, ihr Auge dorthin zu wenden.

Endlich verließen die beiden Schwestern das Haus, und als sie draußen auf der Treppe standen, schaute die Sängerin mit einem innigen Blicke zurück und sagte: „Ich muß doch mit einem guten Gedanken von San Carlo Abschied nehmen, wer weiß, ob ich seine grauen Mauern wiedersehe, diese grauen Mauern, in denen ich so viel Glück erlebt, in denen sich ja das ganze Schicksal meines Lebens gewendet. — Lebt wohl, sollte ich euch wieder sehen, so will ich es gewiß nicht unterlassen," setzte sie innig bewegt hinzu, „wieder auf diese Stelle zu treten, meine Hand an den kalten Stein zu legen und mich — hoffentlich froh und glücklich — des heutigen Abends zu erinnern. — Lebt wohl."

Vor der Thür standen noch Gruppen beisammen, Verehrer der großen Künstlerin, riefen ihr Evviva nach und warfen Blumen in den davonrollenden Wagen.

Die Straßen Neapels glänzten und flimmerten voll Lichter, die vor den Thüren der Kaffeehäuser brannten, auf den Schenkbuden der Eis- und Limonadenverkäufer oder an den dampfenden Maccaronikesseln und sonst überall, wo etwas Trink- und Eßbares verkauft wurde. Die wunderbar laue Nachtluft begünstigte das Straßenleben, Massen von Spaziergängern wandelten hierhin und dorthin, und die dumpf rollenden Räder des Wagens zerrissen hier auf Augenblicke ein gesungenes Lied, dort das Geklimper einer Mandoline oder die pathetischen Worte eines Improvisators, der auf dem Quai beim Scheine einer Papierlaterne in einem Kreise aufmerksamer Zuhörer saß.

Auf Santa Lucia dasselbe lebendige Treiben. Eine Nacht wie die heutige ist der Tag der Neapolitaner; zwischen Hunderten von kleinen Lichtern und Lampen werden Eßwaaren aller Art feil geboten. Welch' buntes Durcheinander: die Haufen goldgelber Orangen, die in allen Farben schillernden Fische, das zitternde

Licht auf den Flaschen und Gläsern, dazwischen die verschiedenartigsten Töne, die rufenden Stimmen der Verkäufer, Singen und Lachen, der eigenthümlich klappernde Ton der Metallschalen, mit dem die Eiswasser-Verkäufer ihre Waare anbieten, das Summen der auf- und abwandelnden Menge, das dumpfe Rollen der Wagenräder auf den breiten Lavaplatten.

Françoise blickte nachsinnend auf dieses bunte, glänzende, wechselvolle Getreibe; sie dachte an ihre Abreise in dieser Nacht, sie wollte alles das ihrem Gedächtniß noch einmal tief einprägen, sie wollte Abschied nehmen von all den Gegenständen, die ihr Auge so oft erfreut, von allen zusammen und von jedem insbesondere.

Rosa hatte ihre Hand in die der Schwester gelegt, sie fühlte sich angegriffen, fast betäubt von diesem wilden, nächtlichen Straßenleben; ihr Herz zuckte schmerzlich zusammen, wenn sie daran dachte, mit welchen Gefühlen sie hieher gekommen und was sie hier schon erfahren, was die nächsten Tage bringen würden, die sie nicht mit demselben Glück, mit derselben Heiterkeit erwarten konnte, mit der Françoise noch der Zukunft gedachte. Jetzt noch seufzte sie schmerzerfüllt und dachte, während sich ihre Lippen fest auf einander preßten: wenn es so kommen wird, wie helfe ich der Unglückseligen über diese schwere, entsetzliche Stunde?

Sie ließ ihren Blick über die See zu ihrer Linken dahin schweifen.

Diese lag da, so ruhig und still athmend, so behaglich unter dem Silberbande, welches der Mond gleich einer Fessel über sie geschlungen. Sie trug leise murmelnd ihre Fluten an das Gestade, die nach einem leichten spielenden Anschlage dann wieder zurückglitten, um sich nach wenigen Augenblicken abermals dem Lande zu nähern — ein beständiges, einförmiges Spiel, dem man doch so gern zusieht und zulauscht. — Ach, sie erzählen so hübsch, die anprallenden Wellen; man muß nur Sinn dafür haben und sie verstehen.

Wie das Straßenleben am Tag, so verliert auch das der Nacht von seinem lebhaften Charakter, wenn man die Chiaja erreicht hat. Die Villa Reale liegt schon ganz einsam, der Mond möchte gern eindringen auf die tiefschattigen Wege und Ruheplätze, aber die Blätter der Bäume leiden das nicht, sie kennen den lockeren, alles betastenden Gesellen wohl und haben das Recht, das ihnen Anvertraute, so viel sie können, vor seiner Berührung zu schützen. — Dort hat er sich eingeschlichen, und wie lüstern schmiegt er sich an jene Marmorfigur an, Lichter aufsetzend, wo es unnöthig ist, und Partieen erhellend, welche der Künstler absichtlich in Schatten gestellt.

Hier liegen die großen Paläste schon still und träumend da, und die mit silbernem Glanz erfüllten Fenster blicken melancholisch auf die funkelnde See. Aber auch sie erlöschen eins nach dem anderen, wie der Mond wechselnd seine Bahn dahinzieht, und in wenig Stunden werden sich auf den weißen Trottoirplatten dort die zackigen Dächer der Häuser in schwarzen Schattenbildern abzeichnen.

Die Mergelina ist wieder etwas belebter; hier und da erfreuen sich die Fischerfamilien, vor den Thüren ihrer Bassi sitzend, der entzückenden Nacht. Vater und Brüder sind vielleicht eben nach Hause gekommen — ja, richtig, dort sind noch ein paar kräftige Gestalten beschäftigt, den Nachen an's Land zu ziehen und umzukehren. Die von der Seefahrt Ermüdeten sitzen rittlings auf einer langen Bank, die Foglietta steht vor ihnen, auch Salami und cacio cavalo nebst Brod, und nun werden die einfachen Abenteuer der Meerfahrt erzählt. Ein halberwachsener Bursche lehnt an der Mauer des Hauses, hat den Kopf gegen dieselbe gestützt und denkt allerlei, während er aus der kurzen Pfeife raucht. Neben ihm, im hellen Licht des Mondes, sitzt eine jugendlich volle Mädchengestalt; sie hat den Kopf mit dem edelgeschnittenen Gesicht erhoben, und ihr großes Auge leuchtet eigen-

thümlich im Doppelglanze des Mondes und der eigenen sammtschwarzen Augensterne. Sie singt:

La notta tutte dormeno,
E io che buò dormire
Pensanno a Nenna mia
Me sent' ascevoli
Li quarti d'ora sonano
A uno a doje e tre,
Jo te voglio bene
E tu non pienz' a me.

Wir rollen rasch dahin, an mehr solchen Gruppen vorüber, die sich alle gleichen und von denen doch jede wieder ein ganz anderes, aber stets interessantes und belebtes Bildchen liefert.

Endlich hält der Wagen am bekannten Aufgange zur Villa Cedronia, der Bediente öffnet den Schlag und die beiden Schwestern steigen aus.

„Komm, stütze Dich auf meinen Arm," sagte Françoise lächelnd zu Rosa, welche ernst an ihrer Seite dahin schritt. „Ich fühle mich heute so frei, so leicht, so muß es Jemand zu Muth sein, der Schwingen hat und auffliegen kann."

Sie schritten über die Rampe hinweg, sie hatten bald die Terrasse erreicht, und freundlicher Lichterglanz drang aus der geöffneten Hausthüre hervor und vermischte sich draußen eigenthümlich mit dem Scheine des Mondes. Die kleine, sonst so heimliche Wohnung der deutschen Sängerin, anmuthig durch ihr Talent, überall kleine niedliche Plätze zu schaffen und diese oft durch die unbedeutendsten Dinge zu verzieren, sah schon recht zerstört aus. Hier war fast alles eingepackt, und was zurückblieb, stand begreiflicher Weise in Unordnung umher. In dem Vorplatze des Hauses sah man ein paar Reisekoffer, die da bereit standen, um auf den Wagen geschraubt zu werden; größere Mas=

sen Gepäck waren schon vor ein paar Tagen mit dem Dampfer nach Genua geschickt worden.

Rosa begab sich in ihr Gemach, und auch Françoise trat in das ihrige, um ihr nach dem abgeworfenen Costume leichter gewordenes Gewand mit einem schwarzen Reisekleid zu vertauschen. Ihre Kammerfrau hatte hierzu alles vorbereitet, und so wäre die Toilette sehr rasch von Statten gegangen, wenn nicht Françoise einmal über das andere sich gegen das Fenster gewandt hätte, den Vorhang ein wenig bei Seite geschoben, um auf die fast taghell erleuchtete Rampe zu blicken.

„Mademoiselle nehmen jedenfalls ihren leichteren Shawl," sagte die Kammerfrau, „und werde ich den Mantel, der in der Morgenfrühe nothwendig ist, an den Wagen bringen lassen."

Lag bei diesen Worten etwas in der Stimme der Französin, was Françoise befremdete und ihre Aufmerksamkeit erregte? — Sie wandte rasch ihr Gesicht gegen die Dienerin, welche sich aber in diesem Augenblicke an einer geöffneten Schublade zu schaffen machte.

„Bist Du mit Deinen Abschiedsbesuchen fertig geworden?" fragte sie gütig. „Ich habe Dir so viel Zeit wie möglich gelassen. Ich hoffe so und wünsche Dir, gute Jeanette, daß Du vor Deiner Abreise hier keine festen Bande zu lösen gehabt hast. Oder hätte ich mich geirrt?" fuhr sie mit einem Ausdrucke des Erstaunens fort, als sie die rothgeweinten Augen des Mädchens erblickte. — „Jeanette, hast Du Kummer?" sagte sie darauf herzlich. „Sei offen, wie Du es immer gegen mich gewesen."

Die Gefragte schüttelte mit dem Kopfe, doch sprach das Auf- und Abwallen ihres Busens deutlich für eine heftige Bewegung ihres Innern. — „Ich habe keinen Kummer," erwiderte sie mit leiser Stimme, „gewiß nicht."

„Aber Du hast geweint?"

„Das leugne ich nicht, die Arbeiten der letzten Tage, die —

Aufregung — meiner Nerven; ich fühle — daß ich — mich lächerlich mache — und wenn mir — Mademoiselle zürnen sollten — bei Gott! — ich kann meine Thränen nicht zurückhalten."

Damit drückte sie heftig ihre Hände vor das Gesicht und weinte laut und bitterlich.

„Meine gute Jeanette," sagte Françoise schmeichelnd, „weine nur, wenn es Dich erleichtert; auch mir schnürt der Abschied von hier das Herz zusammen, und nur die übergroße Spannung, in der ich mich befinde, hält mich aufrecht. Ich bin überzeugt, wenn ich später im Wagen sitze, weine ich auch reichliche Thränen."

„O möchten es Thränen der Freude sein, wie Sie verdienen!" rief das Mädchen mit zitternder Stimme.

„Ich hoffe es, bei Gott, meine gute Jeanette, und Du wirst sehen, wir alle gehen einer still glücklichen, frohen und heiteren Zeit entgegen."

Die Französin faltete langsam ihre Hände vor dem Gesicht und ließ dieselben alsdann an sich herabgleiten. Ihr Gesicht war bleich, aus ihren weitgeöffneten Augen rannen die Thränen, dann mit einem Male neigte sie das Haupt, ihre Gestalt schien zusammenzubrechen, und sie sank zu den Füßen ihrer Herrin nieder, nicht willenlos, sondern in aufgelöstem, tiefem Schmerze, dem sie dadurch einen bezeichnenden Ausdruck verlieh, daß sie die herabhängende Hand der jungen Dame ergriff, sie an ihre Lippen drückte und krampfhaft mit unzähligen Küssen bedeckte. — „O," schluchzte sie dazwischen, „sie sind so gütig, so mild und freundlich gegen alle Welt, daß Ihnen — die Vergeltung — nicht fehlen kann! — Sie müssen — noch — glücklich werden — oder es gibt — keine Gerechtigkeit — im Himmel."

„Das hoffe ich auch," versetzte Françoise sanft lächelnd, und nicht nur ich, sondern wir alle. — Beruhige Dich, Jeanette, sei nicht kindisch, stehe auf. — Was soll man davon denken? Hörst Du, es kommt Jemand."

Und wirklich näherten sich leise Tritte der Thüre; es wurde bescheiden angeklopft, und als Françoise rief: „Nur herein!" öffnete sich dieselbe, und der italienische Bediente, der herein sah, meldete: „Der Herr Marchese ist im Salon."

Françoise eilte dorthin.

Gaetano stand am Fenster und blickte in die helle Nacht hinaus. Bei dem Rauschen des seidenen Kleides wandte er sich um, trat rasch auf das junge Mädchen zu und reichte ihr beide Hände.

Sie blickte ihm in's Gesicht und fand etwas in seinen Zügen, was sie befremdete. Wohl lag ein Lächeln um dieselben, aber seine Augen schienen ernst umflort.

„Was ist, Gaetano," rief sie unwillkürlich mit lauterer Stimme, als sie gewollt. — „Du hast mir eine Nachricht mitzutheilen. — Was ist vorgefallen?"

„Wenig und viel," sagte er achselzuckend, „nichts und alles."

„Mein Gott, du erschreckst mich! — Müssen wir uns beeilen? Müssen wir fliehend Neapel verlassen?"

Er schüttelte langsam den Kopf, dann schlang er sanft seinen Arm um sie, um sie nach einem Sopha zu führen, wo er sie bat, niederzusitzen. Er nahm vor ihr auf einem kleinen Stuhle Platz.

Françoise hielt ihre beiden Hände vor die Brust gepreßt und athmete rasch und schwer. Sie las in seinen Zügen, daß er ihr etwas von Wichtigkeit mitzutheilen habe, und wie die Verhältnisse nun einmal standen, war Wichtiges und Unangenehmes fast gleichbedeutend.

„Du bringst nichts Gutes, Gaetano," sprach sie leise, „ich lese das in Deinen Zügen."

„Dann lügen meine Züge," gab er lächelnd zur Antwort. „Glaube mir, Francesca, oder ich muß sie Lügen strafen. Allerdings habe ich Dir etwas mitzutheilen, was Dich überraschen wird, wie es mich im ersten Augenblicke überrascht hat. Aber

Schlimmes ist es nicht, beim allmächtigen Gott! Es ist das Beste, was sich für uns ereignen kann. Meine Mutter —"

„O, Deine Mutter," unterbrach ihn rasch das Mädchen; „wenn die Marchesa im Spiel ist, so fürchte ich, es handelt sich für mich um nichts Gutes."

„Willst Du mich ruhig anhören, Francesca," bat er. „Was ich Dir mittheile, ist in der That wichtig. Doch mußt Du mir schon ein paar Minuten gönnen; ich kann mich nicht in zwei Worten aussprechen."

„Ich höre, Gaetano."

„Du weißt, Francesca," begann er, „mit welcher Umsicht ich alles zu unserer Abreise vorbereitete; Du weißt, daß ich mir die nöthigen Papiere, Dispens und alles verschaffte, um sogleich in Rom mit Dir getraut zu werden."

„So sagtest Du mir."

„Alles das zu besorgen war um so schwieriger für mich, da da es im Geheimen geschehen mußte, und nur durch die Hülfe mächtiger Freunde ward es mir möglich, die sich täglich neu aufthürmenden Schwierigkeiten zu beseitigen. Doch so still und geheim auch diese Vorbereitungen getroffen wurden, so bemerkte ich doch schon vor einigen Tagen zu meinem Schrecken, daß meine Mutter, wenn auch nur im Allgemeinen, von unserem Plane in Kenntniß gesetzt war. Sie hatte ihre gut besoldeten und sehr geschickten Späher und Agenten; man sah mich hier und dort an auffallenden Orten, bei Behörden und Kanzleien; Unterbeamte, die nicht verschwiegen waren, ließen Worte über mein Vorhaben fallen, — genug, meine Mutter hatte am heutigen Vormittage eine Unterredung mit mir, bei welcher ich aus ihren Worten erfuhr, daß ihr meine Absicht, heute Nacht Neapel zu verlassen, bekannt sei."

Françoise machte eine rasche Bewegung; ihre Gesichtszüge hatten sich verändert, waren furchtbar ernst geworden, sie drückte

ihre Rechte tief in die Kissen des Sopha's und schaute den jungen Mann mit starren Blicken an.

„Ihrer klar ausgesprochenen Darlegung gegenüber," fuhr er fort, „konnte und wollte ich nicht leugnen. Ich sagte ihr einfach, es sei so, setzte aber hinzu, nichts vermöge meinen Entschluß zu erschüttern. — O meine Francesca," sprach er nach einer Pause mit weicher Stimme, „in dem Augenblick, wo ich das gesagt, fühlte ich mich fest gegen eine ganze Welt und bedachte nicht, welche Kraft die Thränen, die flehenden Bitten einer Mutter haben. Hätte sie mir heftig geantwortet, wie früher bei ähnlichen Veranlassungen, hätte sie Worte über Dich, die Geliebte meines Herzens, über mein Weib fallen lassen, wie es sonst ihr ungerechter Zorn, ihr Stolz ihr wohl eingegeben, nichts hätte meinen Entschluß ändern können, nichts hätte mich zu einem Versprechen vermocht."

„Ah, Gaetano, Du gabst Deiner Mutter Versprechungen?"

Er machte eine Bewegung mit der Hand, als bäte er sie, ihn nicht zu unterbrechen. „Meine Mutter," sagte er, „war tief ergriffen; erschüttert, aufgelöst in Thränen beschwor sie mich, sie nicht zu verlassen, ich, ihr einziger Sohn, ich, ihr Trost, ihre Stütze! — Und welche Entschädigung, Francesca, glaubst Du wohl," fuhr er mit leuchtenden Augen fort, „daß sie mir versprach? Ihre verdoppelte Liebe, ihren Segen und — Deine Hand!" rief er freudig. „Ja, Francesca, ihr Herz ist erweicht, sie will Dich sehen."

„Ah, sie will mich sehen?" fragte das junge Mädchen, ohne ihren starren Blick zu verlieren; und dabei klang ihre Stimme schwach und tonlos. — „Sie will mich sehen, morgen oder übermorgen, oder vielleicht in den nächsten Tagen? — Wann es ihr gefallen wird?"

Gaetano schaute sie erstaunt an. „Ich begreife Dich nicht recht, Francesca," sprach er nach einer augenblicklichen Pause; „ich

höre wohl Deine Worte, aber ich sehe an Deinen Blicken, daß Du mit Deinen Gedanken ganz wo anders bist. — Höre mich, Francesca," bat er schmeichelnd.

„Ich habe Dich ja gehört," rief sie schmerzlich bewegt, und ein Thränenstrom benetzte ihre Wangen; „ich habe Dich gehört und verstanden. Du frugst mich, wo ich mit meinen Gedanken sei. Nun, wo konnten sie sein, als bei der Fortsetzung eines Traumes, der mich so glücklich gemacht? — Ich athmete frei auf, in Gedanken nämlich, als ich Neapel hinter mir hatte, als Du auf der ersten Station meine Hände ergriffest — so träumte ich — und nun in voller Wahrheit zu mir sagtest: jetzt sind wir frei und unabhängig — fort, fort, unserem Glücke entgegen!"

„Und dieser Traum wird und muß ja zur Wahreit werden, meine süße Francesca; nur ein paar Tage später vielleicht werden wir Neapel verlassen, dafür aber auch begleitet von dem Segenswunsche meiner Mutter. — Ist das nicht eine kleine Zögerung werth?" setzte er im Tone eines leichten Vorwurfs hinzu.

Das Mädchen athmete schwer und schluchzte leise, da sie ihre Thränen mit Gewalt zurückdrängte. Sie nickte mit dem Kopfe; sie sagte: „Ja, ja, Gaetano, wenn das alles so geschieht, wenn Deine Mutter uns segnet, dann ist freilich alles besser und schöner. — Wenn aber —"

„Und was, meine süße Francesca?"

„Verzeihe mir," gab sie kopfschüttelnd zur Antwort, ich bin so schwach heute Abend, so aufgeregt. Die große Rolle hat mich angegriffen, und dann hatte ich auch in der That all' mein Denken, alle meine Wünsche darauf concentrirt, heute Nacht San Antonio und Neapel zu verlassen. Du weißt, Gaetano," sagte sie unter Thränen lächelnd, „wenn wir Frauenzimmer einmal einen Entschluß gefaßt haben, und er wird nicht ausgeführt, so gibt es feuchte Augen. — Darum verzeihe mir."

„Was habe ich Dir zu verzeihen, Françoise?" versetzte er,

ihre beiden Hände ergreifend. „Kam ich doch selbst mit schwerem Herzen hieher, und war es mir hart, von einem wenngleich kurzen Aufschub unseres Glückes zu sprechen. — Aber Du bist mein verständiges Mädchen, und wenn Du heute Nacht geschlafen hast, so wirst Du morgen früh einsehen, daß sich nur so unser Glück fest begründen läßt.

Sie preßte ihre Lippen auf einander und blickte kopfnickend zu Boden.

„Wie ich mich darauf freue," plauderte er vergnügt weiter, „wenn Du meiner Mutter gegenüber stehen wirst, wenn sie Dich betrachtet, wenn sie mir zuwinkt, um mir anzudeuten, daß sie auf ihre Schwiegertochter stolz sein muß! Dann wirst Du sehen, Francesca, gefällt Dir auch Neapel wieder, all' das Schöne, das wir dann zusammen sehen und genießen. — Und was für Augen Herr Bertolini machen wird, wenn er mit seiner Erneuerung des Contractes kommt! O alles das zu sehen und zu erleben, Francesca, ist doch besser, als Neapel so bei Nacht und Nebel zu verlassen!" —

So bei Nacht und Nebel. — Die Worte schnitten in dieser dunklen Stunde tief in ihre Seele.

— — — — — — — — — — — — — —

Bei dieser Unterredung in einem Salon der Villa Cedronia, der sich zu ebener Erde befand, standen die Fenster offen, wie dies Abends meist der Fall war, und da sich Rosa — wir wollen gestehen nicht ohne Absicht — vor die Thüre des Hauses gesetzt hatte, so war ihr kein Wort des innen geführten Gespräches entgangen. Dabei stellte sich ihre lebhafte Phantasie seinen Gesichtsausdruck noch anders vor, als er in Wirklichkeit war; sie sah ihn, wie er die arme Schwester lauernd betrachtete, wie sein finster zusammengezogener Mund lächelte, wenn sie empor blickte. Sie wog alle seine Worte schwer ab, und jedes derselben hatte für sie einen doppelten und gehässigen Sinn. Sie hatte ihre

Arme über einander gelegt und drückte sie fest gegen ihre heftig athmende Brust. Zuweilen schlugen ihre Zähne leicht auf einander, alsdann aber warf sie trotzig die Oberlippe auf und ihre dunkeln Augen leuchteten.

Es kam Jemand die Rampe hinauf — eine weibliche Gestalt. Es war Jeanette, sie bewegte sich in dem Schatten, den der Vorsprung des Daches auf die Terrasse warf, zu Rosa hin und flüsterte ihr in's Ohr: „Dort auf der Mergelina hält der Wagen des Marchese, und —"

„Sprich weiter!"

Die Kammerfrau schüttelte heftig mit dem Kopfe, und als Rosa sie erstaunt anblickte, bemerkte diese, wie die Augen Jeanettens voll Thränen standen und wie sie gewaltsam ihre Zähne aufeinander biß.

„Nie, nie werde ich mehr darüber sprechen," sagte sie leise und flüchtig und eilte, die Hände ringend, in's Haus.

Rosa erhob sich von ihrem Sitze; sie that einen tiefen Athemzug, dann strich sie leicht über ihr Haar und richtete ihre großen, dunklen Augen gen Himmel. Alle Bewegung von vorhin war aus ihrem Gesichte gewichen; dasselbe erschien im Wiederschein des Mondes wie das eines edel geformten Marmorbildes: ruhig, ernst, unbeweglich.

Sie trat einen Augenblick in den Vorplatz des Hauses und erschien gleich darauf wieder, an ihrer Seite den italienischen Bedienten. Im Dahinschreiten über die Terrasse schlang sie ein gelb und roth gestreiftes Tuch in der Art über ihren Kopf, wie es die Landmädchen zu thun pflegen, und wenn man sie in ihrem dunkeln Gewande so in der Entfernung, wenn auch im Mondscheine, sah, so hätte man die edle Gestalt ganz gut für eins der Fischermädchen der Mergelina halten können.

Sie ging die Rampe hinab, schnell aber mit festem Schritte, und war in kurzer Zeit unten zwischen den Häusern angelangt,

wo man vor dem Aufgange nach San Antonio eine herrschaftliche Equipage halten sah. Hier blieb das junge Mädchen mit hochklopfendem Herzen stehen, und zwar so nahe vor dem Wagen, daß sie das Wappenschild der Fontana und die Livree der Diener in dem hellen Lichte des Mondes deutlich erkennen konnte. Sie selbst stand tief im Schatten eines der Häuser, blickte aber von hier aus aufmerksam auf die Straße.

Der Bediente war weiter vorgegangen, hatte aber kaum die Mergelina betreten, wobei der Klang seiner Schritte zwischen den hohen Mauern deutlich wiederhallte, als man an dem Schlage des Wagens die Gestalt und den Kopf einer jungen Dame erscheinen sah, welche nach dem Ankommenden zu spähen schien.

Obgleich Rosa auf etwas Schreckliches gefaßt war, fühlte sie doch, wie ihr Blut plötzlich zu stocken schien, und es war ihr, als könne sie ein paar entsetzliche Sekunden lang nicht athmen. Die junge Dame im Wagen — sie hatte ihre Hand auf den Schlag gelegt — schaute hinauf nach San Antonio, sie hatte ein fein geschnittenes, edel geformtes blasses Gesicht und große dunkle Augen, in denen jetzt, als sie sich etwas aus dem Wagen herausbeugte, ein Strahl des weißen Lichtes hell erglänzte.

Rosa legte ihre Hand an die brennende Stirn, und sie konnte nicht anders: sie mußte an das Wort des Impresario denken, daß es ein Spiel der Natur sei, wie sehr die Fürstin Pallavicini, die jetzige Marchesa Fontana, ihr selbst ähnlich sehe.

„Zurück, zurück!“ klang es in ihr, „ehe er Dich vielleicht hier bemerkte. Er ist zu schlecht, als daß ich ihm entgegen treten sollte, um ihm mit glühenden Worten meinen Haß in's Gesicht zu schleudern.“

Der Bediente trat gegen das junge Mädchen hin, und sagte mit gesenktem Haupte und leiser Stimme: „Es ist der Wagen des Marchese Fontana.“

„Gut," gab Rosa kalt und ruhig zur Antwort; „so muß man ihm melden, daß er hier unten erwartet wird."

— — — — — — — — — — — — — —

Eine Stunde später rollte ein schwerbepackter Reisewagen von vier Pferden gezogen über die Mergelina gegen Santa Lucia. Früher glänzend beleuchtet, angefüllt von einem bunten, lebendigen Treiben, lag jetzt alles hier still und öde; die Nacht machte ihr Recht geltend und hatte, da nun der Mond hoch über San Antonio stand, ihre schwarzen Schatten über die Straße, über den Quai und die noch immer leicht anschlagenden Wellen vorgeschoben. Von den Lichtern auf dem Meere brannte keines mehr in rother Glut, auch das phosphorische Leuchten hatte aufgehört, da kein Ruder mehr die Flut durchwühlte. Nur die Spitze des Vesuv war noch zuweilen erhellt von aufsteigender Lohe, die sich auf Augenblicke majestätisch erhob und dann wieder still in sich zusammensank. — Sonst war alles still und finster in dieser nächtigen dunklen Stunde.

Achtes Kapitel.

In der Dachkammer.

Durch Contraste muß der Künstler das Publikum packen, sagte mir einst ein junger Maler mit sehr langen Haaren, in welchen er, ein zweiter Simson, seine Hauptkraft vermuthete, als er mir sein neuestes Bild zeigte, auf dem zu sehen war eine vom Sonnenlicht grell beleuchtete weiße Kalkwand, vor der ein Mohr spazieren ging mit feuerrother Halsbinde, aus dessen schwarzem Frack ein giftig grünes Tuch hervorschaute — ja, durch

Contraste, wiederholte er schmunzelnd und hatte im Grunde nicht Unrecht, wenn er auch diese Contraste etwas zu grell und ohne mildernde Uebergänge neben einander hinkleckste.

Es ist das im Leben, wie in jedem Kunstwerke: wir sehnen uns nach Regen, wenn wir anhaltenden Sonnenschein gehabt; wir erfreuen uns an dem ersten fallenden Schnee, der die goldglänzende herbstliche Landschaft in einem Momente verändert; wir empfinden die Süßigkeit eines guten Desserts am besten nach einem pikanten Salat, und auf ein kaltes Gefrorenes, das wir zu uns genommen, schmeckt uns ein siedend heißer Kaffee ganz besonders.

Contraste also, die sich in unserem gewöhnlichen Leben täglich an einander reihen und dasselbe seine Einförmigkeit verlieren machen, muß der Künstler auf wohlthuende Art herbei zu führen suchen, der Maler durch einen tiefschwarzen Neger auf weißer Kalkwand, der Schriftsteller, indem er seinen geduldigen Leser aus den Armen eines engelgleichen Wesens an die Brust eines unbeschreiblich schlechten Charakters wirft, oder indem er ihn mit sich führt aus dem heißen Sommer in den kalten Winter, aus dem Palast in die Hütte. Besteht doch unsere ganze Kunst darin, daß der freundliche Leser nicht nur den Palast ungern verläßt, sondern sich auch nach kurzer Zeit heimisch fühlt in der armseligen Hütte, wohin wir ihn geleitet. —

Hinter uns sind verschwunden Campaniens glückliche Gefilde; rückwärts blickend sahen wir den Vesuv niedersinken, sahen das tiefblaue Meer sich verstecken vor den mächtigen Alpen mit ihren mit Eis und Schnee bedeckten Häuptern, und auch diese Riesen mußten vor unseren Blicken untertauchen, nachdem wir sie verlassen, hinter andere, weit geringere Größen. Dann sahen wir wieder deutsches Land und athmeten fröstelnd deutsche Luft, kalte, herbstliche, heimatliche Luft, seufzend, wenn wir an den schönen Süden gedachten. Entgegen zog uns die geschäftige Schwalbe und lachte

zwitschernd über uns, eben so der Kranich und der verständige Storch. Alle zogen heimwärts, wie wir, aber ihre Heimat ist dort, wo Brunnen kühlen und Palmen rauschen, die unsrige hier, wo über spitze Giebeldächer hinweg aus langen Schornsteinen dichte Rauchwolken in die schwere dunstige Luft hinaufsteigen; hier, wo kalter Wind uns so recht boshaft um die Häuserecken in's Gesicht bläst, wo uns der Regen durchnäßt und der Staub fast erblindet. Trage es mit Geduld, theurer Leser; die Pflicht, nur Wahrhaftiges Dir mitzutheilen, hat uns hieher in die große deutsche Residenzstadt geführt. Leider sind wir augenblicklich nicht einmal im Stande, Dich vor den ersten Gasthof zu führen oder in eines der schönen und vornehmen Häuser, wie sie neben einander liegen in steifem Hochmuthe in den eleganten und reichen Vierteln der Stadt.

Wir lassen diese vielmehr hinter uns und tauchen in ein Labyrinth von Gassen und Gäßchen, wo kein Rollen von Equipagen unser Ohr betäubt, wo wir nur das Klopfen des Hammers hören, mit welchem der fleißige Schmied sein Eisen bearbeitet, oder das taktmäßige Klappern des Webstuhls und unter vielerlei ähnlichem Geräusche das Seufzen einer Säge, die Stimme der Straßenverkäufer, die Schuhwichse und Besen feil bieten, Kindergeschrei, Hundegebell und ähnliche Töne, die uns nach tagelanger Wanderung durch einen dichten Wald höchst angenehm, ja, fast poetisch erscheinen, hier aber, im Uebermaße genossen, unsere Nerven anzugreifen im Stande sind.

Es ist eine sehr enge und kurze Gasse, in die wir getreten sind; die Häuser sind mit ihren Giebeln nach vorn gekehrt und stehen so eng zusammen gedrückt, als seien sie einmal in einer hellen Mondnacht vor irgend etwas erschrocken und haben sich Schutz suchend so dicht an einander gedrängt, wie es eine Herde Schafe zu machen pflegt, wenn sie der Wolf oder sonst ein Raubthier umkreist. Durch dieses hastige Zusammenfahren mag es

denn auch gekommen sein, daß manches aus dieser Gesellschaft etwas das Gleichgewicht verlor und sich so stark vorüber neigte, daß es an verschiedenen Stellen einem langen Arme nicht unmöglich gewesen wäre, eine drüben hinaus gestreckte Hand freundlich zu schütteln.

Weiter ist diese Gasse nur dadurch bemerkenswerth, daß fast sämmtliche Einwohner eine große Vorliebe für feuchte Wäsche an den Tag zu legen scheinen, denn dergleichen sieht man wie eine helle flatternde Guirlande rings umher, namentlich vor den oberen Stockwerken der dunkeln Gebäude, was einem fast begreiflich wird, wenn man die zahlreichen Kindergruppen in meistens schmutzigen Hemden, Kitteln und Blousen von den verschiedensten Zuschnitten und den auffallendsten, einstens frisch gewesenen Farben auf der Straße sieht, während die Häuser selbst von Einwohnern förmlich überzuquellen scheinen; denn überall, wohin wir die Blicke wenden, bemerken wir Gestalten unter den Hausthüren und an den Fenstern, zeigen sich Gesichter hinter den Fensterscheiben oder oben aus den Dachläden herausblickend. Wenn man über das Ganze ein Glasdach setzen könnte, so hätte man etwas wie einen kolossalen Bienenkorb, nur statt mit diesen emsigen, summenden, aus- und einziehenden Thierchen, mit nicht weniger emsigen und nicht weniger zahlreich aus- und einziehenden Menschen besetzt.

Selbst an einer Königin fehlt es hier nicht; diese sehen wir vor dem stattlichsten der Häuser in Gestalt der Besitzerin des dort befindlichen Wurstladens stehen, eine große, breite und schwere Persönlichkeit, fast riesenhaft neben den dürftigen und gebückten Weibern, die dort aus- und eingehen, die erkauften Leckerbissen in Papier gewickelt mit sich forttragend.

Die Wurstkönigin steht unter der Hausthür, nach deren Nummer wir schon beim Eintritt in die Gasse gespäht. Wir gehen bei der stattlichen Frau vorbei, sehen an den Wänden des halb-

dunkeln Hausganges die weißen Leichname einiger unglücklichen Schlachtopfer menschlicher Grausamkeit hangen, daneben den schauerlichen Richtplatz dieser armen Geschöpfe, den mächtigen Hackblock mit dem breiten Beil und der im Zwielicht blinkenden Klinge des langen und spitzen Messers. Rechts neben uns erblicken wir blutige Kübel, links Knochenüberreste; über unserem Haupte schweben schwere Ketten von Würsten.

Vorbei an allen diesen Gräueln eilen wir die Treppen hinauf in den ersten, zweiten, dritten und vierten Stock, wo wir an einer Thür mit der Aufschrift: „Daniel Schweizer, Damenkleidermacher," stehen bleiben. Dank dem Zauberstocke, den wir bei uns führen, öffnet sich diese Thüre geräuschlos bei unserem Erscheinen und wir treten in ein weites, dunstiges Gemach, welches dem Geruche nach, der hier herrscht, Küche und Werkstätte zu gleicher Zeit sein muß, und das von dem Schlafzimmer, einem tiefen finsteren Alkoven, nur durch einen geflickten Kattunvorhang getrennt wird, der wohl das Auge absperrt, aber nicht das Ohr, denn wir vernehmen die wimmernden Laute eines wahrscheinlich kranken Kindes und die sanften Schmeichelworte einer mitleidig klingenden weiblichen Stimme.

In der Werkstätte ist der Meister selbst, der auf dem Tische sitzt, eine kleine gebrechliche Gestalt, nur von einer Seite sichtbar, da er fast ganz umgeben ist von einer Wolke von Gaze oder einem sonstigen feinen weißen Stoffe, einem Damenrocke in den bekannten riesenhaften Dimensionen, an welchem er beschäftigt ist, Bandschleifen mit Stecknadeln zu befestigen, die er darauf mit Kennermiene betrachtet, wobei er den dünnen, schmalen Kopf etwas auf die Seite neigt und mit roth unterlaufenen Augen unter der Kneifbrille hervor auf sein Werk schielt.

Neben ihm vor dem Tische sitzt ein junges Mädchen auf einem Stuhle, das den Kopf so tief auf die Arbeit gesenkt hat, daß der gewöhnliche Beschauer, der durch das Zimmer schritte,

ihre Gesichtszüge nicht hätte unterscheiden können. Wir werden sie vielleicht später noch kennen lernen. Vielleicht ist es der Mühe werth, ihr Gesicht zu betrachten, denn trotz der dürftigen und abgetragenen Kleidung scheint ihre Figur voll und doch wieder schlank zu sein. Wir sehen das an den breiten runden Schultern, die locker mit einem Tuche verhüllt sind, so wie an der schlanken Taille, die ohne künstliche Mittel in ihrer natürlichen Form viel versprechend erscheint.

Das junge Mädchen betrachtet ein Modekupfer, welches vor ihr auf dem Tisch liegt, wobei wir sehen, daß sie mit ihrer rechten Hand das Haupt unterstützt und ihre feinen weißen Finger in einer Fülle von dichtem schwarzem Haar vergraben hält.

Der kleine Damenkleidermacher hebt den Kopf von seiner Arbeit auf und horcht einen Augenblick auf das Wimmern des kranken Kindes.

„Der arme Wurm," sagt er mit seiner sehr dünnen Stimme, „scheint mir wirklich recht krank zu sein. Wenn ich nachher ausgehe, will ich mich nach dem Doktor umsehen. Man muß das Seinige thun — und dann — wie Gott will."

Diese Worte klangen in dem Munde eines Vaters vielleicht etwas hart, doch war die Stimme, mit welcher sie gesprochen wurden, so weich, fast zitternd, daß man wohl fühlte, wie dem Manne das Klagen der kleinen Kreatur tief zu Herzen ging.

„Ach ja, ach ja!" hörte man die Frau sagen; „wenn ich auch nicht viel darauf halte, was der Doktor so einem kleinen Kinde verschreibt, so ist es doch eine Beruhigung, und es kostet uns ja nichts, da Du den Mantel der Frau Doktorin zum Flicken da hast. Man ist gleich so ängstlich, wenn man, Gott sei Dank, noch wenig kranke Kinder zu behandeln gehabt hat. Aber das ist schon wahr, sie sind gleich ganz miserabel, um sich eben so schnell wieder zu erholen. Nicht wahr, Rosa, das wird bei euch auch wohl gerade so gehen?"

Das junge Mädchen hob den Kopf in die Höhe, und während sie dies thut und sich etwas umwendet, um nach dem Kattunvorhange zu blicken, sehen wir deutlich ihr nicht nur angenehmes, sondern sogar schönes Gesicht, Züge, die nicht für ihre Kleidung und Umgebung passen. Dieser schlanke weiße Hals, das edel geformte länglichte Gesicht mit den glänzenden Augen, der geraden Nase und dem kleinen Munde wäre, sich aus einem reichen Pelze hervorhebend, der vornehmsten Dame würdig. Ihr Teint ist etwas bleich, wodurch die dunkeln Augen noch schärfer hervorgehoben werden. Eigenthümlich ist es, daß sie die Lippen zusammenpreßt, wodurch in den Mundwinkeln ein leichter, man könnte sagen, ein Zug tiefer Angst entsteht, der sich aber augenblicklich wieder verwischt, sobald das Mädchen seine frischen Lippen öffnet und, prachtvolle Zähne zeigend, mit einem sehr tiefen Organ langsam und äußerst bedächtig spricht.

„Ich habe es oft bemerkt, Frau Schweizer," sagt sie nun, „Mittags frisch und gesund, sind die Kleinen Abends todtkrank, um am andern Morgen wieder herum zu springen."

„Das springt morgen früh nicht wieder herum, fürchte ich," meinte der Damenkleidermacher, indem er seine Brille fester auf die Nase drückte und seine Nadel einfädelte. „So eilig verlangen wir es ja auch gar nicht. Du meine Güte, wenn dem Kinde überhaupt nur nichts geschieht."

Das junge Mädchen hatte ihre Hand leicht zusammen geballt und auf das Kupfer der Modezeitung, welches vor ihr lag, gedrückt, während sie unverwandten Blickes und mit gespannter Aufmerksamkeit, sobald die Frau vorhin gesprochen, nach dem Alkoven sah und von da ab kein Auge mehr von dem Vorhang wandte, der sich hier und da bewegte, wenn die Frau dem kranken Kinde eine andere Lage gab.

„Sehe Sie doch einmal den Kleinen an, Rosa," hörte man die Stimme drinnen sagen.

Worauf sich das Mädchen augenblicklich erhob, fast von ihrem Sitze emporsprang, gleich darauf aber, als zucke ihr ein Gedanke durch den Kopf, ruhig stehen blieb, dann langsam die Modeblätter auf dem Tische zusammen schob und hierauf erst dem Alkoven zuschlenderte.

Während sie so dahin schritt, in fast nachlässiger Haltung, sich leicht in den Hüften wiegend, sah man deutlich ihre hohe, kräftige und schöne Gestalt, und konnte es nur bedauern, daß ihr Anzug eher dazu gemacht war, diese zu entstellen, als zu verschönern. Dabei hatte ihr Gang, ihre Haltung trotz des nachlässigen Wesens, mit dem sie dahin schlich, etwas unverkennbar Ausgezeichnetes. Man hätte sie für eine vornehme Dame halten können, die sich das Vergnügen machte, die Welt durch einen unscheinbaren Anzug zu täuschen, oder für die erste Liebhaberin irgend eines Theaters, die gewohnt ist, nur Prinzessinnen darzustellen, und die nun die Rolle eines Weibes aus dem Volke übernommen hat. Für dieses paßte wohl das verschobene Halstuch, das locker hängende, wenig anschließende Kleid, die nachlässig zusammen gedrehten dichten Haarflechten; aber durch alles das schimmerte für den Kenner ein ganz anderer Kern hindurch. Diese lange und feine Taille war offenbar nicht für den unscheinbaren baumwollenen Ueberrock geeignet; diese Schultern waren einer anderen Bedeckung, als die des groben bunt karrirten wollenen Tüchleins gewohnt; dieses dichte schwarze glänzende Haar war absichtlich zerzaust; wenn man es frei herabwallen ließe, so würde es sich mit viel weniger Widerstreben in kunstreiche Flechten, in Bandeaux oder dergleichen fügen. Ja, wenn man die hohe, offene Stirn des Mädchens betrachtete, so brauchte es wahrlich wenig Phantasie, um sie passend zu finden für den Schmuck eines Blumenkranzes, selbst eines Diadems.

Während sie nun in nachlässigem Gange dahin schreitet, bemerkt sie vor sich auf dem Boden eine Schleife liegen; sie bückt

sich, um dieselbe aufzuheben; ehe sie das aber thut, hebt sie ihr Kleid mit der linken Hand auf wahrhaft graziöse Weise etwas in die Höhe, und wir, mit den eben angedeuteten Phantasien beschäftigt, erschrecken beinahe, als wir unter dem dunkeln, fast unreinlichen Rocke einen schneeweißen Strumpf erscheinen sehen, den feinsten, zierlichsten Knöchel umspannend, und unter demselben ein schwarzes Stoffstiefelchen, genau anschließend, von tadelloser Form.

Rosa hebt den Vorhang etwas in die Höhe und gestattet uns so einen Blick in den Alkoven. Dort steht ein breites Bett, das Gestell vom gewöhnlichsten Holze und der einfachsten Tischlerarbeit, reinlich aber fast dürftig überzogen. Neben demselben befindet sich ein Kinderbettchen, offenbar aus einer anderen Werkstatt herrührend; letzteres ist aus polirtem Nußbaumholz zierlich gearbeitet, mit schwellenden Kissen und weichen Decken versehen, die aber unordentlich durch einander liegen, da die Frau des Damenkleidermachers das Kind von seinem Lager empor genommen hat und es auf ihren Knieen ruhen läßt, wobei sie das Köpfchen sorgfältig mit ihrem rechten Arme unterstützt.

Das Kind ist vielleicht vier Jahre alt, hat ein rundes, angenehmes Gesichtchen, neben dem verschobenen Nachthäubchen sind blonde, krause Haare sichtbar. Es liegt da mit geschlossenen Augen, die feinen Lippen leicht geöffnet, seine Wangen sind fieberhaft geröthet, sein Athem geht kurz und schwer und zuweilen zucken seine kleinen Glieder, namentlich die Arme, wobei es dann jedesmal einen klagenden Laut ausstößt und eine Sekunde lang die Augen öffnet, die aber gleich darauf wieder von den schweren Lidern bedeckt werden.

Das junge Mädchen hat sich mit einer Schnelligkeit auf das Kind herabgebeugt, die fast auffallend absticht gegen ihre früheren, so langsamen Bewegungen; sie legt ihre kühle, weiße Stirn einen Moment an die heißen Wangen des kleinen Bübchens; sie er-

faßt seine glühenden Händchen, sucht den Puls und zählt die Schläge.

„Ja, ja," sagte sie dann hastig, „ich fürchte auch fast, das Kind ist sehr krank. Um Gottes Willen, wie das nur so schnell kommen konnte! Gestern Abend war es doch noch gesund und munter."

„Vollkommen gesund," erwiederte die Frau in betrübtem Tone. „Das kann mir mein Mann bezeugen. Ich mußte dem Bübchen, als es im Bette lag, die Geschichte vom Müller und den Thieren erzählen, und ich habe es lange nicht so herzlich lachen hören, als Schweizer dazu wie der Hund bellte und wie der Hahn krähte."

„So ist es," bekräftigte der Meister vom Tische herüber; „aber Du mußt Dich deßhalb auch nicht so grimmig ängstigen, Frau. Hat der Kleine doch schon ein paarmal einen ähnlichen Zufall gehabt. Damals kam es von den Zähnen her, und jetzt wird es hoffentlich auch nichts Anderes sein."

„Vielleicht, vielleicht," versetzte hastig das Mädchen. „Doch müssen wir nach dem Doktor gehen, und das so bald wie möglich. Weiß Sie was, Frau, gebe Sie mir das Kind und gehe Sie sogleich. Es sind ja nur ein paar Schritte bis zum Spital, wo der Doktor um diese Stunde zu finden ist."

„Sie hat Recht, die Rosa," sagte der Damenkleidermacher, „sie hat vollkommen Recht; man muß das Seinige gethan haben. Geh' also sogleich, und auf dem Rückwege kannst Du mir für einige Kreuzer weiße Seide mitbringen."

Das junge Mädchen hatte sich auch schon, während sie vorhin sprach, auf das breite Bett gesetzt und nahm das in unruhigem Schlummer liegende Kind sanft aus den Armen der Frau Schweizer. Sie bettete es weich auf ihrem Schooße, sie legte sein Köpfchen an ihre Brust und dann winkte sie der Frau, die vor ihr stehen blieb, ein paarmal schnell zu, wobei sie sagte: „Geh' Sie nur, geh' Sie, es ist nothwendig."

Frau Schweizer nahm ein wollenes Umschlagtuch von der Wand und warf es um die Schultern, und als sie in das Zimmer hinaus trat, fiel der Kattunvorhang vor dem Alkoven herab und schied so das junge Mädchen und das kranke Kind von den Anderen.

Daß Meister Schweizer ein alter Mann von vielleicht sechzig Jahren war, haben wir schon vorhin gesehen. Nach dem zarten Alter des Bübchens aber wären wir befugt gewesen, die Frau für viel jünger zu halten. Dem war aber nicht so, vielmehr mochte die Frau Schweizer nur einige Jahre weniger als ihr Mann zählen; und dabei hatten die Züge des Kindes nicht die Spur einer Aehnlichkeit mit einem der Beiden — ein Räthsel, welches uns indessen jetzt durch die Worte des Damenkleidermachers gelöst wird.

„Solltest Du," sagte er sehr leise und flüsternd zu seiner Frau, „nicht auch geschwinde bei dem Advokaten Berger vorbei laufen und ihm mittheilen, daß das Kind sehr krank zu sein scheint? Du weißt, als er uns den Kleinen übergeben, hat er uns ausdrücklich befohlen, ihn von allem Unvorhergesehenen, was geschehen könnte, sogleich in Kenntniß zu setzen."

„Ich weiß wohl," entgegnete die Frau kopfschüttelnd. „Ehe wir aber da ein Geschrei und Aufsehen machen, wollen wir den Doktor fragen, ob das Kind gefährlich krank ist oder nicht, und dann ist es immer noch Zeit, den Herrn Berger zu beunruhigen."

„Wie Du meinst," versetzte Herr Schweizer. „So geh' denn zum Arzt und vergiß nicht, mir für einige Kreuzer Seide mitzubringen. Laß Dir aber ein Strängelchen geben, was nicht verwirrt ist; man muß den Kaufleuten immer auf die Finger sehen."

Damit ging die Frau hinaus, der Meister fuhr fort, seine Schleifen aufzuheften und das junge Mädchen saß mit dem kranken Kinde hinter dem Vorhange.

Obgleich sie das Bübchen sorgfältig in die Arme genommen,

so hatte sie es doch, so lange die Frau vor ihr stand, anscheinend nur mit großer Theilnahme, aber lange nicht mit der Liebe und Innigkeit betrachtet, die jetzt in ihren dunkeln Augen glänzte, sobald der Vorhang vor dem Alkoven niedergefallen war. Nun aber beugte sie sich tief auf das Kind herab, nun hob sie es in ihren Armen auf, drückte ihre Lippen auf seine Stirn, auf seine Augen, auf seinen kleinen Mund und sprach zu ihm mit den herzlichsten Worten, gab ihm die süßesten Schmeichelnamen. Dabei tönte ihr tiefes Organ, obgleich jetzt gewaltsam gedämpft, um so klingender und eigenthümlicher. Das Kind schien diese Stimme zu kennen, denn es hielt seine müden Augenlider ein paar Sekunden offen, ja es zeigte sich ein mattes, kurzes Lächeln um seinen Mund.

„Du liebes Kind," sagte sie schmeichelnd, „Du kleiner, süßer Eugen, mußt uns das nicht anthun, daß Du ernstlich krank wirst. Nein, nein, das thut unser gutes Bübchen nicht. Morgen bist Du wieder lustig, und dann bringe ich Dir einen großen Wagen, einen Wagen mit Pferden, und damit spazierst Du im ganzen Zimmer umher; ja, im ganzen Zimmer, so lange Du noch nicht ganz wohl bist. Wenn aber Eugen wieder ausgehen darf, so komme ich mit einem ganz großen Wagen und wir fahren dann hinaus auf den Platz, wo die Bäume stehen und wo die Musik ist. — Weißt Du, die schöne Musik!"

Es war, als ob der Kleine in seinem Fieberschlummer diese Schmeichelworte verstanden, und als ob es ihm wohler sei an dem Busen des jungen Mädchens. Er legte sein Köpfchen fest an sie, er streckte seine kleinen Hände zwischen die Aermel ihres Kleides und drückte seine Fingerchen in ihren vollen Arm.

Sie saß, obgleich zuweilen ein leises Wort sprechend, regungslos wie ein Marmorbild, denn sie glaubte in dem Blick des Kindes zu lesen, wenn sich auf Sekunden seine Augenlider öffneten, daß es sich behaglich fühle und ruhiger schlummern werde.

Das Kind dehnte sich in ihrem Schooße; die Zuckungen seiner Glieder wurden schwächer und schienen endlich ganz aufzuhören; es streckte seinen kleinen Körper lang aus, es seufzte ein paarmal tief auf, und obgleich das Mädchen anfänglich angstvoll diesem Seufzer lauschte, so flog doch ein entzückendes Lächeln über ihre schönen Züge, denn am Ende eines recht, recht langen Athemzuges sagte der Kleine, wenn auch leise, doch vernehmlich: „Liebe Rosa!" — Dann entschlief er wirklich, die Röthe auf seinen Wangen hatte sich vermindert, während er in längeren Zügen athmete.

Mit dem Ausdrucke unsäglicher Liebe in den schönen Zügen blickte das Mädchen auf das Gesicht des Kindes, und nur einmal fuhr sie leicht in die Höhe, als draußen die Kirchenuhr schlug. Sie zählte die Schläge und sprach dann zu sich selber: „O, Gott sei Dank, es ist noch nicht spät — erst drei Uhr."

Draußen im Zimmer hustete der Damenkleidermacher zuweilen, aber kaum hörbar, und wenn er seine Scheere gebraucht hatte und sie wieder aus der Hand ließ, so legte er sie behutsam auf einen dicken wollenen Lappen, damit das schwere Eisen kein Geräusch verursache.

Deßhalb war es auch, als die Frau fortgegangen, sehr still in dem Zimmer.

Neuntes Kapitel.

Die Wohnung eines Künstlers.

Wir haben vergessen, dem geneigten Leser zu sagen, daß die Wohnung des Damenkleidermaches, die wir eben so leise wie

möglich verlassen, nach der Straße zu gelegen ist. Es ist das eigentlich von keinem Belang, doch wünschen wir selbst in den unbedeutendsten Dingen alle Irrthümer zu vermeiden. Vor der Stubenthür befindet sich, wie oft in alten Häusern, ein geräumiger Vorplatz, der aber ziemlich dunkel ist, da er sein Licht durch eine einzige und obendrein sehr schmale Thüre erhält, welche von diesem Vorplatz direct in's Freie auf die angelegenen Dächer zu gehen scheint. Wenn wir aber an diese Thüre treten, so finden wir, daß sie auf einen schmalen unbedeckten Gang führt, der uns um das Haus herum nach einem Hintergebäude leitet.

Stellen wir uns auf diesen Gang, so haben wir eine Aussicht auf die umherliegenden hohen und schmalen Gebäude, auf altersgraue Dächer, auf geschwärzte Mauern und Schornsteine, auf zerbrochene und verwitterte Wetterfahnen, auf tiefe, enge Höfe, von welchen herein allerlei Geräusch des täglichen Lebens, obgleich ziemlich gedämpft, an unser Ohr schlägt.

Wenn wir so die hintere Seite irgend einer Straße betrachten, deren vorderer Theil meistens so glatt vor unseren Augen dahin läuft, so erstaunen wir über die seltsamen Formen, die wir hier sehen, über die eigenthümlichen Auswüchse, mit denen die armen Häuser gleich krankhaften Geschwulsten behaftet sind. Da ist, namentlich in diesen engen Stadtvierteln, keine regelmäßige Linie mehr, kein rechter Winkel; da scheinen die Häuser in heftigem Streit sich in den Haaren zu liegen und jedes sich gewaltsam vorzudrängen, wo es ihm nur immer möglich ist. Da ergrimmt das ruhige Gemüth eines hausbackenen Architekten, da freut sich dagegen die Phantasie des Zeichners und Malers. Wer kann die Formen und Anbaue erdenken, die hier winklig und zackig zu Tage treten! Wer kann die dunkeln und doch dabei malerischen Töne erfinden, die wir hier an dem Durcheinander von Mauern und Giebeln sehen, an den ehrwürdigen dunkelbraunen Holzconstructionen, an dem zerbröckelten, weiß und grau ge-

streiften Mauerwerk, an dem eigenthümlichen Schimmer der einst vergoldet gewesenen Wetterfahnen, und dann an den zufälligen Verzierungen dieses Conglomerats, — Verzierungen, bestehend aus flatternder Wäsche, wucherischen Schlingpflanzen an feuchten Mauern, Blumentöpfen mit üppigem Rosmarin und verkümmerten Geranien; mit menschlichen Gesichtern aller Altersklassen, die aus den tiefen Höfen und den engen Fenstern hervor nach dem kleinen, gezackt erscheinenden Stückchen Himmel blicken, das sich dürftig über ihren Häuptern ausspannt.

Das sieht unser Auge, während wir auf unbedecktem Gang, dem Lauf unserer Geschichte gemäß, nach dem Hinterhause wandeln; aber auch unser Ohr ist dabei nicht unbeschäftigt. Unter uns summt und braust der Bienenstock noch ärger als vordem, da wir durch die Straßen gewandelt; schauen wir doch jetzt noch genauer in das geschäftige Treiben des Stockes, und hören all' die hundertfachen Laute, womit jeder Einzelne seinen Honig nach Hause trägt oder bereitet. Hier vernehmen wir ein paar kreischende Stimmen, accompagnirt von dem Bellen eines Hundes; dort hören wir klopfen auf Holz und Leder, die Töne eines Liedes schlagen an unser Ohr, die in erbittertem Kampf zu liegen scheinen mit dem Gequick einer Clarinette zu unserer Linken, sowie mit dem jämmerlichen Klagen einer Violine zu unserer Rechten, welche unter der Hand eines Schülers stöhnt und seufzt, und welche zu besänftigen sich der tiefe Klang eines Waldhorns vergeblich abmüht.

Am Ende des Ganges, auf dem wir wandeln, befindet sich ein Zimmer, hoch und luftig gelegen; es hat zwei ziemlich große Fenster und zeigt bescheidene, weiß getünchte Wände, deren einzige Verzierung in verschiedenen Lithographieen besteht, Bildnissen berühmter dramatischer Künstler und Künstlerinnen, die mit vier Nägeln an der Wand befestigt sind. Es befinden sich effectvolle Köpfe darunter, und ihrer Haltung nach könnte man, auch ohne

eine Unterschrift zu lesen, mit einiger Sicherheit bestimmen, welches Fach dieser oder jener Künstler, diese oder jene Künstlerin, ausfüllte.

Dort jenes Brustbild, dessen Kopf mit wohlgerollten Locken etwas verdreht auf dem Halse steht, kühn um sich schauend und zwischen den affectirt geöffneten Lippen Zähne zeigend, wie man es eben nur auf einem Bilde oder bei einer Marionette zu sehen gewohnt ist, um dessen Mund ein fades Lächeln spielt, und dessen Hals in einer Cravatte steckt, welche auf der Brust durch eine dicke Busennadel zusammengehalten ist, während bauschige Manchetten eine Hand einschließen, deren Finger voller Ringe stecken, und die offenbar auf der Lithographie nur angebracht ist, um Ringe und Hand zu zeigen, — ist unverkennbar das Conterfei eines ersten Tenors.

Der bärbeißige Mann nebenan mit dem etwas struppigen Haar, mit den halb zugekniffenen Augen, der ziemlich nachlässigen Kleidung und dem verächtlichen Lächeln um die groben Lippen kann nur ein Bassist sein, — ein tiefer Baß, ein vortrefflicher Baß, ein Künstler, der sich den Henker um die Welt kümmert und der seines Sieges gewiß ist, wenn er vor die Lampen tritt.

Auch Bildnisse von Damen, wie früher schon gesagt, bemerkt man hier. Dort unverkennbar eine Primadonna Asoluta; hoch aufgerichtet dastehend, schaut sie sich siegreich um; man könnte auf ihren stummen Lippen die Frage lesen: Würde es überhaupt noch Gesang geben, wenn mir es beliebte, zu schweigen? — O nein, gewiß nicht, glaubt man im schelmischen Auge einer andern Dame zu lesen, die uns freundlich naiv anlächelt, und in deren munterem Blicke, der leichten graziösen Haltung wir alsbald die wunderbarste aller Soubretten entdecken. Dies Nein ist begreiflicher Weise ironisch gemeint, und wenn sie im Kreise der Vertrauten über jene spricht, so sagt sie: Ihre Stimme ist nicht

übel, aber keine Biegsamkeit, keine Coloratur, man braucht aber auch nicht viel gelernt zu haben, um als dramatische Sängerin zu glänzen.

So hängen sie an den weiß getünchten Wänden und ein paar dieser Litographieen haben eigenhändige Unterschriften. Seinem — als Beweis der Freundschaft und Verehrung, oder: Dem verehrten — die dankbare Künstlerin.

Weiter befindet sich im Zimmer in einer Ecke ein Bett, in der anderen ein sehr bescheidenes Clavier; ein Tisch und ein paar Stühle fehlen natürlicher Weise auch nicht; auf einigen der letzteren liegen Kleidungsstücke, Bücher, Musicalien, alles durcheinander in bunter Unordnung; das Clavier ist geöffnet, und vor demselben sehen wir einen jungen Mann, ziemlich nachläßig angezogen. Seine Füße stecken in weiten Pantoffeln, das Kleidungsstück, welches den untern Theil seines Körpers bedeckt, entbehrt einer angenehmen Straffheit und zeigt herabhängend sehr unnöthige Falten. Sein Oberkörper steckt in einem grauen Sommerrocke, der wahrscheinlich aus Versehen schief zugeknöpft ist, wenn nicht etwa zu dem betreffenden Knopfloch der correspondirende Knopf fehlt, was anzunehmen wir leider sogar einige Berechtigung haben.

Dieser junge Mann — er mag im Anfang der Zwanzig sein — ist nicht allein im Zimmer; ein anderer, scheinbar im gleichen Alter, vollständig, wenn auch mit wenig Eleganz angekleidet, sitzt an dem oben erwähnten Tische und hat den Kopf herabgebeugt, um in die brennende Lampe einer Kaffeemaschine zu blicken, die vor ihm steht, und welche nicht die nöthige Hitze zu geben scheint.

„Hier mangelt Spiritus," sprach er. „Wenn ich zu einem schlechten Witze aufgelegt wäre, würde ich sagen, diese Lampe hat etwas Menschliches, etwas Künstlerisches an sich. — Und Du selbst, junger angehender Künstler, besitzest Du etwas Geist, das

heißt von diesem, den ich meine, um der Lampe auf- und uns zu einem guten Kaffee zu verhelfen."

„Dort in dem Wandschrank ist die Flasche," versetzte der Angeredete kurz, worauf er sich auf das Clavier niederbeugte, einen Accord anschlug, dann zurücktrat, sich so hoch wie möglich aufrichtete, die Brust herausdrückte, und nachdem er mit dem Zeigefinger der rechten Hand leicht einige Takte bezeichnet, mit einer nicht allzustarken, aber wohlklingenden Baritonstimme zu singen begann:

„Der Mufti uns befohlen hat —

Befohlen hat — befohlen hat — zu melden dem Kalifen —

„Eins — zwei — drei — vier" — zählte er alsdann — „zu melden — eins — zwei — drei — vier — dem — eins — zwei — drei — vier — Kalifen."

„Der Mufti," fiel der Andere in tiefem Basse und richtigem Takte ein.

„Uns befohlen hat, zu melden dem Kalifen."

„Zu melden — zu melden," intonirte abermals der Baß ganz richtig.

„Zu me—e—el—den — de—em — Kali—i—i—fen."

„O Herr! — o Herr!" fängt nun der, welcher am Tische sitzt, an und schreit dabei so laut, daß man augenblicklich versteht, er stelle den ganzen Singchor vor und müsse durch sein: O Herr! den Kalifen um Aufmerksamkeit bitten, daß er ein geneigtes Gehör dem schenke, was der Andere im Namen des Mufti zu melden habe.

Worin aber diese Meldung besteht, erfahren wir vor der Hand nicht; es bleibt im Dunkel des Gesanges, wie so Manches in einer wohlcomponirten Oper.

Der am Clavier läßt nun sein Notenblatt niedersinken, blickt schwärmerisch gen Himmel, als wolle er auf den Flügeln des Gesanges empor flattern, und beginnt abermals und dieses Mal in so hohen Tönen, daß man fühlt, er sei an den Grenzen seiner Möglichkeit angekommen.

„Der Mu—u—u—fti—ti—ti — uns — be—foh—o—len — hat — zu—u — me—e—e—lden — de—em — Ka—li—i—i—ifen — Alla—a—ah!"

„Gut, gut!" ruft der Andere; „famos! Du hast Dein Allah mit dem ganzen Tone des Schreckens herausgesungen. — Weiter, weiter! — Allah, Allah!" brüllte er nun als Chor, worauf der am Clavier mit einem Schrei der unverkennbarsten Angst einfällt: „Allaaah!" und den letzten Ton so lange aushält, bis ihm die Augen hervortreten und er fast blau im Gesichte wird.

„Wenn Du es heute Abend so singst," sagt der junge Mann am Tische, „so kann Dir ein Applaus nicht fehlen. Nimm Dich aber bei der Stelle in Acht, daß das dazu gehörige Spiel nicht in die Brüche geht. Es ist, wie Du weißt, im entscheidenden Augenblicke. Du — Sidi-ben-Abenhamet, Oberhaupt der Ulemas, und wir, Dein heiliges Collegium, sind gekommen, dem Kalifen zu melden, daß seine stumme Favoritsklavin ihn den Franken verrathen habe. — Du mußt das nicht leichtsinnig nehmen, guter Kerl. Das Auge des Herrn funkelt, und ich kann Dir versichern, der Herr Benzenberger wird in diesem erhabenen Momente seine Augen nicht schlecht funkeln lassen. — Da thut sich der Vorhang neben dem Kalifen auseinander, und sie erscheint."

„Ja, sie erscheint," spricht der am Clavier seufzend, „in all' ihrer Schönheit, in all ihrem Liebreiz."

„Bumdurumdum du-dum! wirbeln die Pauken; — Trompetenfanfare, — sie stürzt in einem graziösen Pas zwischen Dich und den Herrscher, den armen Sidi-ben-Abenhamet mit der Hälfte eines einzigen ihrer glühenden Blicke zu Boden schmetternd, und dann pantomimirt sie dem Herrscher auf ihre deliciöse Art eine ganze Geschichte, worin sie ihre Unschuld beweist, sich wieder in Gunst setzt und Dich mit jeder Bewegung ihrer süßen lieben Beine dem Stricke näher bringt. — Das siehst Du voraus, so wie Zuleyma erscheint, also Dein letztes Allaaah! muß Schrecken,

Angst, unser ganzes zukünftiges Schicksal andeuten. Tritt demnach, ehe Du zu diesem Allah ansetzest, unvermerkt mit dem linken Fuße ziemlich bedeutend zurück — so!" —

Bei diesen Worten war der junge Mann vom Tische aufgestanden und that gerade so, wie er gesagt.

„Siehst Du, guter Kerl," fuhr er darauf fort, „dann hast Du einen Halt und bist nun im Stande, Deinen Oberkörper, indem Du darauf den rechten Fuß weit nach hinten bringst, so kräftig zurückzuwerfen, als es die erhabene und furchtbare Situation verlangt. Du mußt in den Geist Deiner Rolle eingehen, wie die denkenden Schauspieler zu sagen pflegen; Du darfst um alles in der Welt in diesem Augenblicke nicht der angehende Sänger Carl Bander oder Carlo Banderi sein, wie Du Dich später zu nennen gedenkst, Du mußt vielmehr ganz in Sidi-ben-Abenhamet aufgehen; Du mußt den Strick um Deinen Hals fühlen; Du mußt mit einer Wahrheit zurückfahren, die das Publikum erwärmt und die, was Dir am Ende die Hauptsache ist, Dir einen dankbaren Blick aus den bewußten schwarzen Augen verschafft."

„O Gott ja, diese lieben schwarzen Augen!" seufzte der junge Sänger am Clavier; „ich fürchte nur, wenn ich sie erblicke, werde ich eher zum Entgegenstürzen als zum Zurückfahren geneigt sein. — Aber sage mir die Wahrheit, Richter, findest Du mich bei Stimme oder nicht?"

„Ich finde Dich vollkommen gut bei Stimme," erwiderte Richter, „nur halte ich es für nothwendig, daß Du jetzt Dein Instrument zuschließest und Noten und Stimme ruhen läß'st. Unser Kaffee ist fertig und, dem Geruche nach zu urtheilen, gelungen; setze Dich also hieher, und dann denke so wenig wie möglich an den bevorstehenden Abend. — Wo hast Du einiges Brod?"

Nachdem Carlo, nicht ohne einen leichten Seufzer, gethan,

wie ihm sein Freund gesagt, schlurfte er in seinen weiten Pantoffeln an den Wandschrank hin, aus welchem der Andere vorhin die Spiritusflasche geholt, und nahm ein großes Stück Brod und ein Messer hervor, welches er Beides auf den Tisch legte, dann einen Stuhl heranzog und sich setzte.

Herr Richter schenkte den Kaffee in zwei defecte Tassen, schien sich alsdann nach Milch umzuschauen, und da er keine bemerkte, nahm er die Spiritusflasche und goß von deren Inhalt in seinen Kaffee.

„Hast Du heute dinirt?" fragte er alsdann.

„Nein," entgegnete der Andere.

„Ich auch nicht," fuhr Herr Richter fort, nachdem er einen tüchtigen Schluck aus seiner Tasse gethan und sich ein großes Stück Brod abgeschnitten. „Ich pflege am Tage, wo ich singen muß, selten oder nie zu Mittag zu essen. Wenn man stark dinirt, ruinirt man sich die Stimme und verdirbt seinen Humor. — Was das letztere anbelangt," setzte er nach einer Pause, während welcher er sein Brod verzehrend den Andern aufmerksam betrachtet hatte, hinzu, „so könnte man bei Dir glauben, Du habest immens stark gespeist, denn Dein Humor scheint mir nichts weniger als rosig gefärbt."

„Und habe ich nicht Ursache dazu?" erwiderte der junge Sänger. „Setze ich nicht heute Abend mein Alles, meine Zukunft auf's Spiel, auf eine einzige Karte? Wenn es mir mißlingt, was bin ich alsdann?"

Herr Richter zuckte mit den Achseln. „Du bist üblen Humors," sprach er darauf, „und es beliebt Dir nun einmal, alles schwarz zu sehen. Glaube mir, guter Kerl, ich hoffe, daß Du reussirst, daß Du Beifall erhältst, daß Dich dann morgen Seine Excellenz, der Herr Intendant, auf die Theaterkanzlei bescheidet und Dir einen Contract anbietet."

„Gebe es der Himmel!" seufzte Carlo.

„Ich hoffe, wie gesagt, so. Aber sage mir, was hast Du alsdann für ein großes Glück errungen?"

„Und das fragst Du noch?" sprach der junge Sänger heftig, — „Du, der meine Gefühle kennt, Du, der Du weißt, wie ich für dieses göttliche Mädchen schwärme? Für diese wunderbare Künstlerin, für sie, die es mir angethan hat, die mich mit einem Zauber umstrickt, den zu brechen ich nicht im Stande bin!"

„Ja, ein Zauber," sagte der Andere kopfnickend, „der Dich, wie der Dichter sagt, beständig in einem öden Kreise wandeln läßt, und rings herum liegt frische, grüne Weide."

„Und wenn es die Wüste selbst wäre, in der ich mich verloren! Wächst in der Wüste nicht die Palme?"

„Ja, ja, die Palme!" lachte Herr Richter. Dann sang er mit lauter Stimme:

„Zu gnädig wäre sie
Für alle Welt, nur nicht für Dich — dum! — dum!"

„Und wenn ich selbst in der Wüste pfadlos umher irren muß," rief der Sänger enthusiastisch — er schien die Anspielung seines Freundes nicht verstanden zu haben oder nicht verstehen zu wollen — „verloren auf öder Fläche, schwebt sie nicht vor mir, eine reizende Fata Morgana —?"

„Unerreichbar wie diese?"

„Ja, unerreichbar für den, der schüchtern zurücktritt. Aber dem Muthigen gehört die Welt."

Herr Richter hob seine Tasse zum Mund, während er leicht mit den Achseln zuckte. „Gut denn," sprach er nach einer Pause; „zugegeben, daß es Dich glücklich macht, in dem Dunstkreis einer angebeteten Tänzerin zu leben. Betrachten wir aber nun einmal Deine körperliche Wohlfahrt, um zu sehen, ob die dann im Falle des Mißlingens auch förmlich Fiasko machen müßte. Verzeihe mir, wenn ich das Gegentheil vermuthe."

„Was bleibt mir übrig?“

„Dir? — Unendlich viel.“

„Und was, wenn's beliebt?“

„Drei wichtige Factoren im menschlichen Leben: Feder, Papier und Tinte, für wenige Pfennige anzuschaffen; und nebenbei hast Du Talent genug, um durch Besudelung des Papiers Dich geltend zu machen und ein unabhängiges Leben zu führen.“

„Habe ich das nicht schon versucht?“

„Teufel ja, Du hast es versucht. Aber wie? Du hast Gedichte an Deine Angebetete gemacht, worüber diese vielleicht gespottet, die sie wenigstens ruhig bei Seite geschoben. Du hast Tragödien geschrieben, worüber die Regisseure des Hoftheaters in Verzweiflung geriethen.“

„Also!“ sagte der junge Sänger mit einem traurigen Blick gen Himmel.

„Also?“ fragte Herr Richter, wobei er einen Augenblick mit Kauen einhielt. — „Also? — Wir haben dadurch vielleicht gesehen, daß Gedichte machen für Dich ein unfruchtbares Geschäft ist und daß Du kein Talent zur Tragödie hast. Erinnerst Du Dich aber,“ fuhr er in bestimmtem Tone und sehr langsam fort, „eines Artikels, ich sage Dir, eines deliciösen Artikels, den Du mir einmal vorgelesen und der Furore gemacht hätte, wenn er gedruckt worden wäre?“

„Sprich nicht davon,“ gab Carlo mißmuthig zur Antwort.

„Natürlicher Weise handelt auch dieser Artikel von ihr; aber Du hattest ihn in einem Anfalle von Wuth, von Eifersucht — was weiß ich! — geschrieben; er besprach ihre Leistungen als Künstlerin, freilich etwas rücksichtslos, aber wahr — sehr wahr — unendlich wahr.“

Der junge Sänger machte eine ungeduldige Bewegung.

„Weißt Du, was geschehen wäre, wenn man den Artikel hätte drucken lassen?“

„Sie hätte mich verachtet, sie hätte mich nie mehr eines Blickes gewürdigt.“

„Im Gegentheil, mein guter Kerl,“ versetzte Herr Richter mit einem etwas malitiösen Lächeln, „sie hätte Dich erst recht angesehen, sie hätte sich wahrscheinlich in ihren vier Wänden geärgert; sie hätte einen Vertrauten oder eine Vertraute, wenn Dir das lieber ist, gefragt: Das hat Herr Bander geschrieben? Wie kann man Herrn Bander beikommen? Kann man vielleicht Herrn Bander dafür bezahlen, daß er anders schreibt?“

„Sie hätte mich einer solchen Prostitution für fähig gehalten!“ rief Carlo entrüstet.

„Mein guter Kerl,“ sagte der Andere mit sehr kaltem Tone, „man hat dergleichen Beispiele; es muß auch solche Käuze geben. Ich selbst war schon ein paarmal in dem Falle, etwas dergleichen zu vermitteln.“

„Also ein literarischer Kuppler, Herr Richter?“

„Wenn Du ein reicher Schriftsteller wärest, würde ich mich über Deine Aeußerung ärgern. Aber da Du ein armer Teufel bist, wie ich, so gehe ich ruhig darüber hinweg. Setzen wir also den richtigen Fall, sie hätte erfahren, daß Du ein Mann von Grundsätzen und nicht käuflich bist —“

„Ich hoffe, sie wird mir diese Gerechtigkeit widerfahren lassen.“

„Gut denn — und hätte Dich doch erkauft —“

„Wie so?“

„Durch ein freundliches Wort; hätte das nicht geholfen, durch einen Blick oder durch zwei Blicke, durch einen Blick der Theilnahme — durch einen Blick der Freundschaft — durch einen Blick der Liebe.“

„Richter, Du sagst mir da fürchterliche Dinge.“

„Fürchterlich nicht, aber wahr,“ erwiderte ruhig der Chorist. „Versuch's doch noch einmal.“

„Ich schreibe keine derartigen Artikel mehr.“

„Nach Deinen Erfolgen,“ sprach der Andere, wobei er einen verächtlichen Blick über die Bildnisse der Künstler und Künstlerinnen gleiten ließ, „kann ich Dir freilich so Unrecht nicht geben. Du, ein freundliches Gemüth, ein guter Kerl, träufeltest nur Wohlwollen und Milde in Dein Dintenfaß, Deine sanfte Feder schrieb das nieder, und die Betreffenden waren von Deinen Arbeiten befriedigt, gerührt; sie belohnten Dich fürstlich, sie sandten Dir ihre verzerrten Physiognomieen, sogar mit der Unterschrift: dem verehrten Karl Bander der dankbare — Hol' ihn der Teufel. — Siehst Du, Kerl, hätte ich Dein Talent, glaube mir, ich wäre schon lange nicht mehr armer Chorist, der ich zu sein das Glück habe, ich würde fetirt, geschmeichelt, ich könnte ein Heidengeld verdienen; ich wäre ein stark besoldeter Mitarbeiter irgend eines Journals, ich wäre Doctor Richter.“

Der angehende Sänger hatte seinen Kopf in die Hand gestützt und blickte finster vor sich nieder, wogegen Herr Richter mit vielem Behagen seinen Kaffee mit Spiritus trank, sich dann erhob und mit lauter Stimme zu singen begann:

„Der Mufti uns befohlen hat —
Befohlen hat, befohlen hat — der Mufti — Mufti — Mufti —

„Diesen interessanten Text habe ich nämlich in meiner Chorstimme,“ sagte er. Dann fuhr er fort:

„Zu melden, ha! zu melden,
Zu melden, melden melden, — zu melden dem Kalifen.
Der Mufti — ja, — der Mufti — —

„Jetzt aber, edler Sidi-ben-Abenhamet, schlüpf' in Deine Stiefel, zieh Deine Unaussprechlichen an und folge mir in den Tempel des Ruhms. Es ist vier Uhr vorüber; zu Deiner Rolle brauchst Du Sammlung; der Chor würde, Dich ermunternd, also singen:

Ja, Sammlung braucht er, Sammlung,
Sidi-ben-Abenhamet —
Sidi-ben-Abenhamet
Braucht Sammlung, Sammlung, Sammlung.

„Und das wäre noch nicht der schlechteste Text; ich habe schon manchen widerhaarigeren gesungen. Auf denn, edler Mufti, auf nach Valencia!“

Zehntes Kapitel.

Vor dem Theater.

Es war im Spätherbst, einer von den Tagen, wo am frühen Morgen die Nebel durch die Sonne nur theilweise herabgedrückt worden waren, wo sich diese, zwischen den Hügeln auf den Thälern lagernd, als ein großer wogender Landsee darstellen, oder wo sich die Hügel wie weite Krater mit wallendem Rauche ausnehmen, riesenhafte brodelnde Kessel bildend, an deren Rand der weiße gefährliche Qualm aufsteigt — gefährlich, weil sich eben dieser Qualm langsam an den Hügeln emporzieht und dort auf der für uns nur wenige Stunden klaren und tiefblauen Fläche hellgefärbte Wolken bildet, die von dem leider herrschenden Westwinde langsam gegen Osten getrieben werden.

Morgens, sowie auch den ersten Theil des Nachmittags blieb die gleiche Dekoration am Himmel stehen; das Einzige, was einen Wechsel ahnen ließ, waren laue, dunstige Windstöße, welche für Augenblicke die noch ziemlich dicht belaubten Zweige schüttelten und durch sie hinflüsterten, so daß es klang wie ein allgemeiner

Seufzer, der durch die ganze Natur geht und auf eine baldige traurige Aenderung hindeutet. Und vor diesen Windstößen ängstigten sich die furchtsamsten der gelb und roth gewordenen Blätter; sie verließen den Ort, wo sie Frühjahr und Sommer über so frisch und lustig geprangt, und flatterten zu Tausenden und aber Tausenden auf den Boden herab, die Muttererde, die sie hervorgebracht, wenn auch nur für kurze Zeit, freundlich schmückend.

Ja, für recht kurze Zeit, denn am Horizonte steigen immer neue und neue Wolkenmassen auf, schräg über die Erde dahinziehend und so zusammengeballt und dampf- und rauchähnlich, daß man hätte glauben können, es stehe dort hinter den Gebirgen ein kolossaler Behälter voll irgend einer siedenden Flüssigkeit, durch unterirdische Feuer immer stärker erhitzt. Anfänglich sahen die Wolken so weiß, leicht, durchsichtig, so jugendlich aus; sie schifften hoch im blauen Aether, dem klaren Morgen einen klaren Abend verheißend. Bald aber folgten andere, dichtere, grauere Wolken, finster anzuschauen, näher an der Erde dahinstreichend, begleitet von jenen unheimlichen Windstößen, die zwischen den Häuserecken so eigenthümlich sausen und heulen und ordentlich einen Regengeruch mit sich führen.

Dieser unangenehme, verdrießliche, oft so pöbelhafte Geselle — der Regen, läßt denn auch nicht lange auf sich warten und erscheint in seiner unangenehmsten Gestalt, nicht wie ein nebelhafter Staub, vor dem wir uns nicht scheuen und der seinem Bruder am Boden das Lebenslicht auslöscht, auch nicht wie ein solider charakterfester Landregen, der die dunkleren Bergpartieen, namentlich aber die schwarzen Fensteröffnungen der gegenüber liegenden Häuser regelmäßig schraffirt und vor dem wir den Regenschirm nur immer nach einer Seite halten müssen, um uns zu schützen —, nein, das heutige Regenwetter ist wie ein junger unbändiger Mensch in den blühendsten Flegeljahren. Jetzt glauben wir schon, es sei genug für heute, wir schließen unseren Regen-

schirm — auf einmal aber braust er wieder daher und von einer ganz anderen Richtung, vereint mit einem boshaften Winde, der das ungezogenste Spiel mit Röcken und Schirmen treibt. Man kann sich vor diesen Regenschauern nicht schützen; freilich verschwinden sie eben so schnell wieder, wie sie gekommen, ja, während wir die beiden tollen Gesellen in der Ferne noch wirthschaften sehen, zerreißt nicht selten über unserem Haupte auf Augenblicke die dichte Wolkenmasse und ein leuchtender Sonnenstrahl zuckt glänzend durch, vielleicht lächelnd über uns arme Erdenkinder, die wir wenigstens drei Viertel unserer guten, kostbaren, wenigen Zeit in Dunst und Nebel gehüllt zubringen müssen.

Es ist also ein herbstlicher kalter und scharfer Regen, dessen Tropfen ein heftiger Wind, oft von allen Seiten zugleich, auf den Dahinwandelnden peitscht, auf unangenehme Art ihr Gesicht treffend oder ihre Hände, wenn sie zufälliger Weise keine Handschuhe tragen, wie unsere beiden Freunde, die wir eben in der Wohnung des Einen besucht und die nun vor uns her gegen das Theatergebäude laviren.

Beider Anzug, ziemlich dünn und vielleicht für den hohen Sommer zweckmäßig, ist nicht für diese Jahreszeit geeignet. Das Aeußere des angehenden Sängers erscheint von Weitem noch am anständigsten, ja, man könnte sagen, sein dunkler Paletot habe einen fast eleganten Schnitt, wogegen bei näherer Besichtigung der Stoff an diesem eleganten Paletot sich als so dünn ausweist, daß er seinen Träger unmöglich vor den kalten Herbstregenschauern zu schützen oder ihn warm zu halten vermag. Um aber wenigstens den für ihn wichtigsten Theil des Körpers nicht all zu sehr Preis zu geben, hat er einen wollenen gestrickten Shawl um den Hals geschlungen und bedeckt mit dem Ende desselben sorgfältig seinen Mund. Er schreitet übrigens in sichtlicher Resignation dahin, weicht dem Wetter aus, indem er sich zuweilen wendet, um dem heranstürmenden Regen den Rücken zu bieten,

duckt sich auch hie und da nachgebend und zieht die Schultern empor, wie um seinem Kopfe oder Halse einigen Schutz zu verleihen.

Herr Richter scheint dagegen trotz seines sehr mangelhaften Anzuges dem Wetter trotzig die Stirn bieten zu wollen; er wendet zuweilen sein Gesicht auffallender Weise mit einem verächtlichen Lächeln auf den ziemlich plumpen Zügen dem Regen zu; er knurrt und murrt wie ein böses Thier, und wenn ihn hie und da unvermuthet an irgend einer Straßenecke ein tückischer Windstoß trifft, so fährt er nicht selten gegen denselben herum und grinst mit den Zähnen, als wolle er den unsichtbar Dahinflatternden beißen.

Beide haben noch ein saures Stück Arbeit zu bestehen, als sie ihr Ziel, das Hoftheater-Gebäude, schon vor sich liegen sehen und noch über einen weiten Platz, der sich vor ihnen befindet, gehen müssen. Hier prasselt der Regen auf dem Pflaster, hier hat er schon ziemlich große Lachen gebildet, die man umgehen oder überspringen muß; hier hat der Wind ein Terrain, auf dem er Alleinherrscher ist, was er auch auf so unartige Art mißbraucht, daß sich unsere beiden Freunde durch sehr beschleunigte Schritte vor seinem Wüthen zu schützen suchen.

Das weite Portal des Hoftheaters hat sie jetzt schützend aufgenommen, und hier sieht man schon Collegen und Colleginnen, die Regenschirme schließend, mit den Füßen auf den Steinplatten auftretend, um die Stiefel und Schuhe einigermaßen von Erde und Feuchtigkeit zu säubern, dazu über das Wetter lästernd, wobei von Einigen jede Equipage, die im raschen Trabe der Pferde dumpf rollend und spritzend vorüberfährt, zum Gegenstande laut ausgesprochener Wünsche wird.

„Ha!" ruft ein sehr langer und hagerer Chorist, dem sein kurzes Mäntelchen locker um die Schultern flattert, „ich hege nicht so vermessene Wünsche, Pferde und Wagen in meinem Stalle

haben zu wollen; wenn ich nur das Zauberstäbchen einer Fee besäße, um jeden Morgen, sobald es mir gut dünkte, aus einem Apfel oder einer Rübe die nothwendige Equipage hervor zu zaubern."

Während er das sagt, sieht er so entschlossen und finster aus, als habe er statt eines harmlosen Wunsches etwas ganz Entsetzliches ausgesprochen. Es ist das aber nur so eine Gewohnheit, die sich von der Bühne in sein gewöhnliches Leben hinüber gezogen hat; denn dort ist es, wahrscheinlich wegen seiner langen, dürren Gestalt, sein Amt, so oft im Chor irgend welche Verräther, Ankläger, Trabanten, blutdürstige Herzoge oder Leute vorkommen, die mit finsterem, abstoßendem Wesen unglückliche Schlachtopfer zum unsichtbaren Schaffot oder zum sehr sichtbaren Kessel voll siedenden Oeles zu führen haben, der Erste zu sein, der bei den erwähnten Veranlassungen thätig ist, der überhaupt bei allen auf der Bühne vorkommenden Schrecknissen, Blut und Gräuelthaten zuerst die Hand aufhebt und immer, wenn gleich nur um einen hundertstel Takt zu früh singt:

Sehet hin und schaudert!

„Ja, eine Rübe oder einen Apfel," sagt er nun mit Grabesstimme.

„Wenn Du aber weder das Eine noch das Andere hättest," entgegnet ihm lachend ein kurzer und dicker College, welcher die Hände in seine Hosentaschen gesteckt hat und nach Art verschiedenen Geflügels auf einem Beine steht, „dann würde Dir der Zauberstab der Fee Quinquanquabizka, oder wie sie sonst heißen mag, nicht viel nützen."

„Es gibt Leute," sagt der lange Chorist mit dem kalten Lächeln eines Tyrannen, der so eben ein Dutzend köpfen ließ und darauf eine Prise nahm, „denen es an Phantasie oder sonst an noch etwas Höherem mangelt, die nicht im Stande sind, dem

Schwung eines Geistes zu folgen, die mit ihrer Nase beständig im Erdboden umherwühlen.“ —

„Nach Rüben, allerdings,“ erwiedert der Andere, indem er unter lustigem Sprunge sein Bein wechselt, „die ein leckeres Gericht sind, wenn man sie gut gekocht erhält, und die Mancher auch eher verspeisen würde, ehe er sich eine Equipage daraus machte.“

Der lange Chorist zuckt mit den Achseln und zieht seinen Mantelkragen fester um sich.

„Er könnte das noch bequemer haben, mit der Equipage nämlich,“ sagte einer der Collegen in sehr trockenem Tone, der mit über einander geschlagenen Armen an einem Pfeiler des Portals lehnt. „Er soll erster Tenor werden, wozu er alle Anlagen hat, dann wird er bei solchem Wetter auch in das Theater gefahren.“

„Oder noch besser, wenn er Tänzerin wird,“ lachte ein Anderer; „die Beine geben aus. Siehst Du, Staude, wenn Du Tänzerin wärest, da säßest Du jetzt in dem Wagen da, der so flott daher kommt.“

Der dürre Chorist begnügt sich damit, den beiden Spöttern den Rücken zu kehren, sieht aber dabei mit nachdenklichem Blick auf den Theaterwagen, der sich rasch nähert, an der Seitenthür hält und sich mit Beihülfe des Theaterdieners seines zahlreichen Inhaltes entledigt.

Der Theaterdiener ist gewissermaßen der väterliche Beschützer, der Oberaufseher, der Rathgeber und Freund der kleinen Tänzerinnen des Balletchors. Er öffnete den Schlag nicht sogleich, als der Wagen hielt, sondern er beschwichtigte das ungeduldige Volk mit den Worten: „Seht Ihr denn nicht, daß hier vor der Thür eine ganze Ueberschwemmung ist? Habt Ihr Lust in den Koth zu patschen? Wartet, ich will mich nach einem Brette umsehen.“

„Du kannst uns auch hinüber heben, Lindenbach,“ versetzte

eine der Tänzerinnen lustig; „das macht weniger Mühe und ist auch für uns bequemer.“

Der alte Lindenbach brummte etwas in den Bart von übermüthigem Zeug und dergleichen, öffnete aber doch den Schlag, griff in den Wagen hinein und hob behutsam eine der leichten Figuren um die andere aus dem weiten Wagenkasten. Wenn man zusieht, muß man erstaunen, welche Menge von ihnen darin Platz hat, und dabei noch die Unzahl von Paketen und Schachteln, die nach dem lebendigen Inhalte nun ebenfalls heraus befördert werden. Dabei hört man Lachen, Plaudern, ja, zuweilen einen leisen Schrei, untermischt mit den vielfältigsten Ermahnungen und Vorwürfen an den alten Theaterdiener.

„Lindenbach, ich habe noch ein Paket im Wagen.“

„Lindenbach, ich noch eine Schachtel.“

„Lindenbach, ich noch ein Umschlagtuch.“

„Und ich meine Galoschen, Lindenbach.“

Worauf Lindenbach der Letzteren zur Antwort gibt: „So, Du hast Galoschen mitgebracht? Da wirst Du also nachher nicht mit uns nach Hause fahren. Du gehst in dem Regenwetter zu Fuß? Na, mir kann das schon recht sein.“

Es würde noch länger so fortgegangen sein, wenn nicht schon zwei oder drei andere Stimmen Lindenbach, Lindenbach! gerufen hätten.

„Du zerdrückst mir ja mein Paket!“

„Du läßt meine Schachteln naß werden!“

Endlich ist nichts mehr im Wagen; die wilde Schaar stürmt unter witzigen Bemerkungen über Lindenbach, der ihnen kopfschüttelnd nachsieht, die Treppen hinauf, und da sie ihm mit den Händen nicht mehr zuwinken können, da sie ja ihre Pakete und Schachteln tragen, so thun es die Ausgelassensten mit den Füßen, worauf oben alles im zweifelhaften Dunkel verschwindet.

Lindenbach schließt den Schlag, und der Wagen fährt davon, um eine neue Ladung zu holen, wieder an dem Portale vorbei, wo noch die Choristen stehen und wo sich immer mehr einfinden, namentlich von den Damen des Chors, die häuslicher Beschäftigungen halber stets etwas später kommen und die nun eilfertig heranziehen, mühsam den Regenschirm balancirend, während sie verzweifelte und oftmals wenig lohnende Anstrengungen machen, ihre Kleider vor der Nässe des Bodens zu bewahren.

„Ah, guten Morgen Fräulein Semmelich! Gut geschlafen? Nach der gestrigen Oper waren Sie heute Morgen ohne Zweifel von der Probe dispensirt? Ja, wenn man Protectionen hat!"

So spricht vergnügt lachend der dicke Chorist, während er sich halb gegen Fräulein Semmelich, eine frische runde Person, umwendet, und bei dieser Bewegung gegen eine ältere Collegin bedeutungsvoll ein Auge zukneift.

„Kopfschmerzen, Herr Stern," entgegnete die Angesprochene; „da ist von Protectionen keine Rede. Wenn wir von der Probe wegbleiben, so thun wir's nur, indem wir ein ärztliches Attest beibringen."

„Sie hat es auch mit dem Doctor," flüstert die ältere Choristin einer anderen, nicht jüngeren zu.

Worauf diese erwidert: „Es ist wahrhaftig wenig Ehre mehr, bei dem Theater zu sein."

„Früher war das anders. Meinst Du nicht auch, Pauke?"

„Ja früher war das ganz anders," seufzt Madame Pauke. „Zu unserer Zeit, Schelle!"

„Ja, zu unserer Zeit!" gibt Madame Schelle seufzend zurück.

„Ah, bon jour, Richter!"

„Guten Morgen, Herr Bander!"

„Salutis!" erwidert unser Bekannter vom vorigen Kapitel, der unter die Halle tritt, sich schüttelnd wie ein Hund, so daß von ihm wie auch von einem solchen die Regentropfen wegfliegen.

„Der Teufel hole das Wetter! Das Wetter — Wetter — Wetter! würden wir in einer neueren Oper singen. Der Teufel hol' das Wetter — der Teufel ja das Wetter! Aber was steht ihr hier alle und schaut in den Regen hinaus? — Ah, Fräulein Semmelich, habe die Ehre! Immer schön und frisch! Meinen Respekt, Madame Pauke! Apropos, thun Sie mir den einzigen Gefallen und spielen Sie heute Abend nicht so verflucht natürlich wie heute Morgen in der Probe. Wissen Sie, in der Scene des letzten Acts, wo wir als Kreuzritter in den Hof des Harems dringen, um die schöne Sklavin zu befreien. Sie sind heute Morgen auf mich eingefahren wie eine wilde Katze; ich sah schon den Moment kommen, wo meine arme Nase mit ihren langen Nägeln in Berührung kam."

„Ich habe keine langen Nägel," sagte Madame Pauke entrüstet; „ich bin in dem Punkte —"

„Verleugnen Sie Ihre langen Nägel nicht," mischt sich der dürre Chorist mit dumpfem Tone in das Gespräch, „lange Nägel sind schön und modisch."

„Meinetwegen," erwidert die Pauke, indem sie sich mit einem geringschätzenden Kopfaufwerfen abwendet. —

Der angehende Sänger, Herr Bander, war nicht unter dem Portal stehen geblieben, sondern hatte sich an eine Seitenthür des großen Hauses begeben, wo er verschwunden war.

„Daß man bei schönem Wetter hier steht und auf die Straße hinaussieht," bemerkt nun Herr Richter, „bis es Zeit in die Garderobe ist, begreife ich allerdings; aber heute, bei dem Hundewetter, ist es doch, beim Himmel, droben besser — droben im Theater nämlich, meine ich. Wer mich lieb hat, der folge mir."

„Wenn nur die folgen sollen, welche ihn lieben," sagt verächtlich die Pauke zur Schelle, „so haben wir heute Abend gar keinen Chor. Das ist ein unausstehlicher Kerl."

„Ein schlechtes Subject!"

Herr Richter hatte diese Worte nicht gehört, denn er eilte mit raschen Schritten nach der Seitenthür, und wenn auch nicht aus Liebe, so folgten ihm doch alle Uebrigen, denen es unter dem Portal gar zu naß und windig war.

Da zogen sie ein durch die kleinste, unscheinbarste Thür des großen Hauses, alle die Helden und Heldinnen, die Ritter und Fräulein, die wilden Krieger, die ruhigen Bürger, die Diebe, Räuber und Mörder; da zogen sie ein, und als sie hinter der schmalen Thür verschwunden waren, lag das große Haus ringsum öde und leer, der Wind sauste um die Ecke, der Regen schraffirte immer fort, in unregelmäßigen Linien, die dunklen Thür- und Fensteröffnungen.

Eilftes Kapitel.

Auf der Probe.

Wie alles in dieser doppelgesichtigen Welt, ja noch mit schärferem Contraste als bei hundert andern Gegenständen, hat auch das Theater zwei gänzlich verschiedene Seiten, die man hier am passendsten wohl mit dem Ausdruck „Licht und Schatten" bezeichnen kann. Die meisten unserer geehrten Leser kennen die erstere Seite ziemlich genau, haben aber von der letzteren nur ziemlich unvollkommene Begriffe. Schon im Aeußern des Theatergebäudes sind diese Contraste auf's deutlichste bemerkbar. Das große Portal mit seiner Anfahrt für die Wagen, mit dem gallonirten Portier, mit dem blendenden Lichterschein, der aus den hohen Thüren hervordringt, besonders wenn sich die schweren rothen Vorhänge bewegen, bildet schon einen schroffen Gegensatz

zu der kleinen Thür, von der wir vorhin sprachen, vor deren ausgetretener Schwelle sich ein breiter Regenpfuhl gelagert hat, die uns schwarz und traurig anblickt, und wo wir bei näherem Betrachten statt des blendenden Lichtes, statt des breiten Vorhanges den trüben Schein der Oellampe bemerken, die uns nasse und kothige Treppenstufen zeigt.

Kehren wir zurück und treten durch das Hauptportal in das Vestibul des Hauses. Eine behagliche Wärme umfängt uns, zahlreiche Gasflammen auf vergoldeten Wandleuchtern strömen ein fabelhaftes Licht aus, bei dessen hellem Scheine wir die breiten schönen Treppen sehen, und auf weichen Teppichstreifen aufwärts steigen, zugleich mit vergnügt plaudernden Menschen, mit elegant gekleideten Herren, deren Anzug tadellos ist vom lackirten Stiefel an bis zum feinen glänzenden Hute; mit Damen, welche der gewandte Lakai aus ihrer Equipage, wie aus einer weichen, parfumirten Putzschachtel genommen, deren vielfache Umhüllungen von feinen Pelzen und Shawls er oben vor dem Corridor der ersten Logenreihe in Empfang nimmt. Hier haben die Thüren so etwas Mysteriöses und dabei ungemein Behagliches; mit rothem Tuche überzogen, mit unzähligen glänzenden Nägeln beschlagen, hört man nie einen Ton, wenn sie noch so heftig zugeworfen werden. Auf dem Bodenteppiche herrscht eine angenehm erwärmte Luft, ein unbeschreiblicher, aber nicht widriger Parfum, — ein Parfum, zusammengesetzt aus den verschiedenartigsten Wohlgerüchen, der uns gerade dadurch so viel erzählt, der unsere Erinnerung wach ruft, der uns träumen läßt von irgend einer glücklichen, süßen Stunde der Vergangenheit oder der Zukunft.

In dem engen Corridor rauschen die schweren Seidenstoffe, flattern die Bänder, bauschen sich die leichten weichen Kleider, strahlen die Blumen, nicken die Federn, blitzen die Brillanten. Und jede der kleinen Logenthüren, die diensteifrig geöffnet wird, verschlingt ihr Opfer und zeigt, wenn sie sich wieder geschlossen

hat, verrätherisch die kleine Nummer, die, wenn sie uns bekannt ist, so verführerisch lächelt, als wollte sie sagen: ich weiß, was Du suchst – hier bin ich.

Mittlerweile hat sich auch das Parterre gefüllt, sowie die Logen in allen Rängen, und überall bemerkt man vergnügt lachende Gesichter; fast überall sieht man Mienen, die uns deutlich sagen, daß ihre Träger hierher gekommen sind, um ein paar Stunden angenehm zu verbringen.

So ist es hier am Abend und wenn die Vorstellung beginnt auf der Lichtseite des Theaters, die wir nun aber verlassen wollen, um uns auch ein wenig auf der andern, der Schattenseite, umzuschauen.

Vielleicht bist Du, geneigter Leser, dort oft vorübergegangen und hast einen schüchternen Blick durch jene kleine Thür geworfen auf die nasse und kothige Treppe, die schwach erhellt, Dir flüsternd zu winken scheint, als wolle sie Dir Wunderdinge erzählen. Aber Du darfst sie nicht betreten; man hat Dir gesagt, daß ein eigenthümlicher Bann, ein Zauber auf ihr ruhe, daß sie nur für die Eingeweihten gangbar sei. Und daran ist etwas Wahres. Wenn Dich auch niemand hindert, durch die Thüre einzutreten und die erste Windung der Treppe zu ersteigen, so erblickst Du doch mit einem Male, oben angekommen, das ernste Gesicht einer alten Hexe, die Dich aus einem Ding, gleich einer Nische, mit stechendem Blicke anschaut — die Pförtnerin zum Himmel und zur Hölle, natürlich in Hinsicht auf den Ort gesprochen, wo wir uns gerade befinden. Betrachten wir sie uns etwas genauer. Obgleich sie denken, handeln und sprechen kann wie die übrigen Menschen, sind wir doch nicht recht überzeugt, ob die Alte nicht ein Phantom ist, das nur so lange seine Pflichten erfüllt, als das Theater dauert, um alsdann in eine unbegreifliche Erstarrung zu verfallen. Wie sie heute da sitzt, so befindet sie sich hier allabendlich seit langen Jahren, seit unvordenklichen Zeiten, — niemand weiß das anders;

sie scheint nach und nach hier eingerostet zu sein; sie müßte bei Tage eine der seltensten Erscheinungen geben, die man sehen kann, aber da hat sie ihr Gitter vor ihre Loge gezogen und schlummert wahrscheinlich bis zum Abend, wo sie wieder sichtbar wird. — Jetzt ist sie also sichtbar; sie drückt ihre Kneifbrille fester auf die Nase, sie öffnet ihren zahnlosen Mund, um Dich in schnarrendem Tone auszuforschen, wer Du bist, was Du willst, wohin Du willst, zu wem Du willst, und Dich noch mit einer Menge ähnlicher Fragen zu überhäufen, die so unverhofft auf Dich einstürmen, daß Du vielleicht mit dem besten Gewissen nur schüchtern, vielleicht stotternd eine Antwort zu geben vermagst, und gerade durch diese Schüchternheit, dieses Stottern verdächtig wirst.

Du wünschest Herrn A. zu sprechen.

Herr A. ist nicht anwesend.

Oder den Herrn B.

Herr B. ist dringend beschäftigt.

Oder Herrn C.

Herr C. hat ausdrücklich befohlen, niemanden in die Garderobe zu ihm zu lassen.

Du hast endlich in Deiner Verwirrung die unglückliche Idee, nach dem Herrn Hoftheater-Intendanten zu fragen. Das Gesicht der alten Hexe verzieht sich zu einem höhnischen Lächeln; bei dieser verdächtigen Frage ist sie vollkommen überzeugt, daß Du Contrebande bist. Du willst Dich ohne Talisman in jenes Zauberland wagen, Du willst vielleicht eine Prinzessin entführen, oder Du willst mit einer Tänzerin an der Garderobethür oder hinter der sechsten Coulisse plaudern. Wenn Du wirklich diese Absicht hattest, so mußtest Du wissen, daß der Herr Hoftheater-Intendant ein paar Stunden vor Beginn des Theaters gewiß nur in den allerseltensten Fällen auf der Bühne anzutreffen ist, und sollte je ein solcher Fall eintreten, er für Dich, ja für die ganze Welt, vielleicht mit einer einzigen sehr schönen Ausnahme, unsichtbar

ist. Du hast Dich durch diese unvorsichtige Frage compromittirt, die alte Pförtnerin wünscht Dir höhnisch einen guten Abend, Du ziehst Dich zurück mit den Gefühlen eines begossenen Pudels, Du machst die Faust im Sacke, und wenn Du unten angekommen nochmals rückwärts schaust, so scheint Dir die Treppe noch dringender zu winken und verspricht Dir die allerschönsten Wunderdinge.

Vielleicht kann man mit großer Routine die Eroberung dieses schwierigen Terrains praktischer angreifen, ohne aber dennoch eines Erfolges gewiß zu sein. Man steigt die Treppe mit schallenden Tritten hinan; man räuspert sich, man summt ein Stück von einer Arie, am besten aus der Oper, die am Abend selbst gegeben wird; man würdigt den Drachen in seiner Höhle keines Blickes, und wenn er seine Fragen stellt, sagt man in lautem und sehr nachlässigem Tone: Regisseur X. — ich soll ihn um diese Stunde finden. Wo kann er sein? — Vielleicht läßt sich die Pförtnerin durch diese Sicherheit bewegen, Dir Auskunft zu geben, wo Du den Herrn Regisseur X. finden kannst. Hat sie aber ihren hartnäckigen Augenblick, so wird sie Dir zur Antwort geben: Wenn Sie den Herrn Regisseur wirklich sprechen müssen, so warten Sie einen Augenblick, bis Jemand vom Personal kommt, der ihn heraus ruft. Darauf nun kannst Du vielleicht ziemlich lange warten müssen, und wenn endlich wirklich Jemand vom Personal kommt, und Dir verspricht, Deine Botschaft an den Herrn Regisseur X. auszurichten, so kannst Du fünf Mal von zehn Mal gewiß sein, der vom Personal wird im Drange anderer wichtigerer Geschäfte Deine Botschaft vergessen, und mit jeder Minute, welche Dich der Herr Regisseur auf der Treppe stehen läßt, da er ja nichts von Dir weiß, wächst das Mißtrauen der Alten, sie brummt in ihren Bart — und das ist nicht figürlich gesprochen —: der soll mir wieder kommen.

Unter unserem Schutze, geneigter Leser, brauchst Du aber alle diese Winkelzüge nicht; die alte Hexe und wir sind gute Freunde;

wenn sie uns sieht, lächelt sie, und sollte Dich vielleicht ihr Lächeln geniren, so treten wir unsichtbar in die kleine Thür, ersteigen unsichtbar die schmutzige Treppe und gehen unsichtbar bei dem Drachen vorüber, der vielleicht in diesem Augenblicke an einem groben wollenen Strumpfe strickt oder ein Glas Bier an die ewig durstigen Lippen setzt.

Ehe wir droben in einer kleinen Thür verschwinden, welche auf die Bühne führt, werfen wir noch einen Blick auf die schmutzige gewundene Treppe, die uns hier herauf geführt — die arme bescheidene Schwester jener breiten, prachtvoll mit Teppichen belegten Stiege, die wir vorhin betrachtet. Wie groß ist in allem der Unterschied zwischen beiden! Auf jener sehen wir strahlende, schöne Gestalten in elegantem Anzuge, umgeben und gekleidet mit allem Luxus der Welt; heitere Gesichter, glückliche Menschen, wenigstens dem Anschein nach von Vergnügen zu Vergnügen eilend. So eben ist das allerliebste pikante Diner beendigt; man wirft sich in die schwellenden Kissen des Wagens, um hieher in die Oper zu fahren; man verläßt diese wieder, um zwei oder drei glanzvolle Gesellschaften zu besuchen. —

Und die Leute, die hier auf- und absteigen, die gleichen Geschöpfe, die gleichen fühlenden Wesen — mindestens drei Viertel von ihnen kommen nicht von einem guten Diner, kommen nicht in warmen Pelzen und Mänteln, kommen nicht fröhlich und guter Dinge. Wie viele von ihnen sind mit Kummer und Sorge beladen, wovon wir freilich nachher nichts mehr sehen, wenn sie heiter lächelnd auf die Lichtseite dieser eigenthümlichen Welt treten! Wer liest es auf den Mienen jener armen Choristin, daß ihrer zu Hause vielleicht ein sterbendes Kind harrt, daß sie, die jetzt so freundlich lächelt, vielleicht nicht mehr das Lächeln ihres Kleinen sehen wird, wenn sie nach Hause zurückkehrt? Wer kann das Leid jener Tänzerin beschreiben, die in einer glänzenden Decoration mit den Gespielinnen die glückliche Braut umtanzt oder den Ge-

liebten empfängt! Wer kann all' den Kummer, alle Trauer, alle Noth und Sorgen kennen, die sich hier unter strahlenden Gewändern, unter geschminkten Wangen, unter erheuchelter Lust und Fröhlichkeit verbergen! — Und doch sind sie heiter und lustig, diese armen Wesen, wenigstens beim geringsten Sonnenblick, der in ihr Leben fällt oder der golden an ihrem Horizont auftaucht. Es ist die Hoffnung auf ein Besserwerden ihrer Lage, die sie aufrecht erhält — die Hoffnung auf ein neues unbekanntes Glück, worauf alles, vom Lampenputzer an bis zur Primadonna, wie auf irgend eine Beförderung harrt — alles, mit Ausnahme der alten Pförtnerin in ihrer Nische, welche mit der Zukunft abgeschlossen hat, woher auch wohl ihre ewig mürrische Laune kommen mag. Dieser hofft auf eine Vergrößerung des täglichen Lohnes, Jener auf eine Gehaltszulage oder auf bessere Rollen, auf Beifall, auf Hervorruf; die erste Sängerin, obgleich schon in vorgerückten Jahren, auf eine glänzende Heirath, die ihr den Anblick der kleinen gewundenen schmutzigen Treppe auf immer entzieht, — die letzte Choristin, die Jüngeren des Ballets, die vielleicht keine Aussicht haben, auf der Leiter des Ruhmes in andere Regionen zu steigen, betrachten hoffend die reichen Treppen auf der Lichtseite des Hauses und sehen sich dort schon in Pelz und Sammt gehüllt auf- und absteigen. Es ist das schon öfters da gewesen, und warum sollte ein ähnlicher Fall nicht auch wieder einmal und zu ihren Gunsten eintreten können?

Doch lassen wir diese Betrachtungen, die mit ihrem ernsten, fast drohenden Hintergrunde doch nicht recht zu dem Orte passen wollen, auf dem sie folgerecht entsprungen sind. Sie hat etwas Eigenthümliches an sich, diese finstere Seite des Theaters; der hohe schwarze Raum der Bühne hat für die Eigeweihten trotz seiner theilweisen Düsterheit etwas Beruhigendes. Das seltsame Leben, das sich hier entfaltet, das geräuschvolle Treiben, die ewige Unruhe nimmt manches Herzeleid in sich auf, verwischt

manche Thräne, übertüncht manches Leid. Oeffnen wir deßhalb getrost die kleine Pforte mit ihrem rasselnden Gewichte und treten wir in einen Raum, der für unser Auge, welches an's helle Tageslicht gewöhnt ist, in der ersten Zeit vollkommen finster erscheint. Es dauert eine gute Weile, bis wir beim Schein einer einzigen trüben Lampe, deren Licht zwischen Latten, Brettern, Seilen und dergleichen wie fernher durch die Stämme eines dichten Waldes leuchtet, anfangen, die Gegenstände um uns her zu erkennen. Und dann scheint es, als befänden wir uns in einem völligen Chaos; von allem, was wir auf der Lichtseite des Theaters zu bewundern gewohnt sind, bemerken wir hier die Rückseite. Keine bunten Farben, keine Vergoldung, keine leuchtenden Vorhänge, keine Quasten und Schnüre. Rechts und links, in der Tiefe und in der Höhe sehen wir graue, staubige Balken, nacktes, geschwärztes Mauerwerk, ein Durcheinander von Stricken und gewaltigen Tauen, einen Wirrwarr von Bretterverschlägen aller Art, Leitern in den seltsamsten Gestalten, Walzen mit langen, unheimlichen Hebearmen, sonderbar geformte und gezackte Hölzer, über deren Verwendung wir uns unmöglich eine Idee machen können.

In diesem unheimlichen, fast gespensterhaften Raume huschen seltsame Wesen an uns vorüber, Gestalten junger und alter Männer, mit unhörbarem Tritt, denn sie tragen Filzschuhe an ihren Füßen, Leute, die wohl emsig arbeiten, ohne daß man sieht, was sie gerade thun, wogegen man es zuweilen etwas ziemlich derb zu fühlen bekommt, daß hier etwas geschieht, denn jeden Augenblick wird man gestoßen und angerannt. Man flüchtet sich hinter eine Coulisse, hinter einen Vorhang, um hier im Hintergrunde dasselbe zu entdecken, was man vorhin drüben auf der Seite gesehen: wieder Balken und ausgezackte Bretter, und Latten und Stricke und Walzen und Hebel, hier alles noch großartiger und wüster, beim Lichte einer röthlich brennenden und qualmenden

Lampe erscheinend. Auch zeigt uns dieses Licht einen Wirrwarr von Farben an Decorationen, an Decken und Teppichen, an Möbeln, deren Vergoldung mit ungewissem Schein herüberblinkt, ohne uns jedoch irgend welche Formen deutlich erkennen zu lassen.

Von anderen Arbeitern, abermals in Filzschuhen — sie scheinen uns ordentlich zu verfolgen — werden wir nun vorwärts getrieben; wir fühlen hinter uns eine schwankende Leinwand, die herabhängt, wir entdecken einen Ausschnitt wie eine Thür, wir treten hindurch und sehen uns mit einem Male in einem Raume, der fast noch dunkler ist, als der, welchen wir eben verlassen. Vor uns in der Tiefe entdecken wir ein wandelndes Licht, etwas wie einen Irrwisch, der bald hier, bald da erscheint, und wo er sich sehen läßt, beleuchtet er im engen Kreise um sich herum bunte Farben, Vergoldung, Draperieen und rothen Sammt. Jetzt flattert das Irrlicht aufwärts, bald erscheint es zu unserer Rechten, bald zu unserer Linken und senkt sich jetzt wieder herab, dicht vor uns andere Lichter entzündend, die sich alsdann mit Schirmen bedecken und bei deren Schein wir nach und nach Musikpulte erkennen, auch schlafende Violinen, verhängte Pauken, nachdenklich an der Wand lehnende Contrebässe — das Orchester. Wir sind auf der Bühne, der große Portal-Vorhang ist noch aufgezogen, wir haben das öde, gewaltige leere Haus vor uns. Dort erscheint auch das Irrlicht wieder, jetzt hoch auf der obersten Logenreihe, das Irrlicht hustet, und obgleich dies nur der heisere Husten eines alten Weibes ist, welches nachsieht, ob Sperrsitze und Sessel in gehöriger Ordnung sind, so klingt es doch in dem großen Raume, als huste der hochselige Stentor selber mit aller Kraft seiner gewaltigen Lunge.

Das ist die Dämmerung des Theatertages.

Und allmälig fängt es an, lichter und heller zu werden; hier und da flammt auf der Bühne eine Gasflamme auf, und auch vorn am Proscenium wird eine ganze Reihe angezündet, worauf

das Haus vor uns aus seinem Schlafe zu erwachen scheint. Mit tausend funkelnden Augen blickt es zu uns herüber, die Sperrsitze stehen mit einem Male aufrecht da und schauen uns mit ihren Nummern an; von den Logen sehen wir deutlich die bunt bemalten und vergoldeten Brüstungen, sie selbst aber scheinen angefüllt zu sein mit nächtlichen Schatten, mit geisterhaften Zuschauern, die nach und nach verschwinden werden, wie das Licht heller und heller wird. Der Kronleuchter hoch oben an der Decke scheint bereits seine Wichtigkeit zu fühlen, und auf seinen Glasschalen und seinen Krystallzapfen zittern tausendfache Lichtpunkte, so daß es aussieht, als sei dort in der Höhe ein leuchtendes und blitzendes Spitzengewebe aufgehängt.

Mit einem Male verschwindet das alles vor uns; eine schwarze Wolke scheint sich herabzusenken — der große Portal-Vorhang, der uns den Anblick nimmt auf das erwachende Haus, auf die aufmerksamen Sperrsitze, auf die Schattengestalten in den Logen, auf die schlummernden Violinen und Contrebässe — wird herabgelassen. —

Dafür aber beginnt nun auf der Bühne selbst ein ganz neues und für uns interessantes Leben. Der Gaslampen haben sich immer mehr und mehr entzündet; der schwarze, unheimliche Raum, in dem wir uns befinden, verwandelt sich in einen dämmernden Palmenhain. Wir sind mit einem Zauberschlage von Europa nach Asien versetzt, wir sehen indische Krieger erscheinen, ernsthafte Muselmänner, Derwische in langen weißen Gewändern, Große des Reiches mit dicken Bäuchen und langen schwarzen Bärten. Einige von ihnen haben Brillen auf, andere verspeisen Aepfel und wieder Andere sieht man bei einer Gaslampe stehen und eifrig in einem Notenhefte studiren.

Mit einem Mal wird der Frieden, der bis jetzt über dem Palmenhain geruht, auffallend gestört. Wie ein anderes wildes Heer stürmen einige zwanzig Tänzerinnen auf die Bühne in phan-

tastischer Kleidung; die weißen, kurzen, bauschigen Röcke lassen sehr viel fleischfarbene Tricots sehen, die reich verzierten, ziemlich tief ausgeschnittenen türkischen Jäckchen enthüllen dagegen einiges nicht Unbedeutende, wie es die Natur erschaffen, Beides ein nicht unangenehmer Anblick, was auch die Muselmänner zu fühlen scheinen, denn sie nicken den Bajaderen schmunzelnd zu und erhandeln für eine freundliche Begrüßung oder für einen leichten Klapps auf irgend eine weiße Schulter einen lachenden Dank oder ein mürrisches Gesicht.

Diesem wilden Heere, das hüpfend, springend, lachend und plaudernd augenblicklich den Raum der Bühne überflutet, folgt ein gesetzt und sehr bleich aussehender Tänzer; er ist noch nicht geschminkt, überhaupt noch nicht vollständig angekleidet. Während nämlich seine Beine schon in tadellosen Tricots stecken, ist sein Oberkörper mit einer weißen Piquéjacke bedeckt, und sein kohlschwarzes Haar, später bei Vollendung der Frisur ein Glanzpunkt des Künstlers, steckt noch in Papilloten und ist mit einem seidenen Faden rings am Kopf fest gehalten; seine Nase ist etwas scharf gebogen, wodurch sein Gesicht, und nicht mit Unrecht, einen ausgeprägten orientalischen Schnitt zeigt.

Der Tänzer, der zugleich Balletmeister ist, trägt eine Latte in der Hand, mit der er, in der Mitte der Bühne angekommen, dreimal heftig auf den Boden stößt, worauf augenblicklich das Plaudern und Lachen in der leichten Schaar verstummt und jede der Tänzerinnen unter gewissen Vorbereitungen an den Platz tritt, den sie während des Tanzes einzunehmen hat. Diese Vorbereitungen bestehen gewöhnlich in einem so heftigen Herabdrücken der Hüfte, daß man glaubt, die betreffende junge Dame wolle oben hinaus ihren eigenen Röcken entfliehen; andere, die sich vielleicht an eine Couliſſe gelehnt oder auf einen hölzernen Stein gesetzt, um etwas an ihren Schuhen nachzusehen, schütteln hinten ihre Gazekleider aus oder suchen dieselben durch ein

außerordentliches Hin- und Herwedeln wieder in die gehörige Lage zu bringen.

„Meine Damen," sagt der Tänzer, „es ist nothwendig, daß wir das Ensemble des letzen Aktes vor der Vorstellung noch einmal durchmachen. Es ließ in der Probe noch sehr Vieles zu wünschen übrig. Fassen Sie die Lage, in der Sie sich befinden, recht lebhaft ins Auge; es ist das nöthig, um etwas Außerordentliches zu leisten, denn der Künstler muß ein denkender Künstler sein, um wirklich als Künstler vor dem Publicum zu stehen. — Also Sie, meine Damen, befinden sich im Harem des Kalifen, — Sie haben, wie ich hoffe, eine schwache Idee davon, was ein Harem besagen will. — Gut also, Sie sind Odalisken, an blinden Gehorsam gewöhnt — Fräulein Fanny," unterbricht sich der Balletmeister, indem er sich an eine plaudernde Tänzerin wendet, „Sie scheinen diese Eigenschaft einer Odaliske noch nicht recht erfaßt zu haben — Gehorsam gegen mich, ihren Lehrer."

Sechszehn von den zwanzig Tänzerinnen lachen laut auf, und man hört das Wort Harem einigemal bedeutungsvoll aussprechen.

„Ruhig, meine Damen," ruft der Balletmeister und stößt mit der Latte abermal dreimal auf den Boden. „Man sollte wahrhaftig glauben, man habe es mit lauter unerfahrenen Kindern zu thun! Kein Ernst, keine Hingebung bei der Arbeit. Schämen Sie sich! — Also Sie sind an Gehorsam gegen den Kalifen gewöhnt, Sie sind Orientalinnen mit Leib und Seele: so wie Sie nur den Namen eines Christen nennen hören, ist Ihr Herz von Furcht und Abscheu erfüllt."

„Einen Juden darfst Du also lieben," flüstert Mamsell Fanny ihrer Nachbarin zu.

Der Balletmeister begnügte sich mit einem verächtlichen Achselzucken, dem ein majestätisches Stirnrunzeln folgte, nach der Schwätzerin hinüber zu blicken. Dann fuhr er fort: „Das Christen-

heer hat die Stadt erstürmt, den Palast überrumpelt, weßhalb Sie, meine Damen, nicht lachend und mit den gewöhnlichen vergnügten Gesichtern auf der Bühne zu erscheinen haben, auch sich in diesem wichtigen Augenblick gefälligst enthalten wollen, nach allen Logen des ganzen Hauses zu kokettiren, wie das leider gewöhnlich geschieht. — Sie sammeln sich, Sie fliehen tanzend hierhin und dorthin aus einander, um sich beim Anblick der ungläubigen Krieger wieder schüchtern zurückzuziehen. Die ungeraden Nummern auf beiden Seiten werden von den Barbaren geraubt, aber ich bitte, sich erst nach großem Widerstreben rauben zu lassen und durchaus keine Hingebung zu zeigen. Die Anderen eilen zurück, händeringend, verzweifelnd, bis an die Stufen der großen Treppe, wo in diesem Moment der Kalife erscheint, zu dessen Füßen sie sich hülfesuchend malerisch gruppiren. Der Kalife singt seine große Arie, dann durchbohrt er seine Brust mit dem Dolche, und ehe er niedersinkt, gleitet eben dieser Dolch die Treppe hinab in Ihre Mitte. — Meine Damen, es ist das ein erhabener Augenblick, der seine Wirkung nicht verfehlen kann. Sie, Mamsell Elise, ergreifen den Dolch, Sie haben dabei Gelegenheit, sich auszuzeichnen, Sie zucken ihn gegen Ihr Herz, die Anderen drängen sich mit aufgehobenen Armen heran; auch sie wollen lieber sterben, als in die Hände fallen jener christlichen Schaaren, die ob diesem Heroismus erschüttert stehen bleiben und dadurch ihrem Könige, der hinter den Coulissen den Purpurmantel um werfen muß, Zeit lassen, herbei zu eilen und Sie vor Tod und Schande zu retten."

„Und ich falle als einziges Opfer!" lachte Mamsell Elise. „Gut denn, dadurch seid ihr Andern in meiner Schuld."

In der zweiten Coulisse ist unterdessen ein junger Mensch mit einer Violine sichtbar geworden, der nun auf einen Wink des Balletmeisters zu fideln anfängt, worauf das Lattenstück

abermals gebieterisch auf den Boden pocht und der Tanz beginnt.

Der Tänzer ist auf einen Stein im Hintergrunde gesprungen und leitet das Ensemble mit lautem Zuruf. — „Eins! Zwei! Drei! Vier!" sagt er, „vorwärts, vorwärts! Lebhaft in den Vordergrund gestürzt! — Mehr Angst und Schrecken, meine Damen, wenn ich bitten darf! — Aufgepaßt! Die ungeraden Nummern rechts und links! — Sie werden von den christlichen Soldaten ergriffen. — So, ganz gut! — Mehr Widerstreben, Mamsell Emma! — Sie sind immer noch zu hingebend, Mamsell Fanny! — Die Anderen gut, die Anderen gut. — Jetzt aber rasch zurück mit allen Zeichen des Entsetzens — eins, zwei, drei, vier, — mehr Entsetzen! — Eins, zwei, drei, vier! — So ist's recht! — Zeigen Sie hierhin und dorthin. — Dum-durum-dum-dum-dum! — Werfen Sie Ihre scheuen Blicke in die Coulissen. — Jetzt zurück! — So ist's gut — schnell zurück, die Musik geht zu Ende. — Brrrum — die Thüren des Palastes öffnen sich — der Kalife tritt auf — Gruppirung. Stürzen Sie nieder, meine Damen! — Mamsell Pauline, Sie gehören nicht dahin, Sie sind an einem falschen Platze. — Recht so, Fräulein Elise, Sie bleiben aufrecht stehen. — Nun erscheint der Kalife auf der Treppe! auf Vier wenden Sie sich Schutz suchend ihm entgegen. — Eins, zwei, drei, — vier! — Gut so! Es ist ordentlich gegangen, ich danke Ihnen. Nachher bei der Aufführung noch etwas mehr Beweglichkeit, etwas mehr Feuer, und wir haben einen immensen Applaus. — Ich danke Ihnen."

Der junge Mensch mit der Violine hat sich sehr abgearbeitet, um das ganze Orchester würdig darzustellen, und jetzt, nachdem sich der Balletmeister zufrieden erklärt, geht er, wie zu seiner eigenen Belohnung, in eine lustige Polka über, von deren Tönen die unglücklichen Odalisken sogleich lebhaft ergriffen werden, um

zu Zwei und Zwei von der Bühne abzutanzen und im Dunkel der Coulissen zu verschwinden.

Wie es während der Zeit in den Garderoben zugegangen ist, hoffen wir dem geneigten Leser ein anderes Mal erzählen zu können. So viel dürfen wir nur für heute berichten, daß der angehende Sänger, Herr Bander, in dem neuen türkischen Costume sehr hübsch aussieht, daß Herr Richter sich in einen wohlbeleibten Ulema verwandelt hat, und daß der lange dürre Chorist mit dem hageren ernsten Gesicht und dem kurzen Mäntelchen, der als christlicher Ritter erscheint, viel Aehnlichkeit mit dem scharfsinnigen Edlen von la Mancha hat. Was die Damen des Chors anbelangt, so sind diese nicht wieder zu erkennen; verschwunden sind neue und alte Mäntel, modische und zerknitterte Hüte, verschwunden der unentbehrliche Muff mit der Notenrolle, die unbedingt aus demselben hervorschauen muß; natürliche Vorzüge, auch Watte und Schminke haben das Ihrige gethan, um aus unscheinbaren Europäerinnen blühende Asiatinnen zu machen; Fräulein Semmelich sieht so verführerisch aus, daß manche der Choristen, bei denen sie vorüber kommt, ein gewisses Schnalzen mit der Zunge hören lassen, und selbst die alte Schelle und die alte Pauke sind so umgewandelt, daß man mit einiger Nachsicht wohl geneigt sein könnte, ihren ersten Chorgesang zu verzeihen, der in der heutigen Oper mit den Worten anfängt:

In der Jugend frischem Prangen
Sammeln Blüthen wir und Blumen.

Während sich alles, wie wir es eben berichtet, auf der Bühne und in den Garderoben begeben, lag der Zuschauerraum noch immer halbdunkel da, öde und leer. Wir hielten es für nothwendig, unserer Geschichte ein paar Stunden vorauszueilen, und müssen nun zu dem Augenblicke zurückkehren, wo von den Kirchthürmen die vierte Nachmittagsstunde schlug, wo die Choristen

und Choristinnen durch die kleine Seitenthüre in das Opernhaus verschwunden sind, wo der Wind um die Ecken des großen Gebäudes sauste, und wo der Regen in unregelmäßigen Linien immer und immerfort die dunklen Thür- und Fenstereinfassungen schraffirte.

Zwölftes Kapitel.

Françoise und Rosa.

Es ist ein außerordentlich behagliches Gefühl, wenn man sich bei naßkaltem Wetter von der schmutzigen Straße hinweg in einen sanft durchwärmten, elegant eingerichteten Salon zu versetzen vermag. Je kürzer die Uebergänge sind, die man zu machen hat, desto angenehmer wirkt auf uns das behagliche Gefühl, weßhalb in diesem Punkte niemand so vortrefflich daran ist, wie wir, geneigter und vielgeliebter Leser.

Um frischweg von der nassen, unheimlichen Straße in einem angenehmen, eleganten Salon zu erscheinen, brauchst Du, an unserer Hand, nicht erst nach Hause zu gehen, Deine Kleider zu wechseln und Dich in einen Wagen zu setzen, um da und dorthin zu fahren; Du wirst sehen, wir haben das viel bequemer. So eben erst haben wir Dir gezeigt, wie an einem kalten Herbst-Nachmittage der Wind um die Ecken des Theatergebäudes saust, wie der Regen herunter plätschert und Tropfen um Tropfen die Wasserlachen vergrößert, die hie und da entstanden sind; kaum warst Du erst mitten unter durchnäßten Tüchern und Mänteln, unter triefenden Regenschirmen, bist vielleicht von einer vorüberrollenden Equipage unsanft bespritzt worden und hast jetzt, bei der Zaubermacht, mit der wir begabt sind, nichts zu thun, als

das Blatt umzuwenden und Dich in ganz anderen Regionen zu befinden.

Wir sind im reichen Vestibul eines kleinen, aber sehr behaglich aussehenden Hauses; wir befinden uns unten an einer breiten und schönen Treppe, deren Stufen mit Teppichen belegt sind, die zu unsern Füßen in einer dicken Franse von vielleicht zwei Fuß Länge auf dem Marmorboden auslaufen. Vestibul und Treppenhaus zeigt freundliches Grün von Sträuchern und Bäumen, doch nicht in der Art, wie die Dekoration für einen einzigen Tag, vielmehr sind die eben genannten Piecen wie der Anfang eines Gewächshauses, wie der Aufgang zu demselben behandelt, denn wenn wir die Treppen langsam ersteigen, so kommen wir auf einen geräumigen viereckigen Vorplatz, dessen uns gegenüberliegende Wand aus Eisen und Glas besteht und welcher sich uns als der zierlichste Wintergarten darstellt, den sich eine frische Phantasie nur erdenken kann.

Oben, gerade gegenüber der Treppe, zeigte die Gewächshauswand einen kleinen ausspringenden Altan, aus fünf riesenhaften Scheiben von so klarem Glase gebildet, daß man unwillkürlich stehen bleibt und in's Freie zu blicken glaubt. Wo diese Scheiben zusammenstoßen, sind sie kunstvoll mit tropischen und andern Schlingpflanzen bedeckt, daß man keine Fugen sieht. Rings um diesen kleinen Altan läuft ein niedriger Divan, von türkischen Stoffen in den lebhaftesten Farben bezogen, und in der Mitte erhebt sich eine Marmorschale, aus der ein klarer Wasserstrahl aufsteigt, um nach erreichter Höhe von vielleicht vier Fuß melodisch plätschernd wieder zurück zu fallen.

Der Boden des ganzen Glashauses, soweit er zwischen den Gesträuchen und Blumengruppen sichtbar, ist mit feinen indischen Matten belegt, die nach kleinen bequemen Etablissements führen, nach zierlichen runden Tischen, um welche Schaukelstühle stehen, nach einsamen Sophas oder weichen Fauteuils, über welch' letzteren

immer irgend ein Korb angebracht ist, aus dem Blumen hervorquellen, oder eine Hängevase mit seltsamen Blättern und phantastischen Ranken angefüllt, die auf allen Seiten herabhängen und dem Auge ein Spielzeug bieten, während die Gedanken des hier ruhig Sitzenden vielleicht anderswo beschäftigt sind; vier Thüren von polirtem Eichenholze, führen von hier in die Wohngemächer.

Vor dem Springbrunnen auf dem Altan stehen zwei Lakaien in großem Anzug: kurzen Beinkleidern, weißen Strümpfen und Schuhen, weißen goldbesetzten Westen und hellblauen Livréeröcken, an deren Kragen man das Wappen des Hauses sieht: auf goldenem Grunde eine Lotusblume von einem schwarzen Pfeil durchbohrt. Der eine der Lakaien hat die Hände auf dem Rücken zusammengelegt und hält eine kleine Orange zwischen den Fingern, die wahrscheinlich von einem der Bäume herabgefallen ist und die er aufgehoben, während der Andere mit dem Daumen in dem Wasser der Marmorschale herumfährt und die Goldfische aufjagt, die sich dort befinden.

„Der Kammerdiener hat mir heute Morgen den vom Herrn Grafen eigenhändig geschriebenen Zettel gezeigt," sagte der Lakai mit der Orange, „und ich will schwören, daß darauf stand: Ein Diner zu fünf Personen; wahrscheinlich hat er später selber sechs daraus gemacht, denn ich kann mir nicht denken, was der Kammerdiener für einen Grund haben sollte, ein Couvert mehr aufzustellen, als ihm befohlen ist."

„Also haben wir sechs?"

„Nein, fünf," versetzte der Erstere, „den Grafen, die Gräfin, Herrn von Scherra, den unvermeidlichen Lieutenant von Marlott und den Doktor Spanger."

„Der ist mir beinahe der Liebste," bemerkte der Lakai, welcher die Goldfische jagte. „Er ist so zufrieden mit allem, was man ihm servirt, bedankt sich häufig mit einem Augenblinzeln, nimmt sich nie etwas gegen Unsereinen heraus und vergißt nie, einem

etwas mit großer Delikatesse in die Hand zu drücken, wenn man ihm den Paletot anziehen hilft."

„In der That ein charmanter Herr."

„Ja, ein sehr charmanter Mann. Und unterhaltend; ich stelle mich immer hinter seinen Stuhl und höre gar zu gerne, wenn er von seinen Reisen erzählt."

„Namentlich wenn er mit dem Herrn von Scherra disputirt, wo der Herr Graf dann seine kurzen trockenen Bemerkungen dazwischen gibt," stimmte der eine Lakai bei, indem er die Orange an seine Nase brachte. „Dabei habe ich mich aber oft gefragt," fuhr er nach einer Pause fort, „warum bei diesen kleinen Diners so häufig der Lieutenant von Marlott eingeladen wird. Hast Du von dem nur ein einziges Mal irgend ein gescheidtes Wort gehört?"

„Er ist um des Contrastes willen da. Ich freue mich jedes Mal, wenn er sich untersteht, mit einer Bemerkung in das Gespräch hinein zu hageln, und ihn dann der Doktor Spanger mit seinen großen Augen so sonderbar ansieht, bis der Herr Graf, wie er neulich gethan, ruhig sagt: Lieber Arthur, das geht über Pferde und Hunde. — Dann ist er ja auch ein Verwandter des Herrn."

„Und weiß das Genaueste zu sagen," fiel der Andere wieder ein, „wenn die gnädige Gräfin zufällig einmal das Gespräch auf die Toiletten des letzten Balles bringt oder von einem neuen Ballette spricht."

„Apropos vom Ballet," sagte der Goldfischjäger mit einem pfiffigen Lächeln. „Ich glaube, Herr von Marlott hat ernsthafte Absichten auf die Schwester der gnädigen Frau; es ist mir unbegreiflich, daß so eine gescheidte, geistreiche Dame, und schön, wie man nur etwas sehen kann, mit dem da fürlieb nehmen solle."

„Ja, es ist erstaunlich, aber die Liebe ist blind."

„Hier sollte man sagen, sie muß taub sein, denn was der Herr für dummes Zeug in den Tag hineinschwatzt, das ist gar nicht zu sagen."

„Aber es ist ein schöner Herr."

„Ah, das muß man ihm lassen. Wenn man ihn so auf einem seiner hübschen Pferde sieht, da begreift man, daß ihm die Mädchen mit Verlangen nachschauen."

„Nicht wahr, er hat kein Vermögen?"

„Sehr wenig. Was er hat, braucht er, um seine Pferde zu unterhalten, um die Zinsen seiner Schulden zu bezahlen und —"

„O je, o je!" rief der mit der Orange, wobei er die kleine gelbe Frucht in die Höhe warf und geschickt wieder auffing. „Wenn sich davon einmal was hören läßt, dann gute Nacht!"

„Aber sie hat Vermögen?"

„O ja, sie hat einiges, und dann legte die Frau Gräfin bei ihrer Vermählung mit dem gnädigen Herrn, mit dessen Bewilligung oder vielmehr auf dessen Wunsch, ein großes Capital auf Zinsen, welche ihre Schwester jetzt schon erhält mit der weiteren Bestimmung, daß ihr auch das Capital zufällt, so wie sie sich verheirathet."

„Da kann sie ja wählen, wen sie will."

„Das wird sie auch thun; aber ich fürchte, sie wählt den Lieutenant."

„Sind die Frauenzimmer verblendet!"

„Das weiß der liebe Gott!" —

„Ehe ich's vergesse, um noch einmal auf das Menu zurück zu kommen," sagte der, welcher bis jetzt die Goldfische gejagt hatte, und der nun den Daumen aus dem Wasser zog, wobei er die Tropfen von sich abschlenkerte, „hat's der Kammerdiener tüchtig abgekriegt?"

„Ja, es schien mir so; auf die Art des Herrn: mit wenigen Worten, aber fest."

„So war er schlecht gelaunt?"

„Es scheint; er warf schon heute Morgen mehrere Cigarren nach einander fort, und als er am Fenster stand, biß er sich häufig auf die Unterlippe."

„Ah, ich kenne das. Wahrscheinlich hat er schlecht geschlafen."

In diesem Augenblick vernahm man den leisen Ton einer Glocke, den aber das geübte Ohr der Lakaien augenblicklich hörte, weßhalb der eine seine Orange hastig in die Tasche schob und mit den Worten: „Bei der Gräfin!" nach der rechten Seite von dannen eilte.

Der andere blieb einige Sekunden an dem Springbrunnen stehen, schaute durch die großen Glasscheiben auf das Regenwetter draußen, und zog alsdann seine Uhr hervor — sie zeigte die vierte Stunde. Mit einem leichten Gähnen ging er hierauf die Treppen hinunter.

Wenn wir uns nach rechts wenden, der Thüre zu, wo so eben der andere Lakai verschwunden, so öffnet sich diese geräuschlos vor uns. Wir treten in ein einfach gehaltenes Cabinet, das uns in ein Vorzimmer führt, von dem wir in das elegante Schreibgemach einer Dame kommen. Daß das Ameublement desselben, sowie die ganze Ausstattung mit dem gleichen Reichthum und feinen Geschmack des Besitzers behandelt ist, den wir schon im Treppenhaus und in dem kleinen Wintergarten bewundert haben, versteht sich von selbst. Dicke Teppiche liegen auf dem Boden, oft drei-, vierfach übereinander vor den Sophas und Fauteuils, in allen möglichen Gestalten; die Wände sind mit Kunstwerken aller Art geschmückt; in dem Vorzimmer sehen wir ausgezeichnete Oelbilder, in dem Schreibkabinet Aquarelle berühmter Meister in Rahmen von dunklem Palisanderholz, welche Holzart hier zu allen Mobilien verwandt ist.

Von da gelangen wir in das Boudoir der Frau vom Hause, — ein kleines, reizendes Gemach, an der Ecke des Gebäudes ge-

legen; es hat zwei große Fenster; jedes aus einer einzigen Scheibe bestehend; vor einem derselben sieht man einen Lese- und Arbeitstisch, unter dem andern wird die Wand von dem Kamin gebildet, der aus weißem Fayence besteht und dessen spielende Flammen einen wunderbar heimlichen Eindruck machen, um so angenehmer und behaglicher, da man über ihn hinaus in die weite Landschaft sieht, — ein Ausblick, den wir dadurch haben, weil das Haus sich auf der Höhe der Straße befindet, über einem tiefer liegenden Stadtviertel, über dessen Häuser hinweg unser Auge in das Freie hinaus schweifen kann.

Heute ist die Landschaft freilich mit grauen Regenschleiern verhüllt; die Natur des Spätherbstes fängt schon an, sich trübe und farblos zu zeigen; aber gerade deßhalb kehren wir um so lieber in das freundliche Boudoir zurück, lassen uns behaglich an dem Kaminfeuer nieder und denken, während wir in die Glut desselben schauen, an die häuslichen Freuden des Winters, an trauliches Beisammenleben mit angenehmen und lieben Menschen.

In der Ecke des Zimmers befindet sich ein geräumiges Doppelsopha mit einem runden Tische, vor welchem kleine Fauteuils stehen, — ein allerliebster Winkel, über den sich eine Epheulaube rankt, deren leichte, broncirte Stäbe von Marmorfiguren gehalten werden, die neben dem Sopha auf zierlichen Postamenten von dunklem Holze stehen.

Die Dame des Hauses ist nicht in ihrem Boudoir; die Thüre des daran stoßenden Schlafzimmers ist halb geöffnet, und aus ein paar Worten, die wir dort sprechen hören, entnehmen wir, daß die Gräfin bei der Toilette zu ihrem kleinen Diner ist.

Da wir viel zu diskret sind, um auf dieser Seite des Hauses weiter vordringen zu wollen, so hätten wir bis zum Erscheinen der Herrin Zeit genug, die Schätze dieses reizenden Boudoirs zu betrachten, selbst den Inhalt der Bücher und Mappen zu untersuchen, und würden uns auch damit beschäftigen, wenn wir nicht

durch den Eintritt des Lakaien, der vorhin die kleine Orange zwischen seinen Fingern gedreht, gestört würden.

Dieser trat nun behutsam in das Gemach, warf einen forschenden Blick auf die Thüre des Nebenzimmers und drückte dann auf die Feder einer kleinen Glocke, welche auf dem Kamin stand.

Augenblicklich erschien ein junges Mädchen, einfach gekleidet, das rasch auf den Eingetretenen zuging und ein paar Worte anhörte, die dieser flüsternd zu ihr sprach, worauf sie wieder in das Schlafzimmer zurückeilte. Dann vernahm man von dorther eine helle, wohlklingende Stimme: „Natürlich bin ich zu Hause; sie soll augenblicklich kommen. Warum denn diese Meldung?"

Wieder erschien das junge Mädchen im Boudoir und erläuterte die Worte ihrer Gebieterin dahin, daß diese nicht begreife, warum das Fräulein erst noch gemeldet werde.

„Sie haben es so verlangt," flüsterte der Lakai; „Sie wollten wissen, ob vielleicht Besuch da sei. Ich thue, was man mir befiehlt."

„Nun ja, dann beeilen Sie sich jetzt und bitten das gnädige Fräulein zu kommen," gab die Kammerjungfer mit sehr wichtiger Miene zur Antwort, worauf sie einen Blick in den Spiegel warf, ehe sie mit tänzelndem Schritt in das Schlafzimmer zurückging.

Einen Augenblick später öffnete der Lakai die Thüren des Boudoirs, man vernahm das Rauschen eines schweren Seidenstoffes, und eine junge und sehr schöne Dame trat mit einer außerordentlich graziösen Bewegung etwas hastig in das kleine Gemach, blieb aber wie erstaunt eine Sekunde stehen, als sie niemand darin gewahrte. Nur eine Sekunde, dann wandte sie sich in schnellem entschlossenem Schritte gegen das Schlafzimmer, aus dem aber in diesem Momente die Herrin heraustrat.

Beide standen sich eine kleine Weile stumm gegenüber, dann trat die Gräfin Lotus ein paar Schritte vor, nachdem sie die Thüre des Schlafzimmers hinter sich zugezogen.

„Was ist's? Was ist's, Rosa?" fragte sie mit leiser Stimme. „Dein Besuch vor dem Theater zu so später Stunde erschreckt mich. Was ist vorgefallen?"

„O nichts Schlimmes," entgegnete die andere Dame zögernd.

„Also doch etwas! — Ich beschwöre Dich, Rosa! — Er —"

„Der Kleine ist ein bischen unwohl."

„Er ist gefährlich krank?"

„Das nicht," sagte die junge Dame, die vorhin eingetreten war. „Wäre ich sonst hier? Wäre ich in dem Falle von ihm gegangen?"

„Ah! Du mußtest fort — die heutige Vorstellung!"

Die Lippen der jungen Dame zuckten eine Sekunde lang verächtlich. „Ich hätte mich eben entschuldigen lassen," sprach sie in geringschätzendem Tone. „Aber beruhige Dich, Françoise, es ist bei dem Kleinen nicht mehr und nicht weniger, als wie es oft bei Kindern vorzukommen pflegt. — So sagt nämlich der Doktor."

„Also der Doktor war bei ihm?"

„Versteht sich. Ich hatte das Kind auf dem Schooße."

„O, wie glücklich Du bist!"

„Und er sprach von einer leichten Indisposition, ohne die Quelle davon angeben zu können oder zu wollen. Morgen, so meinte der Doktor, würde er wieder lustig herumspringen. Ich versprach dem Kleinen, wenn er recht folgsam sei, Spielsachen und einen großen Wagen zum Spazierenfahren. Da kannst Du ihn sehen."

„Ja, ich muß ihn sehen," sagte die Gräfin wie zu sich selber mit gepreßtem Tone, wobei sie ihre Hand auf das Herz drückte, als wolle sie die wilden Schläge desselben beruhigen, während sie zugleich einen tiefen Athemzug that. „Setze Dich ein wenig, Rosa," bat sie darauf, „wenn auch nur zwei Augenblicke. „Du mußt noch ein Weilchen bei mir bleiben."

Die andere Dame warf einen raschen Blick auf die Uhr und erwiederte dann: „Einen Augenblick bleibe ich noch, aber laß mich stehen, es ist mir lieber. Setz' Du Dich nur, Françoise, meine Nachricht hat Dich erschreckt, aber ich hielt es für meine Schuldigkeit, Dich davon in Kenntniß zu setzen."

„Wofür ich Dir innig danke, meine gute, gute Schwester," rief die Gräfin, während sich in ihrem Auge ein leichter Flor von Thränen zeigte.

Sie ließ sich in einem der kleinen Fauteuils nieder, die vor dem Kamin standen und blickte mit kummervollem Gesichte zu ihrer Schwester Rosa empor.

Ja, es waren die beiden Schwestern, die der geneigte Leser gewiß nicht vergessen hat, die Töchter armer Eltern, die längst gestorben waren, und die sich durch ungewöhnliches Talent zu der Stellung emporgeschwungen hatten, in der sie sich jetzt befanden. Françoise, noch vor wenig Jahren eine der gefeiertsten Sängerinnen, verließ die Bühne, um sich mit dem Grafen Lotus zu vermählen. Rosa war als erste Tänzerin die Zierde, ja, man könnte fast sagen, die Beherrscherin des Hoftheaters, denn wenn man anderswo Ballette gewissermaßen als Nebensache betrachtet, um sie hier und da zwischen Opern einzuschieben, so war hier beinahe der umgekehrte Fall, und man hörte zuweilen von Enthusiasten sagen: „Schade, heute ist die und die Oper, es konnte leider kein Ballet sein."

Rosa, die Jüngere der Schwestern, mochte vierundzwanzig Jahre alt sein, und auch sie hätte schon mehrere Mal Gelegenheit gehabt, eine glänzende Verbindung einzugehen; doch hatte sie noch keine Lust, die Bühne zu verlassen. So sagte sie wenigstens und wies unter diesem Motiv die vortheilhaftesten Anträge zurück. Sie war ein eigenthümlicher, stolzer, fast harter Charakter. Die Bewunderung, mit der die Männerwelt sie anschaute, mit der man ihr Kränze und Huldigungen aller Art zu Füßen

legte, nöthigte ihr höchstens ein oft sichtbar erzwungenes Lächeln ab, dem nicht selten ein finsterer Blick aus den glänzenden Augen folgte, oder das einem verächtlichen Zuge Platz machte, der alsdann häufig um die schönen Lippen spielte. Auch in ihrem Aeußern zeigte sich unverkennbar diese Festigkeit, diese Unbeugsamkeit. Man mußte diese schlanke, elastische Gestalt sehen, man brauchte nur zu beobachten, wie sie ihren Kopf zu tragen pflegte, wie sie um sich blickte, um zu wissen, welch' entschlossener Geist diesen schönen Körper regiere. Die Natur hatte ihr viel, fast alles gegeben. Leider, leider! seufzten ihre unglücklichen Bewunderer. — Sie war eine große Künstlerin, sie war von einer vollendeten Schönheit, und dabei zeigten die ernsten und edeln Züge ihres Gesichtes Geist und Verstand, — weniger Gemüth und Herz, hörte man häufig hinzusetzen, wenn alle diese Eigenschaften enthusiastisch gelobt worden waren; und vielleicht hatten die, welche so sprachen, Recht, vielleicht war noch kein Zauberer erschienen, dem es gelungen war, diesem Marmor den belebenden Strahl entquellen zu lassen.

Françoise war etwa zwei Jahre älter als Rosa, in vielen Dingen aber der Gegensatz ihrer Schwester. Wenn auch die Züge ihres Gesichts denen von Rosa außerordentlich glichen, so zeigte sich, was dort Ernst und Strenge war, hier weich und lieblich. Fançoise hatte blondes Haar, einen auffallend blendenden Teint, ihre Körperformen waren stärker, weicher, ihren kleinen Mund umspielte häufig ein freundliches, wohlthuendes Lächeln und ihre hellbraunen Augen glänzten in seltener Gutmüthigkeit und Heiterkeit. Freilich schien letztere leicht getrübt werden zu können, doch dauerte eine solche Umflorung ihres Blickes nie sehr lange und die hellen Zeichen ihres freundlichen Sinnes drangen bald wieder lebhaft vor.

Auch jetzt hatte sie mit ihrem Battisttuche kaum die Augen leicht berührt, so blickte sie vertrauensvoll, ja, schwach lächelnd

zu der Schwester empor, indem sie sagte: „O, meine liebe Rosa, wenn ich weiß, daß Du von ihm kommst, so ist es mir gerade, als hätte ich das Glück gehabt, ihn selbst zu sehen. Sage mir, hast Du wirklich Befürchtungen gehabt?"

„Das gerade nicht, obgleich er mir heute Nachmittag während einer Stunde recht krank erschien. Als ich ihn aber in meine Arme genommen hatte und freundlich mit ihm sprach, da glaubte ich ordentlich zu fühlen, wie seine Leiden sich verminderten, wie er immer ruhiger wurde, bis er zuletzt auf meinem Schooße sanft entschlief."

Ein leichtes Beben fuhr bei diesen Worten der Schwester durch den Körper der Gräfin.

„Und das darf ich nicht empfinden!" sprach sie. „Auf meinem Schooße darf er nicht einschlummern! — O, das ist hart, das ist entsetzlich! — Und ich darf mich nicht einmal in einen Winkel setzen und darüber weinen, ich muß vollkommen glücklich scheinen; mein Auge darf keine Spur einer Thräne zeigen, um nicht tausend lästigen Fragen ausgesetzt zu sein, was mir fehle, warum ich nicht heiter sei. — Und doch muß ich ihn sehen, bald, bald sehen," setzte sie so leise hinzu, daß Rosa, welche in diesem Augenblicke über den Kamin hinweg in's Freie sah, nichts davon zu verstehen schien. —

„Du hast Gesellschaft?" fragte nach einer Pause die Tänzerin.

„Wir haben ein kleines Diner, wie gewöhnlich," erwiderte die Gräfin. „Paul wollte Dich bitten, doch fiel ihm ein, daß Du zu thun habest. Du kommst dann nach der Vorstellung."

„Ist später noch jemand da? Muß ich Toilette machen?"

„Gewiß nicht," gab die Gräfin Lotus zur Antwort. „Sollte vielleicht jemand zum Thee kommen, so wäre es ein ganz genauer Bekannter, vor dem Du Dich in keiner Weise zu geniren hättest."

„Das ist mir lieb," sagte die Tänzerin, indem sie einen Blick

an sich heruntergleiten ließ; „denn Du siehst, ich bin zu keiner Soirée angezogen. — Deine Toilette ist schön, Françoise," fuhr sie nach einer Pause fort und nachdem sie die Schwester aufmerksam betrachtet. „Du hast alles von Paris?"

„Ich weiß das nicht genau, aber ich glaube so," versetzte die Gräfin. „Madame Henriette hat es mir wie gewöhnlich besorgt. Mein Mann ist einer ihrer besten Kunden."

„Dein Mann?" fragte Rosa lächelnd.

„Nun ja, er überhebt mich der Mühe, für meinen Anzug zu sorgen; es macht ihm Freude, für mich zu wählen, und da man sagt, meine Toilette sei eben so reich, wie geschmackvoll, so habe ich Recht, ihm seinen Willen zu thun. — Aber sage mir, Rosa," unterbrach sie sich plötzlich, wobei ein trüber Strahl aus ihrem Auge trat, „kann man nicht heute Abend noch nach ihm sehen? O, was gäbe ich darum, wenn ich einen Augenblick fort könnte!"

Die Tänzerin warf einen Blick auf die Uhr. — „Jetzt schläft er," sagte sie, „und der Arzt hat befohlen, man solle ihn so ruhig wie möglich lassen. Auch kann ich nicht wohl mehr in meinem Anzuge hinfahren, ich würde bei den guten Leuten, die mich bis jetzt vollkommen als Ihresgleichen betrachten, als eine eifrige Schülerin, und die sich deßhalb in ihrem Betragen gegen das Kind, in ihren Reden durchaus nicht geniren, — Verdacht erregen. Dasselbe ist der Fall, wenn ich gleich nach der Vorstellung hingehe. Du kannst aber ruhig sein, ich habe meine Maßregeln so gut getroffen, daß mir alles Außergewöhnliche sogleich in meine Garderobe berichtet wird, und ich kann Dir darüber später selbst Nachricht bringen. Im Falle ich nicht zu spät von Dir nach Hause fahre, ist es mir vielleicht möglich, noch einen Augenblick nach ihm zu sehen. Und daß ich das thue, davon wirst Du hoffentlich überzeugt sein."

„Gewiß, gewiß, meine gute Rosa!" rief Françoise in er-

regtem Tone. „Was wäre ich ohne Dich! Ich müßte vor Angst und Unruhe vergehen."

Ihr Auge umflorte sich wieder leicht, doch schaute sie im nächsten Momente mit starrem Blicke auf ihre Schwester, die ihr mit der einen Hand hastig winkte, während sie horchend mit der anderen nach der Thüre zeigte, die in's Schreibzimmer führte.

Dreizehntes Kapitel.

Der Graf Lotus.

In der That vernahm man auch gleich darauf ein Geräusch wie von Schritten, die sich langsam näherten. Dann wurde die Thür geöffnet und Graf Lotus trat in das Boudoir.

„Ah, eine angenehme Ueberraschung," rief er mit freundlichem Tone, als er die junge Tänzerin gewahrte, welche sich neben dem Kamin, an dem sie gelehnt, emporrichtete und ihre Hand in die Rechte des Grafen legte, der sie herzlich schüttelte. — „Unsere liebenswürdige Schwägerin," sagte er; „vielleicht eine Ueberraschung? Kommst Du noch zu unserem kleinen Diner?"

„Wo denkst Du hin!" versetzte Rosa lachend. „Soll ich unsern Intendanten unglücklich machen? Ich komme nur in aller Geschwindigkeit vorbei, um Françoise einen guten Abend zu sagen. Habe ich sie doch seit zwei Tagen nicht gesehen."

„Rosa kommt später zum Thee," sagte die Frau des Hauses, wobei sie das Gesicht auf ihren Arm herabbeugte und dort ihre schweren Bracelets zu ordnen schien.

„Das freut mich in der That," erwiderte der Graf; „dann mußt Du mir aus bester Quelle über die Vorstellung berichten. Ich kann nicht gut in's Theater gehen," setzte er mit einem trau-

rigen Tone hinzu, und dabei hob er die Hand leicht an seine Stirn. „Ich spüre das abscheuliche Regenwetter wieder einmal in meinem Arme und auch hier oben."

Die Gräfin blickte besorgt in die Höhe, und Rosa sagte, während sie ihre Hand sanft auf die Schulter ihres Schwagers legte: „Um so lieber komme ich später zu Euch, wenn ich Dir einen kleinen Gefallen damit erzeige."

Der Graf war ein Mann in den Fünfzigern, von hoher Gestalt, sehr schlank, fast mager, mit etwas gebeugter Haltung. Sein Gesicht hatte gewöhnlich einen ernsten Ausdruck, der indessen gemildert wurde durch geistreiche klare Augen, die meistens offen und nicht unfreundlich erschienen, häufig aber mit einem finsteren Blicke wechselten, wobei er alsdann die Lippen fest auf einander preßte. Die Ursachen zu diesem öfteren Wechsel entdeckte man beim ersten Anblick des Grafen; er hatte nur einen vollständigen Arm, den rechten; vom linken fehlte ihm die Hand, und er trug diesen, da er überhaupt schwer verletzt war, in dem Aermel des Rockes, der vorn an den Knöpfen desselben befestigt war. Auch zeigte sich von der linken Seite der Stirn bis zu den Augenbrauen herab eine tiefe Narbe, beides Verletzungen, welche der Graf im Kriege erhalten. Auf seinen vielen und weiten Reisen war er auch in Indien gewesen und hatte dort an den Gefechten der englischen Armee gegen die Sikhs Theil genommen, wo ihn im Handgemenge der Säbelhieb eines feindlichen Reiters getroffen hatte, während ihm eine Flintenkugel die Hand zerschmetterte. Obgleich beide Wunden vernarbt und geheilt waren, so litt er doch häufig, namentlich an dem Hiebe, der seinen Kopf schwer getroffen, so heftige Schmerzen, daß er sich alsdann in sein Zimmer zurückzog und dort in Stille und Dunkelheit Stunden lang verblieb. Der Graf hatte lange im heißen Süden gelebt, dort in seiner Jugend an dem aufregenden und darauf auch wieder um so mehr abspannenden Leben Theil

genommen, und empfand bei seiner Rückkehr in die Heimat, daß sein Nervensystem bedenklich gestört sei. Ruhe und sorgfältige Pflege hatten ihn hier wohl wieder so ziemlich hergestellt, doch blieb ihm eine außerordentliche Reizbarkeit, die sich namentlich zu Zeiten zeigte, wo er, was häufig vorkam, die Nächte ohne festen, erquickenden Schlaf verbrachte. Da brauchte er alle Kraft seines Verstandes, um nicht bei den geringsten Widerwärtigkeiten in maßlose Heftigkeit auszubrechen, höchst unangenehm für ihn selber, oft unerträglich für seine Umgebung.

Nachdem er mehrere Jahre auf seinen Gütern in Deutschland gelebt, hatte er seinen Aufenthalt in der Residenz genommen und hier Françoise gehört und dann ihre Bekanntschaft gemacht. Die weiche, angenehme Stimme der berühmten Sängerin hatte seinem Gemüthe wunderbar wohl gethan; er versäumte weder eine Vorstellung, in der sie auftrat, noch eine Probe, in welcher sie beschäftigt war. Da saß er, in die Ecke seiner Loge gedrückt, den Kopf in die rechte Hand gestützt, oft die Augen geschlossen und lauschte den wunderbar milden Tönen, die sein Gemüth so zauberhaft beruhigten, die ihn in eine tiefe Wehmuth versenkten, die seinen Augen häufig Thränen entlockten. Da fühlte er nach und nach eine Ruhe sich über sein ganzes Leben ergießen, da empfand er eine angenehme, lange nicht gekannte Müdigkeit seines Geistes, wenn er nach Hause zurückkehrte; da verschwanden nach und nach die wilden Bilder, die gleich zuckenden Blitzen sein Gehirn durchkreuzten, wenn er sich zur Ruhe legte; da lösten sich die zackigen, feurigen Linien, die seine tollen Träume einrahmten, allmälig in weiche, lichte Kränze auf, in Blumengewinde, die seine erhitzten Phantasieen mitleidig zu verdecken schienen; da drang durch alles hindurch der Ton ihrer lieblichen Stimme und bedeckte ihn wie mit duftenden Blüthen, mit einem, wenngleich leichten, so doch erquickenden Schlafe.

Er hatte sich der schönen Sängerin mehr und mehr genähert,

er hatte ihr mit seiner Hand sein großes Vermögen angeboten, er hatte viele Schwierigkeiten zu überwinden gehabt; er hatte endlich sein Ziel erreicht, Françoise war seine Gattin geworden, die Welt war darüber erstaunt, man hatte sich in Vermuthungen erschöpft; man hatte sich darüber geärgert, daß er die allbeliebte Künstlerin der Bühne entzogen, man hatte sich in boshaften Bemerkungen darüber erschöpft, daß er das junge blühende Mädchen zur Gräfin Lotus gemacht; man hatte achselzuckend auf die Zukunft gedeutet; man hatte von sehr kurzer Dauer dieser Ehe gesprochen — man hatte sich geirrt.

Der Graf wußte wohl, welch' kostbaren Schatz er in seiner Gemahlin erworben; er bezwang seine tollen Launen, wenn diese zuweilen wieder hervorbrechen wollten, und es wurde ihm leicht, diese zu mäßigen, denn der Zauber, welchen Françoise mit ihrem weichen und milden Charakter, mit dem wunderbaren Klang ihrer Stimme auf ihn ausübte, schwächte sich nicht ab, er wurde vielmehr stärker und kräftiger.

Sie fand sich aber auch mit außerordentlicher Leichtigkeit, mit einem großen Geschick in ihre neuen Verhältnisse. Gut erzogen und gebildet, wie sie war, wurde es der Sängerin leicht, im vollen Umfange des Wortes die Frau des reichen, vornehmen Hauses, die Gräfin Lotus, zu sein. Manche der ehemaligen Bekannten des Grafen, die anfänglich abwartend entfernt geblieben waren, beeilten sich bald wieder, näher zu kommen, und da Françoise fortfuhr, auch von ihrem großen Talente den liebenswürdigsten Gebrauch zu machen, so galt es bald bei der sogenannten Gesellschaft für eine Gunst, für eine Auszeichnung, bei ihren kleinen Soiréen erscheinen zu dürfen.

Für den Grafen war und blieb, wie schon bemerkt, ihr stilles, angenehmes Wesen das beste und wirksamste Heilmittel, und sie benutzte diesen Einfluß auf ihn in zarter und rührender Weise. Wie oft schon war sie in der Nacht erwacht und hatte im Schlaf-

zimmer des Grafen, welches an das ihrige stieß, dessen Schritte gehört, wenn er schlaf- und ruhelos auf- und abging. Wie war es ihr alsdann eine angenehme Pflicht, sich leise zu erheben, ihn mit sanfter Stimme nach seinem Befinden zu fragen und dann mit freundlichem Tone hinzuzusetzen: Wenn mein großes Kind artig zu Bette geht, so will ich es einschläfern. Darauf hatte er sich folgsam wieder niedergelegt, sie hatte sich alsdann neben sein Lager gesetzt und ihm mit ihrer zu Herzen gehenden Stimme ein einfaches Lied gesungen, das er gern hörte, dessen Klänge sanft seine Augen zudrückten und das seine finstere Miene in ein weiches Lächeln auflöste, mit dem er wirklich einschlief.

Aber dann war es oft, als seien die finsteren wilden Gedanken, die ihn bis jetzt beunruhigt, tückisch über sie hergefallen. Wenn sie auch ihre weichen Melodieen fortsang, so trübte sich doch zusehens ihr Auge, so schlossen sich ihre Hände krampfhaft, so sah man, daß sie sich Gewalt anthun mußte, um nicht ihre Lippen plötzlich auf einander zu pressen, um statt den Ton des Liedes, das nicht mehr recht fortquellen wollte, einen wilden Schrei des Schmerzes zu unterdrücken. — Sie saß da an dem Lager ihres Mannes, den sie wohl achtete und schätzte, für den sie aber nicht die Liebe fühlte, die uns beglückt, die uns alles Andere vergessen läßt. Sie hatte nicht alles vergessen, sie hatte ihr großes Kind, wie sie ihn genannt, sanft in den Schlaf gesungen und starrte jetzt mit weit aufgerissenen Augen gerade aus, als sähe ihr Auge ein armes, kleines Kind, das vergebens darauf lauschte, etwas von der süßen Stimme der Mutter zu hören. — Entsetzlich! In solchen Augenblicken konnte sie aufspringen, mit beiden Händen wild ihr volles Haar aus der Stirn streichen und fast erschreckt das bleiche Gesicht des Grafen anstarren, der ihr alsdann wie ein Phantom erschien, wie ein Vampyr, der langsam ihr Herzblut sauge, wie ein böses Wesen, das sie aus ihrem Himmel entführt, in eine theilnahmlose, kalte Welt. Dann floh sie

in ihr Zimmer, sie sank dort auf ihr Lager, und zwischen ihren Fingern hervor, mit denen sie krampfhaft ihr Gesicht bedeckte, quollen die heißen Thränen — lange — lange Stunden.

— — — — — — — — — — — — — —

Der Graf war ein paarmal in dem kleinen Boudoir auf und ab gegangen, während er zu gleicher Zeit bisweilen die Hand an die Stirn legte und dann einen mißmuthigen Blick in das Freie warf, wo der Regen noch immer, scheinbar bald von hier, bald von da kommend, bei den Fenstern vorüberfuhr und häufig einzelne Tropfen auf die großen Scheiben spritzten.

Die beiden Schwestern hatten halblaut gleichgültige Dinge besprochen, und nun wandte sich die Tänzerin nach einem abermaligen Blicke auf die Uhr zum Fortgehen; sie zog ihren Shawl fester um und bot ihrem Schwager die Hand.

„Ich bedaure Dich wahrhaftig, mein Kind," sagte dieser, „daß Du bei so abscheulichem Wetter das Haus verlassen mußt."

Worauf sie lachend erwiderte: „Sieh, so sind die Ansichten verschieden; unser Intendant, der vorhin ein paar Augenblicke mit mir sprach — er sah, wie mein Wagen unten an der Thür anfuhr — behauptete hinsichtlich des Wetters gerade das Gegentheil; er meinte, ich brächte ihm auch darin Glück, wenn ich aufträte — das vortrefflichste Theaterwetter. Und von seinem Standpunkt aus hat er Recht: so ein grauer Himmel, ein naßkalter Abend treibt die Leute in die Oper. Es wird heute voll werden, und da es schrecklich wäre, wenn ich irgend jemand nur eine Sekunde warten ließe, so muß ich mich beeilen. Es wird im nächsten Augenblicke fünf Uhr schlagen. Adieu, Françoise! Adieu, mein lieber Freund!"

Sie reichte den Zurückbleibenden die rechte Hand, Einem nach dem Andern, da sie ihren linken Arm brauchte, um den Shawl fest zu halten. Dann verließ sie mit freundlichem Kopfnicken das Boudoir und betrat wenige Augenblicke darauf, gefolgt von dem

Grafen, der ihr das Geleite gab, den Wintergarten, wo sie aber in ihrem eiligen Gange abermals aufgehalten wurde.

Drunten war ein Wagen vorgefahren, die Thür des Treppenhauses öffnete sich und ein junger Mann in Husaren-Uniform sprang eilig die ersten Stufen der Treppe hinauf und blieb dann wie überrascht stehen, als er droben die schöne Tänzerin sah.

„Ah, der Teufel!“ rief er etwas überlaut. „Auf Ehre, das heiße ich ungeheures Glück haben! Da komme ich her, wie der alte Römer sagt, sehe und —“

„Wirst aber in keinem Falle siegen, theurer Vetter,“ unterbrach ihn ironisch lachend der Graf.

„Verdammt, wenn ich das sagen wollte!“ fuhr der Husar in noch lauterem Ton fort. „In solchem Fall ist es sehr schlimm, wenn man Einen nicht ausreden läßt. Ich wollte nämlich bemerken: ich kam, ich sah und wurde besiegt. Das ist, wie ich mir schmeichle, keine ganz leichte Aenderung des immense langweiligen Sprichworts.“

„Dann hättest Du es,“ entgegnete Graf Lotus, „in der Ursprache von Dir geben sollen, um Effect zu machen.“

„In der Ursprache?“ sagte der Offizier mit einem zweifelhaften Lächeln, das sich aber gleich darauf in ein sehr pfiffig sein sollendes verwandelte, wobei er sein rechtes Auge gegen den Grafen zukniff. „In der Ursprache? Du bist ein netter Kerl. Als wenn ich in der Ursprache so bewandert wäre!“

Beim ersten Erblicken des jungen Mannes war ein nicht unfreundlicher Zug auf dem schönen Gesichte der jungen Tänzerin erschienen, welcher aber bald darauf einem leichten Schatten Platz machte, der sich von ihren dunkeln Augen aus über die regelmäßigen Züge verbreitete.

„Aber ein wahres Sch — ein außerordentliches Glück habe ich doch in der That. Ich denke mir, wir finden heute Abend bei unserem kleinen Diner nur ein paar langweilige Kerl, den

Scherra und den alten Spanger, die mich beide gründlich ennuyiren, und nun sehe ich die schönste der Rosen vor mir erblühen."

„Doch kannst Du dieses Mal, um in Deine beliebte Redeweise einzugehen, mit dem Jäger aus dem Nachtlager singen:

Ich muß sie einem Andern lassen,
Mir blühet diese Rose nicht."

„Alle Hagel!" rief der Husar erstaunt, während er noch ein paar Stufen aufwärts hüpfte und dort mit ausgebreiteten Armen stehen blieb, „ich muß wissen, wer dieser Andere ist. Eher lasse ich Sie nicht passiren."

„Das königliche Hoftheater, Herr von Marlott," sagte die junge Tänzerin mit einem, wenn gleich kaum sichtbaren, Zeichen des Unmuths. „Jetzt aber bitte, lassen Sie meinen Weg frei; ich habe wahrhaftig keine Zeit mehr zu verlieren."

„Und bei Dir verliert man doch nur seine Zeit," fügte der Graf spöttisch bei.

„Oh!" machte der Offizier mit einem Gesichtsausdrucke, welcher deutlich anzeigte, daß er sich vergeblich bemühte, den richtigen Sinn dieser Worte zu ergründen. — „Zeit verlieren!" rief er alsdann lachend, „ich verliere nie meine Zeit und weiß sie schon zu benutzen."

Bei diesen Worten war er vollends die Treppe hinauf gesprungen und sagte nun mit einer in der That untadelhaften und vollendet eleganten Verbeugung, indem er dem jungen Mädchen seinen Arm bot: „Darf ich mir nun erlauben, Sie an Ihren Wagen zu führen?"

Die Tänzerin willigte lächelnd ein, und als Beide nun, der Offizier absichtlich langsam und zögernd, die Stufen hinabstiegen, mußte man gestehen: die Beiden waren ein wunderschönes Paar.

Das mochte auch Graf Lotus denken, als er sich nun kopfschüttelnd zurückzog.

„Aber in Wahrheit, schönste aller Rosen," sprach der Offizier, „eigentlich sollte ich sagen: reizende Cousine, denn wenn auch auf einem ziemlich großen Umwege, so habe ich doch das Recht dazu. Ich hätte mich unsinnig gefreut, wenn wir zusammen dinirt hätten. Daß Sie auch heute gerade tanzen wollen!"

„Tanzen müssen, sollten Sie sagen," erwiderte Rosa.

„Ach, wer kann Sie zwingen! Beim Henker, den wollt' ich sehen! Sie, den Liebling des ganzen Publikums, Sie, graziös wie — wie — nun, wie Sie selbst!" rief er nach einer Pause, da er einen passenden Vergleich nicht alsbald fand.

„Und doch habe ich meinen Dienst eben so gut, wie Sie, Herr von Marlott," versetzte lächelnd die Tänzerin.

Worauf dieser erwiderte: „Dienst — sehr gut gesagt, famos gesagt! Aber das heißt: Dienst als General-Feldmarschall, als die Erste, welche das ganze übrige Corps kommandirt, ja, die alles kommandirt — grausam kommandirt, mindestens zwanzigtausend Herzen, alte und junge. Auch meines ist darunter — ein sehr liebenswürdiges Herz, das kann ich Ihnen versichern."

„An dem letzteren zweifle ich nicht, Herr von Marlott, und Ihr Herz ist jedenfalls ein sehr amusantes Herz." — Das sprach sie nicht ohne einen leichten Spott, der ihm aber durchaus nicht auffiel. — „Habe ich doch bei Ihrer Unterhaltung kaum bemerkt, daß wir schon die Treppen hinab und an meinen Wagen gekommen sind."

„Nicht wahr, mein Fräulein?" versetzte geschmeichelt der schöne Husar. „Ich habe das schon oft von Frauen und Mädchen hören müssen, daß meine Unterhaltung amusant sei, und thue mir darauf etwas zu Gute. Man muß Unterschiede zu machen verstehen, und dafür, schöne Rosa, sind Sie gescheidt genug. Wissen Sie, über etwas Vernünftiges kann am Ende jeder Narr sprechen, aber über gar nichts eine Conversation führen, das ist keine Kleinigkeit."

„Und das verstehen Sie," gab die Tänzerin zur Antwort, während ein finsterer Blick aus ihrem schönen Auge drang.

„Ja, das verstehe ich vollkommen."

Er hatte den Schlag des Wagens geöffnet und Rosa warf sich in die Kissen desselben.

„Wenn Sie nicht ein Herz von Marmor hätten," sprach Herr von Marlott, „so würden Sie meine unglückliche Lage mit empfinden; Ihr plötzliches Verschwinden, nachdem ich kaum das Glück gehabt, Sie nur ein paar kleine Augenblicke sehen zu dürfen. Es ist auf Ehre unverantwortlich, gerade heute Abend das dumme Ballet!"

„Sie sind nicht sehr galant."

„Muß ich es nicht verdammt hassen, da es Sie so plötzlich von hier wegreißt, und ich also heute Abend kein Wort mehr von Ihnen hören werde?"

Die schöne Tänzerin schien eine kleine Weile mit sich selbst zu kämpfen; aus ihren dunkeln Augen zuckte ein eigenthümlicher Blick auf das offene schöne Gesicht des jungen Offiziers, dann sagte sie mit einem Tone, als müsse sie sich zu ihren Worten zwingen lassen, langsam und zögernd: „Nach der Vorstellung werde ich noch eine Stunde hier sein."

„Und ich werde mir von Vetter Paul die Erlaubniß verschaffen, nach dem Theater eine Tasse Thee im Kreise der Familie nehmen zu dürfen." Er sagte das mit einem behaglichen Lächeln, wobei er auf äußerst wohlgefällige Art seinen Schnurrbart hinaufdrehte. „Was übrigens unser heutiges Diner anbelangt," setzte er hinzu, indem er darauf mit einem affectirten Seufzer den Wagen schloß, „so wird meine Unterhaltung keine faule Bohne nutz sein.

„Mein Herz ist im Hochland,
Mein Herz ist nicht hier.

„Mein Geist wird bei Ihnen sein und was übrig bleibt, muß

sich recht fade ausnehmen. Aber sobald es mir möglich ist, enthüpfe ich hier und werde in der Loge sichtbar. Darf ich alsdann auf einen einzigen Blick hoffen, grausame Schöne?"

„Bedaure unendlich," antwortete Rosa, „meine Blicke gehören heute alle meinem Herrn und Gebieter, dem mächtigen Kalifen."

„Ah, wer auch so ein Kalif wäre! — Aber einen Kuß auf Ihre schöne Hand werden Sie mir doch erlauben, edle Cousine? Sie werden schon müssen, denn ich bin eigensinnig wie ein Pferd, und wenn Sie sich hartherzig bezeigen, so laufe ich neben Ihrem Wagen her wie ein Betteljunge. Das wird unendliches Aufsehen machen," setzte er außerordentlich wohlgefällig hinzu.

Rosa ließ die Spitzen ihres Handschuhes an dem Wagenschlage sehen, auf welche der junge Mann den blonden Schnurrbart drückte. Dann trat er einen Schritt zurück und grüßte militärisch, während der Wagen davon fuhr.

Die Tänzerin hatte sich in die Kissen gedrückt, zog ihren Shawl mit einer anmuthigen Bewegung fester um sich, preßte eine Minute lang die Lippen auf einander und stieß dann unruhig und halblaut hervor: „Was würde ein Anderer darum gegeben haben, wenn ich ihm gesagt hätte, er dürfe heute Abend noch eine Stunde in meiner Gesellschaft sein! Welch unsägliches Glück hätte aus seinen Augen geblitzt! Und dieser nimmt es hin, wie eine Huldigung, die man ihm darbringen will." — Sie drückte heftig ihren Fuß auf den Boden und flüsterte dann, während sie die schönen Zähne auf einander preßte: „Fürchterlich, ich darf darüber nicht nachdenken, es ist zum wahnsinnig werden! Welche traurige Mischung in diesem Manne! So schön, so elegant und so — dumm!"

Wieder fuhr ein finsterer Schatten über ihre Züge, und unter dem Shawle preßte sie die Hand fest auf ihr Herz.

Vierzehntes Kapitel.

Bei einem kleinen Diner.

Der Husaren-Offizier war noch einen Augenblick vor der Hausthüre stehen geblieben, hatte seinen Schnurrbart wohlgefällig hinauf gedreht und darauf die Säbelkoppel so tief wie möglich in seine schlanke Taille hinabgedrückt. Er schien die Straße hinauf und hinab zu blicken, in Wahrheit aber blinzelte er nach einem gegenüberliegenden Hause, wo sich am Fenster der Kopf eines jungen Mädchens zeigte, das schon vorher über die Stickerei hinaus nach dem Wagen geschaut hatte und jetzt begreiflicher Weise einen flüchtigen Blick auf den Offizier warf.

Daß Herr von Marlott mit seiner unglaublichen Gewandtheit für dergleichen Dinge diesen Blick sogleich auffing, um ihn im nächsten Momente mit Zinsen heimzuzahlen, versteht sich von selbst.

Das junge Mädchen beugt sich hierauf tief auf ihre Stickerei nieder, doch war es bei dieser Arbeit gleich darauf sehr nothwendig, einen seidenen Faden gegen das Licht zu halten, um dessen Farbe genau beurtheilen zu können. Dabei fiel ein zweiter Blick für den Husaren drunten ab, ein Blick, den freilich die gleichgültigste Miene begleitete, der aber Herrn von Marlott veranlaßte, sich das Haus und dessen Nummer genau zu betrachten, und für den er sich dadurch bedankte, daß er seine Hand abermals an den Schnurrbart brachte, sich irgend etwas mit demselben zu schaffen machte und dazu einen Blick hinauf lancirte, wie er, von einem schönen Lieutenant auf ein unerfahrenes, oder ein sehr erfahrenes Mädchenherz geschleudert, selten seine gute Wirkung verfehlt.

Auch dieser Blick wirkte, und mit einem Male war sie vom Fenster verschwunden.

Sie hat mich bemerkt, sagte wohlgefällig lächelnd Herr von Marlott, ça marche, nöthigen wir die Belagerten zu einem Ausfalle, indem wir uns in unsere Schanzen zurückziehen.

Darauf trat er unter die Hausthüre, blieb aber hier wieder stehen, indem er kokett seine Säbeltasche emporhob, ein feines Battisttuch daraus nahm, alles mit großer Umständlichkeit, und sich damit die Lippen wischte.

Ah! —

Das junge Mädchen erschien nach seiner richtigen Berechnung auf dem bekannten Terrain wieder, und zwar an einem Fenster, welches der Hausthüre, unter der er stand, fast gegenüber lag. Aber sie kam nicht, um nach dem Lieutenant drunten zu schauen — bewahre, gewiß nicht! Sie hatte dort nothwendig an einer Hängevase zu thun, die mit Schlingpflanzen gefüllt oben am Fenster hing. Sie ließ auch ihr Gesicht nicht sehen; das wurde durch eben diese Schlingpflanzen verborgen, zu denen sie beide Hände emporhob.

Sehr gut, sprach der Husaren-Offizier zu sich selber. Das ist eine famose Taille. Werfen wir noch eine Angel unserer Liebenswürdigkeit aus, und dann warten wir ab.

Schon in der Hausthüre verschwunden, wandte er sich plötzlich noch einmal um, legte die rechte Hand auf die Stelle der linken Brust, wo er sein Herz vermuthete, und trat dann in das Haus zurück nach einem der schmachtendsten Blicke, deren ein junger Lieutenant fähig ist.

Eine Sekunde lang zeigte sich der hübsche Mädchenkopf zwischen den grünen Ranken, und somit schien vor der Hand alles aufs beste eingefädelt zu sein.

Das mochte auch Herr von Marlott denken, denn ehe er die Treppen hinaufstieg, zog er seine Tabletten aus der Tasche des

Attila und schrieb hinein: „Zu beachten und weiter fortzuführen: Fürstenstraße Nr. 44, 1. Stock; hübscher Kopf, dunkelbraunes Haar, vielversprechende Taille. Gab Appel und ist zu cultiviren." Nach dieser richtigen Buchung von Soll und Haben hüpfte der Husaren-Offizier leicht und gewandt die Treppe hinauf.

Der Lakai, der vorhin mit der Orange gespielt, öffnete ihm die Thüre auf der linken Seite des Wintergartens, wo das Appartement des Grafen begann und fast ebenso eingetheilt war, wie drüben das der Gräfin. Den Eintretenden empfing hier im dritten Zimmer der Duft einer feinen Cigarre, die vielleicht vor einer Stunde geraucht worden war, und doch noch das Appartement parfumirte.

Die Einrichtung der Zimmer war ebenfalls sehr geschmackvoll, reich, elegant, zeigte aber im ganzen Effecte, so wie in tausend Kleinigkeiten, die Wohnung eines Herrn so wie eines Mannes, der weite Reisen gemacht und von diesen Reisen eine Menge der interessantesten und seltensten Dinge mitgebracht. Die Fußböden waren mit persischen Teppichen bedeckt, auf welchen in dem Salon, der mit dem Schreibzimmer der Gräfin correspondirte, vor türkischen und indischen Möbeln, so wie vor Ruhesitzen in seltsamen Formen stattliche Löwen-, Tiger und Bärenfelle lagen. An den Wänden hingen nebst prachtvollen Aquarellen südlicher Landschaften Jagdtrophäen kälterer Zonen, der Kopf eines Sechszehnenders so wie der eines riesenhaften wilden Schweines mit gewaltigen blinkenden Hauern. In einem Glaskasten befand sich eine bemerkenswerthe Gewehrsammlung von der schwersten Kugelbüchse an bis zum leichtesten Jagdzwilling. Auf Etagèren und Tischen sah man interessante Vasen, alte Broncen, seltene reiche Waffen, Statuetten und dergleichen. Ein Gestell in der Mitte des Zimmers, reich geschnitzt, von der Form eines Kirchenchorpultes, enthielt in der unteren Abtheilung eine Menge Kupferwerke, während eins auf dem Pulte selbst aufgeschlagen war.

Der Husaren-Offizier, der hier genau bekannt schien, legte in diesem Salon Säbel und Säbeltasche ab, die er auf einen türkischen Divan warf, darauf eine kleine Tapetenthüre öffnete, die sich neben dem Gewehrschranke befand, und von hier auf einem kleinen Gange mit Vermeidung des Wintergartens in den Salon trat, wo die zum Diner eingeladene Gesellschaft bereits versammelt war.

Der Hausherr warf lächelnd einen Blick auf die Standuhr vor dem Spiegel, als Herr von Marlott eintrat, worauf er sagte;

„Nun, das muß ich gestehen, Arthur, Du begleitest die Damen mit einer Umständlichkeit an ihre Equipage, die wahrhaft rührend ist."

„Er hat sich wahrscheinlich überzeugen müssen, ob der Kutscher auch glücklich über die nächste Ecke kommt," sagte Herr von Scherra, ein wohlbeleibter älterer Herr, dessen Gesicht von ziemlich dunklem Teint um so schärfer abstach, da sein Kopf von dichtem, etwas struppigem weißem Haar bedeckt war. „Der fragliche Wagen ist nämlich schon lange weggerollt, so viel wir hörten."

„Ja, unsere schöne Rosa kann schon fast im Theater sein," erwiderte der Offizier in gleichgültigem Tone. „Daran ist nicht zu zweifeln. — Schöne Cousine," wandte er sich an die Frau des Hauses, „ich habe die Ehre, Ihnen einen guten Tag zu sagen. Sie sehen wie immer wunderbar aus. Auf Ehre! ganz wunderbar, wie — wie —"

„Auf das Wie kannst Du Dich nach der Suppe besinnen," meinte der Graf. „Sie ist schon lange servirt."

„Wir werden sie kalt essen müssen," sprach Herr von Scherra.

„Teufel ja! Es ist wirklich schon zehn Minuten nach Fünf!" rief Herr von Marlott. „Bitt' tausend Mal um Entschuldigung. Aber man muß doch trotzdem gestehen, daß ich in jeder Lage viel Anregendes habe. Komm ich einmal zu früh, so heißt's: ich müsse

entsetzliche Langeweile gehabt haben, komme ich einmal zu spät, so ist man besorgt wegen meines Ausbleibens. Ich finde das sehr schmeichelhaft. — Herr Professor Spanger, darf ich Ihnen meinen Arm anbieten? Sie allein werden mir Dank wissen, denn ich hörte Sie zwei Mal sagen, eine kühle Suppe sei dem Magen weit zuträglicher. Vielleicht dient eine kalte Suppe auch gleich dem kalten Kaffee: man wird schön danach, und das können wir alle brauchen."

Der Professor, ein kleiner dürrer Mann mit einer nicht besonders elegant gemachten Perrücke hätte allerdings in dieser Beziehung viel kalten Kaffee gebrauchen können. Seine Stirne war übermäßig breit und vortretend, und der untere Theil des Kopfes, Wangen und Kinn dagegen so zugespitzt, daß der Kopf fast die Gestalt eines gleichseitigen Dreiecks hatte; er trug eine weiße Halsbinde, eine schwarzen, schlottrigen Frack und im Knopfloche desselben ein rothes Ordensband.

Herr von Scherra führte die Gräfin in das Eßzimmer; die Anderen folgten.

Auch hier in diesem Gemach sah man die Vorliebe des Grafen für Licht, Blumen und murmelndes Wasser, — Anklänge an die langen Jahre, welche er im Süden zugebracht.

Der Speisesalon hatte keine Fenster, wurde aber auf's sinnreichste beleuchtet durch ein daneben liegendes Cabinet, welches mit demselben durch eine Oeffnung in Verbindung stand, die fast die eine Seite der Wand einnahm. Dieses Nebenzimmer zeigte eine kolossale Glaswand, die in's Freie führte und war ebenfalls ein Pflanzenhaus. Hier sah man kleine Palmen, phantastische Farrenkräuter, etwas von der üppigen Vegetation der Tropen; ein plätscherndes Wasser war auch hier hörbar, und alles dies zusammen genommen: der Duft der Pflanzen, die angenehme, beinahe feuchte Wärme, das Murmeln des Springbrunnens, das gedämpfte Licht, machten diesen Salon außerordentlich heimlich.

„Wir werden Lichter brauchen," sagte übrigens der Graf, nachdem die Gesellschaft Platz genommen. „Die Jahreszeit ist leider schon so weit vorgerückt — es kommen die trüben Tage des Winters," setzte er leise hinzu.

„Befehlen Eure Erlaucht Lichter?" fragte flüsternd der Kammerdiener.

„Was meinst Du, Françoise?"

„Ich wäre sehr für das Licht!" rief Herr von Marlott, indem er sich behaglich die Hände rieb. „Man sitzt dann fester bei seinem kleinen Diner und wird durch keine Geschichten von außen belästigt."

Die Gräfin machte ihrem Gemahl ein zustimmendes Zeichen mit den Augen.

„Ich habe immer gedacht, mein lieber Marlott," meinte Herr von Scherra, „Sie ließen sich bei einem guten Diner durch gar keine äußern Eindrücke stören."

„O, man denkt doch an dies und das, wenn man vor sich diese komischen Pflanzen sieht, das Wasser hört und so ein Stück von dem grauen Regenhimmel bemerkt, welchen ich da vor mir zu sehen die Ehre habe."

„Die beiden ersteren erinnern mich an angenehme Tage," bemerkte der Professor. „Es war in der Heimat jener Palmen, als ich die Ehre hatte, Euer Erlaucht zum ersten Mal zu sehen."

„Auch mir erzählen sie viel Schönes," sprach Herr von Scherra nach einer Pause. „Wenn ich sie so sinnend betrachte, oder die wunderbaren Farrenkräuter und dazwischen die üppigen, schlingenden Ranken, so ist es mir gerade, als schlüge ich mein Skizzenbuch auf; jedes Blatt, jede Ranke, jede Blüthe hat für mich ihre Geschichte. Und erst das murmelnde Wasser! Erinnerst Du Dich noch, Paul, an die liebenswürdigen Fontainen in den Gärten von Schubra bei Kairo? Das war ein reizender Ruhepunkt für uns."

„Ja, ja," erwiderte der Graf, „ich erinnere mich wohl."

„Es ist wahrhaftig schade," sagte der Husaren-Offizier, indem er sich an die Gräfin wandte, „daß wir Beide, schöne Cousine, keine solchen Erinnerungen haben. — Aber was schwatz' ich da!" unterbrach er sich; „Sie haben ja allerdings auch das herrliche südliche Klima genossen, Palmenblätter und Farrenranken und Schlingkräuter, was weiß ich?"

„Ja, etwas davon," versetzte lächelnd die Frau des Hauses. „Auf Sicilien."

„Ah! Sicilien muß ein famoses Land sein!" rief Herr von Marlott, indem er mit beiden Händen gesticulirte. „Palermo — immense! Der Monte Pellegrino mit seinen verfallenen Klöstern; — dort," recitirte er,

„Erhebt das Grabmal sich
Der heiligen Rosalia,
Das eine Schaar verdammter Geister hütet.
Schrumm! Schrumm!"

„Ja, Herr von Marlott, so singt Bertram im Robert der Teufel, und es ist gut, daß er uns so au fait gesetzt hat, wo das Grabmal eigentlich zu suchen ist. Es ist das ein Gewinn für die Wissenschaft."

Unterdessen hatten die Lakaien den Vorhang an der Wand herabgelassen, der in das Pflanzencabinet führte, und der Kammerdiener eine schwere silberne Girandole mit brennenden Kerzen auf den Tisch gesetzt.

„Da kommt Marlott's Skizzenbuch!" sagte Herr von Scherra lachend, indem er auf die brennenden Kerzen wies.

„Ja, ja," erwiderte der Husaren-Offizier, „da haben Sie ganz Recht: beim Anblick solcher Lichter fallen mir allerhand Dinge ein, wie Ihnen, wenn Sie Palmen und wie das Zeug alles heißen mag, sehen. Wahrhaftig, wenn ich mein Skizzenbuch öffnen wollte,

da könnte ich Ihnen einige ganz famose Geschichten zum Besten geben. — Auf einer meiner Reisen —"

„Also sind Sie auch gereist, Herr Lieutenant?" fragte der Professor, gewiß nur in der Absicht, auch einmal sein Scherflein zu einer gewöhnlicheren Unterhaltung beizutragen.

Herr von Marlott machte eine Miene, als nehme er die Frage des gelehrten Professors für eine Neckerei. Doch zeigte dessen offener Gesichtsausdruck, die gänzlich harmlose Miene, daß er sich in vollem Ernste und in der besten Absicht erkundigt. Trotzdem aber antwortete der junge Offizier mit einem etwas scharfen Tone: „allerdings bin ich auch gereist, Herr Professor, habe auch viel Interessantes mit nach Hause gebracht, wenn auch keine Steine und Schmetterlinge."

„Von der letzten Species nur sich selbst," sagte Graf Lotus.

Der Husar trank mit Behagen einen Kelch Madeira und schloß seine Augen leicht, wobei ein Lächeln des Selbstbewußtseins um seine Lippen spielte. Nach einer Pause sprach er: „Was meine Reisen anbelangt, so könnte ich manches Interessante davon erzählen; ja, es wäre darin Stoff zu Novellen enthalten, wenn ich einmal den Versuch machen wollte, eine solche zu schreiben. Da war zum Beispiel bei meinem Aufenthalt in Verona eine ganz wunderbare Geschichte, die ich vielleicht mit einigen Modifikationen zum Besten geben könnte."

„Halt!" rief Herr von Scherra, indem er sein Tafelmesser gegen den Offizier ausstreckte. „Du wirst meiner Ansicht sein," wandte er sich an den Hausherrn, „daß bevor Marlott seine Geschichte zum Besten gibt, er den Titel sagt, den er ihr als Schriftsteller geben würde."

„Ja, ja, Du hast ganz Recht," erwiderte der Graf mit einem Seitenblick auf seine Frau.

„Ein Titel — ein Titel?" fragte der Offizier. „Wozu einen Titel? Habe ich je nach einem Titel verlangt, wenn Sie, Herr

von Scherra oder der gute Professor, von euren Reisen erzählten, von Pflanzen und Blumen, von Steinen und allerhand kriechendem Gezeug?"

„Ah! Das ist etwas ganz Anderes," gab Herr von Scherra zur Antwort. „Wenn wir von unseren Reisen erzählen, da weiß man, um was es sich handelt. Deßhalb brauchen wir auch unsere Erlebnisse durch keinen Titel einzuführen."

„Den wir ihm auch erlassen können," meinte der Hausherr, „wenn er uns versichert, daß seine Geschichte ebenfalls von Pflanzen, Blumen, von Steinen oder allerhand kriechendem Gezeug handelt."

„Nein, beim Teufel! Das thut sie nicht," entgegnete fast entrüstet Herr von Marlott. „Meine Thema's sind nicht so langweilig. — Es war also in Verona —"

„Den Titel, den Titel!" rief Herr von Scherra mit komischem Pathos.

„Oder geben Sie auf andere Weise dem billigen Verlangen dieser Freunde nach, mein lieber junger Herr," sagte bedächtig der Professor. „Sagen Sie, um was sich diese Geschichte dreht."

„Drehen? — Von Drehen ist gar keine Rede."

„Nun denn, Arthur," sprach der Herr des Hauses lachend „was für Personen kommen in Deiner Geschichte vor?"

„Nun — nun, das ist doch ganz einfach, ich — und eine junge Dame. Ich meine, das verstände sich von selbst."

„O weh, o weh!" machte der Professor.

„Arthur, ich muß auf dem Titel bestehen," lachte Herr von Scherra.

„Der Teufel hole euch mit eurem Titel! Was kann ein Titel nützen?"

„Er ist das Gesicht der Geschichte, die wir nach und nach kennen lernen werden."

Ihr seid wirklich bodenlos langweilig. Nun meinetwegen

denn! Was kann ich Einzelner gegen drei obstinate Menschen machen? Der Titel meiner harmlosen Erzählung würde heißen: Smozarte il lume."

„Oh, — oh!" machte Herr von Scherra, indem er laut lachte. „Habe ich Recht gehabt, Paul, daß ich von diesem jungen Menschen den Titel seiner Geschichte verlangte? — Verzeihung, Gräfin, für mein lautes Lachen, aber ich glaube nicht, daß wir ihm erlauben dürfen, eine solche lichtscheue Geschichte hier zu erzählen."

„Es war ja nur Scherz von ihm," entgegnete die Frau des Hauses, indem sie sich mit ihrem milden, freundlichen Gesichtsausdruck gegen den Husaren-Offizier wandte, der sie ein paar Augenblicke verwundert anschaute.

„Natürlich war es ein Scherz," sagte auch der Graf, „und ein ganz famoser Scherz. Der Titel wäre in der That nicht so übel."

„Hm!" machte der Husaren-Offizier, wobei er bald den Einen, bald den Andern ansah, besonders den Professor, der nun sagte: „Ein schöner Titel, aber —"

„Stoßen wir an auf Verona," sprach der Herr des Hauses, indem er seinen gefüllten Champagnerkelch dem Offizier darhielt, „Deine Geschichte ein anderes Mal," setzte er flüsternd hinzu, worauf er nach einer kleinen Pause laut fortfuhr: „Erinnerst Du Dich auch noch des Tages, Scherra, wo wir zusammen von Indien zurückkehrend in Suez landeten und den köstlichen Aufenthalt in Kairo machten?"

„Gewiß, Paul, ein wunderbarer Frühlingstag im Februar. Glaubte ich doch in meinem Leben noch kein so saftiges Grün gesehen zu haben."

„Da fanden wir unsern guten Professor; er war einer von den gewissenhaften Leuten, welche die große Sphinx am Fuße der Pyramiden von Ghize zum Gott weiß wie vielten Male abmessen und immer gegen den Vorgänger eine kleine Differenz herausbringen."

„Ein glücklicher Tag für mich," meinte der Professor, „denn ich durfte darauf unsern theuern Freund, den Herrn von Scherra, nach Nubien begleiten, wo wir außerordentlich viel Schönes und Neues sahen und aufzeichneten."

„Du gingst von Aegypten nach England," sagte Herr von Scherra zum Hausherrn, „und von da in die deutsche Heimat. Ich habe oft an Dich gedacht; wir sprachen viel von Dir, wenn wir Beide, der Professor und ich, Abends am heiligen Strome unter unserem Zelte lagen."

„Und wie oft erinnerte ich mich dieser letzten Monate in Kairo! Ich habe heute noch eine Sehnsucht darnach und Françoise schon oft bestimmen wollen, mit mir das Wunderland Aegypten zu sehen."

„Würden sich die gnädige Gräfin nicht vor einer solchen weiten Reise scheuen?" fragte der Professor.

„Gewiß nicht," entgegnete diese; „das Meer hat mir bis jetzt nie etwas gethan, und wenn man dort nicht leidet, so ist eine Reise nach Aegypten wohl die interessanteste Tour, die man mit Comfort und Behaglichkeit machen kann."

„Wie wäre es also, Professor," rief Herr von Scherra launig, „wenn auch wir uns nochmals ein Rendezvous in Kairo gäben?"

„Sie können das wohl," versetzte der Gelehrte bedächtig, „aber ich — ah!" setzte er seufzend hinzu, „es war damals für mich eine große, wunderschöne, eine in ihrer Schönheit niemals wiederkehrende Zeit."

„Professor! Professor!" meinte die Gräfin, indem sie leicht drohend ihren Zeigefinger emporhob. „Wenn Ihre Hausgötter diesen Seufzer gehört hätten!"

„Sie würden mir verzeihen, vielleicht sogar Recht geben, denn es ist eine nicht zu läugnende Wahrheit, daß alles, was wir genossen haben, uns in rosigem Lichte erscheint, während sich die Gegenwart meistens minder farbig anläßt."

Der Herr des Hauses sah träumend vor sich nieder, dann sagte er, während er sanft mit der Hand hinter dem Stuhle seines Nachbars die Schulter seiner Frau berührte: „Das läßt sich auch umkehren und paßt dann ebenfalls häufig. Bei mir wenigstens.“

Herr von Scherra hob sein Glas empor, verneigte sich gegen die Gräfin und sprach mit Beziehung auf die Worte seines Freundes: „Eine Wahrheit, die man in der That nie so sehr empfindet, als wenn man in diesem freundlichen Hause ist.“

Die Gläser klangen zusammen, und Herr von Marlott, der mit Leib und Seele bei jedem Toaste war, stieß mit sämmtlichen Anwesenden an, wobei er, ohne genau zu wissen, um was es sich handle, mit Wärme ausrief: „Famos, außerordentlich famos!“

„Auch Deiner gedachten wir oft,“ sprach Herr von Scherra nach einer Pause zum Grafen, „und sahen Dich im Geist zu Hause die gewonnenen Schätze aufstellen und ordnen, während wir uns zu Pferd und Kameel immer noch damit beschäftigten, Neues aufzufinden und einzusammeln. Glaube mir, Paul, nicht ohne einen gewissen Neid dachte ich daran, stellte mir Dein behagliches Leben vor, wie Du so mit begreiflichem, unendlichem Wohlbehagen eine Kiste um die andere öffnetest und Dich beim Auspacken dieses oder jenes Gegenstandes, des Tags, der Stunde, wo Du ihn erworben, auf's lebhafteste erinnertest. Ich hörte gewissermaßen Deine Besprechungen mit Künstlern und Handwerksleuten, und wenn ich so im Geiste Dein kleines Museum entstehen sah, so dachte ich auch an das meinige, und wie ich es einrichten würde. Und dieses Bauen und Einrichten in der Phantasie hat mir damals oft viel mehr Vergnügen gemacht als später die Wirklichkeit.“

Graf Lotus hatte vor sich nieder geblickt und in tiefem Nachsinnen mit der Hand auf dem Tischtuch getrommelt.

„Und ich,“ sagte er nach einem kurzen Stillschweigen, „dachte

oft mit gleicher Sehnsucht an euch, an eure neuen Erwerbungen, an die Vervollständigung eurer Sammlungen, während die meinigen nur schwache Bruchstücke waren und sind."

„Paul hat mir oft aus jener Zeit erzählt," meinte die Gräfin. „Damals gingen Sie nach Nubien, und als Sie in Jahresfrist nach Kairo zurückkehrten, durchforschten Sie Arabien und Syrien."

„So ist es, Gräfin," erwiderte Herr von Scherra. „In Damaskus verweilte ich vorzugsweise gern und lang, und als ich dort die Bauten der Araber ziemlich genau studirt, drängte es mich, die Spuren von dem Zuge dieses intelligenten Volkes nach Westen aufzusuchen und zu verfolgen, und ich kann Ihnen versichern, daß meine Bereisung der Nordküste Afrika's von Kairo über Barka, Tripolis, Tunis nach Algier mit zu den interessantesten Touren gehört, die ich überhaupt gemacht. Von Tanger schiffte ich nach Gibraltar über und verfolgte hier Schritt für Schritt den Zug der Mauren durch ganz Spanien, deren Erbe noch heute überall sichtbar ist und zu dem Interessantesten und Schönsten gehört, was das Königreich aufzuweisen hat. Da ich direkt aus Syrien kam, voll der gewaltigen Eindrücke, die Damaskus auf mich gemacht, so war ich empfänglicher und befähigter als mancher Andere, die Spuren der Mauren noch im heutigen Leben der Spanier, namentlich der Andalusier, so unverwischt wiederzufinden in Kleidung, in Worten, hauptsächlich aber im Liede. Die reichverschnürte und mit zahlreichen Knöpfen besetzte Jacke des Majo würde heutzutage im Libanon sehr wenig Aufsehen erregen; manche Worte und Ausdrücke der spanischen Sprache verstände man wohl jetzt noch in Syrien, und was die sehr verwandten Gesangsweisen anbelangt, so hörte ich oft genug, wenn ich Abends spät auf der wunderbar prächtigen Alameda von Granada lustwandelte, Töne, Lieder, die ich in ganz gleicher Art von dem platten Dache meines Nachbarhauses in Damaskus gehört."

„Granada muß schön sein?“ fragte die Frau des Hauses, nachdem Herr von Scherra einige Augenblicke geschwiegen.

„Es ist das Paradies der Erde,“ versetzte der alte Herr leidenschaftlich. „In einer der malerischsten Gegenden, die sich eine glühende Phantasie nur erdenken kann, finden sich alle Reize des Nordens und Südens vereinigt. Unten im Thale, das vom herrlichsten Wasser durchströmt wird, haben Sie Granaten und Orangen; an den Höhen aufwärts steigend, finden Sie die sonst so kahle Natur des Südens seltsam verwandelt: Sie gehen unter hochstämmigen Ulmen und Eichen, Sie haben um sich die üppigsten Rosenbüsche; der Boden ist im Frühjahre mit unzähligen duftenden Veilchen bedeckt, und wo Sie hinblicken, rieseln und sprudeln Ihnen klare Quellen entgegen.“

„So ist der Berg, auf welchem das Maurenschloß, die Alhambra liegt,“ bestätigte gedankenvoll der Professor.

„Ja, gewiß,“ fuhr Herr von Scherra begeistert fort, „und eben diese Alhambra, diese gewaltige, phantastische Ruine, mit ihren rothen Thürmen aus dem dunkeln Grün hervorblickend, wie herrlich schmückt sie die Gegend, wie sie da liegt, trotzig auf breiter Basis, die alte Königsburg! Und wie schweift von ihr aus der Blick so gern zum lieblichsten Punkte in der Umgebung von Granada — zur Xeneralife, die mit ihren Arkaden und Terrassen schneeweiß aus dem fast schwarzen Grün der Cypressen hervorsieht und hoch überragt wird von den schneebedeckten blitzenden Kämmen der Sierra Nevada.“

Alles schwieg einige Augenblicke nach der Schilderung des alten Herrn, die er im Tone der Begeisterung gegeben. Herr von Marlott war der Erste, der seine Theilnahme an dieser Schilderung in Worte kleidete, indem er sagte: „Ich wette Eins gegen Hundert, daß nicht bloß die spanische Natur unsern Herrn von Scherra so enthusiasmirt; ich bin gewiß, daß er auch an einige reizende Andalusierinnen denkt, die ihm zwischen Rosen und Veil-

chen erschienen. Ah, man sagt viel Schönes von den Damen von Granada!"

„Ganz gewiß, man sagt das," versetzte der alte Herr mit einem spöttischen Lächeln, „und wenn Sie einmal nach Spanien kämen, Herr von Marlott, da hätten Sie vielleicht die Güte, in dieser Richtung meine Tagebücher zu vervollständigen."

„Aber die Spanierinnen sind im Durchschnitt sehr geistreich," meinte trocken der Professor, ohne zu bedenken, daß sein unschuldiges „Aber" diese Bemerkung nicht eben schmeichelhaft für den Husaren-Offizier an die Worte des Herrn von Scherra anknüpfte.

Alles lachte, weßhalb sich der junge Offizier begnügte, mit einem etwas strengen Blick auf den Professor die Achseln zu zucken. Er besann sich auf eine Entgegnung, die vielleicht etwas derb ausgefallen wäre, wenn ihm nicht der Graf dieselbe mit der Frage an Herrn von Scherra vom Munde weggeschnitten hätte, wie lange er eigentlich in Spanien zugebracht.

„Fast zwei Jahre," entgegnete dieser. „Ich begab mich von Gibraltar auf einem englischen Kriegsschiffe nach Malta und von dort über Sicilien nach Neapel."

„Das war gewiß ein angenehmer Ruhepunkt für Dich," meinte der Herr des Hauses. „Neapel ist wie gemacht, um sich für die Mühseligkeiten einer längeren Reise zu entschädigen und um, nachdem man Mappen und Bücher geschlossen, seines Lebens im behaglichen Flaniren froh zu werden."

„Das habe ich auch redlich gethan," erwiderte Herr von Scherra; „da mir aber der beständige Lärm der großen Stadt, namentlich Morgens, nicht behaglich war, so acceptirte ich eine Wohnung auf dem Schlosse eines Bekannten bei San Jorio am Fuße des Vesuvs."

„Bei wem wohntest Du dort?" fragte der Graf.

„Bei der Wittwe eines vor Jahren verstorbenen Freundes

von mir," gab der alte Herr zur Antwort, „bei der Marchesa Fontana, einer würdigen, hochbejahrten Dame."

Wer von dem Augenblicke an, wo der Erzähler Neapel nannte, die Frau des Hauses genau beobachtet hätte, müßte bemerkt haben, wie sich ihre Aufmerksamkeit verdoppelte, und einem sehr scharfen Beobachter wäre es vielleicht nicht entgangen, daß diese Aufmerksamkeit nicht viel mehr als eine Maske war, hinter welcher sie eine kleine Aufregung verbarg. Als aber Herr von Scherra San Jorio nannte und darauf den Namen Fontana aussprach, da schrak die Gräfin sichtlich zusammen, ohne daß übrigens einer der Anwesenden dieses Zusammenschrecken wahrgenommen hätte.

„Mein damaliger Aufenthalt in Neapel," fuhr der alte Herr fort, „wird mir unvergeßlich bleiben; denn ich war Zeuge einer Begebenheit, so tragisch, so erschütternd, daß sie mir nie aus dem Gedächtniß schwinden wird."

„Davon hast Du mir nie erzählt," sagte der Graf. „Wovon handelt es sich?"

Es war in diesem Augenblicke für die Gräfin, deren sonst sonst so ruhige Züge unverkennbar ein Ausdruck des Schreckens überflog, nicht unangenehm, daß sich Herr von Marlott mit Eifer und ziemlich viel Geschrei in das Gespräch mischte, indem er sagte: „Da sehe Einer die Ungerechtigkeiten dieser Welt, die Parteilichkeit von sogenannten guten Freunden gegen einander! Als ich vorhin eine äußerst pikante Geschichte erzählen wollte, da fiel alles über mich her und ich sollte mich mit einem Titel legitimiren. Kaum aber will Herr von Scherra eine Geschichte aus Neapel erzählen, so macht niemand Einwendung und alles scheint begierig darauf zu sein. Liegt darin auch nur eine Spur von Gerechtigkeit?"

„Dieses Mal hat Arthur nicht ganz Unrecht," sprach die Frau des Hauses, indem sie sich gewaltsam zu einem Lächeln zwang.

„Wir sind alle gewiß sehr dankbar für das Interessante, das uns Herr von Scherra zum Besten geben wird, aber —“

„Bravo, schöne Cousine, bravo!“ rief der junge Husaren-Offizier. „Aber — wollten Sie sagen, er soll auch vorher den Titel seiner Geschichte angeben, das ist nicht mehr als billig. Und hol mich — hm! Wenn hier Gerechtigkeitsgefühl waltet, so muß er ebenfalls sagen, wie seine Geschichte heißt. — Danach wollen wir entscheiden,“ setzte Herr von Marlott mit großer Wichtigkeit hinzu, wobei er seinen Schnurrbart aufdrehte, „ob seine Geschichte zulässig ist, oder nicht.“

„Ich habe ja meine Geschichte, wie Sie es nennen, gar nicht erzählen wollen,“ bemerkte der alte Herr lachend. „Lieber Marlott,“ wandte er sich an diesen, „beruhigen Sie sich, ich werde sie für mich behalten.“

„Nein, nein,“ sagte der Graf entschieden, „davon hätten wir alle den Schaden. Sei gescheidt, Arthur.“

„Gewiß nicht,“ erwiderte dieser eigensinnig, „ich will zuerst den Titel hören, und dann soll die schöne Cousine entscheiden.“

Die Gräfin bezwang gewaltsam ihre Aufregung, doch wenn man ihre kleine Hand genau betrachtete, welche ein Blumenbouquet ergriffen hatte, das sie mit zu Tisch genommen, so konnte man sehen, wie ihre Finger zuckten.

„Das kann ich mir schon gefallen lassen,“ versetzte Herr von Scherra, „und wenn meine harmlose Mittheilung auch durchaus keinen Anspruch auf den Rang einer Geschichte machen kann, so ist es mir doch möglich, einen Titel dafür zu finden.“

„Den Titel, den Titel!“ rief der Lieutenant.

„Nun denn — eine dunkle Stunde.“

„Ah,“ machte Herr von Marlott in sehr nachläßigem Tone. „Da werden mir die verehrten Anwesenden zugeben, daß mein Titel mindestens pikanter war und nicht so viel Schauerliches versprach, als der unseres verehrten Freundes. Eine dunkle

Stunde, das klingt wie Mord und Todtschlag. Meinen Sie nicht auch, schöne Cousine?"

„Es ist allerdings ein düsterer Titel," sagte diese, „und — ich weiß nicht, ob die Begebenheit zu unserem heiteren kleinen Diner passen wird."

„Ah, was können uns Geschichten von Personen erschüttern, die wir gar nicht kennen!" sprach lächelnd der Graf. „Ich möchte wahrhaftig etwas von der dunklen Stunde hören."

„Man soll den Teufel nicht an die Wand malen," wandte Herr von Marlott ein, der es gern gesehen hätte, wenn auch Herr von Scherra durchgefallen wäre. „Aber, wie schon vorhin gesagt, die schöne Cousine soll entscheiden."

„Ja, ja, Françoise," rief der Herr des Hauses mit lauter Stimme, wobei er seine Frau heiter ansah. „Fehlt Dir etwas?" flüsterte er ihr gleich darauf hinter dem Stuhle seines Nachbars zu; „Du siehst etwas bleich aus."

„Mir? — Durchaus nichts," erwiderte die Gräfin, während sie ihre ganze Kraft zusammen raffte. „Im Gegentheil, ich bitte Herrn von Scherra um Mittheilung der Begebenheit. Ich will auch etwas von der dunklen Stunde erfahren," setzte sie mit leiserem Tone hinzu.

„Parteilichkeit, nichts als Parteilichkeit!" sagte der Lieutenant. Darauf trank er seinen Champagnerkelch aus und fing an, in seinen Zähnen zu stochern, während er sich in seinen Stuhl zurücklehnte und dabei noch eine Zeitlang von der gegen ihn begangenen Ungerechtigkeit murmelte.

Fünfzehntes Kapitel.

Eine dunkle Stunde.

„Wir sind also in Neapel," sagte der Graf.

„Ja, oder um mich ganz richtig auszudrücken," versetzte Herr von Scherra, „wir sind auf Castel Fontana, einer Besitzung der Marchesa, mit prachtvoller Lage. Oberhalb San Jorio an den Ausläufer des Vesuv gelehnt, liegt es so erhaben, daß man von der Terrasse des Haupthauses all' die großen und kleinen reizenden Ortschaften übersieht, welche diese wunderbare Küste malerisch umgürten. Portici, Resina, Torre del Annunciata, Torre del Greco mit ihren grauen, scharfkantigen Häusern, mit den flachen Dächern, mit den zackigen Zinnen, die man an verschiedenen dieser Gebäude bemerkt, so scharf abstechend gegen das dahinter hervortretende tiefblaue Meer mit seinen leichten, schneeweißen Segeln, und gegen die klare Luft, die so krystallhell ist, daß sie uns nicht nur die pittoresken Formen von Ischia und Procida auf's deutlichste zeigt, sondern auch unserem Auge erlaubt, fern an den Steinmassen der Insel Capri, welche am Horizonte in röthlichem Dufte aufsteigt, Risse und Sprünge so deutlich zu entdecken, daß wir glauben könnten, nur eine Viertelstunde davon entfernt zu sein. Ein kleiner Park, mühsam dem steinigen Boden abgerungen, umgibt das Schlößchen, und hinter diesem Parke geht es unmittelbar zum Vesuv hinan, dessen Kegel mit seiner grauen unbeweglichen Wolke in Form einer Pinie man deutlich sieht, und der Einen nie vergessen läßt, wo man sich befindet, und fast drohend die schwarzen Lavafelder erklärt, die unmittelbar hinter dem grünenden Garten beginnen.

„Wie ich schon bemerkte, bin ich in früheren Jahren mit dem Marchese sehr liirt gewesen; er war ein sehr unterrichteter Ita-

liener, der es sich zur Aufgabe gemacht hatte, den vulcanischen Boden, auf dem er geboren war und lebte, mit all seinen Zufälligkeiten und all seinem Wechsel genau zu beobachten und zu studiren. Er führte ein glückliches, beneidenswerthes Familienleben, aber auch seine dunkle Stunde kam, die Stunde, von der Horaz so schön singt:

„Omnes eodem cogimur; omnium
Versatur urna, serius ocius
Sors exitura et nos in aeternum
Exilium impositura cymbae.“

„In seiner Ode an Dellius,“ sagte der Professor.

„Und das heißt in unsere Sprache übersetzt?“ fragte etwas pikirt der Husaren-Offizier, wobei er gegen die Frau des Hauses gewendet hinzusetzte: „Man kann doch wahrhaftig nicht verlangen, daß Unsereiner sein einmal so mühsam gelerntes Latein bei einander halten soll.“

„Das heißt,“ sagte der Professor pathetisch:

„All' eine Straße müssen wir; allen rauscht
Die Urn' im Umschwung; früher oder später fällt
Das Loos des Schicksals, uns zum ewig
Währenden Bann in den Kahn zu setzen.“

„So ungefähr, ja, wird es heißen, jetzt erinnere ich mich,“ meinte wichtig der Lieutenant.

„Eine schöne Umschreibung meines Titels,“ bemerkte Herr von Scherra lächelnd, dann fuhr er fort: „Der gute Marchese also starb, während wir in Indien waren, und hinterließ einen einzigen Sohn, der damals sechszehn Jahre alt sein mochte — ein angenehmer, hoffnungsvoller junger Mann, er hatte uns damals auf unseren Excursionen begleitet — Gaetano — er war zuvorkommend, liebenswürdig und wißbegierig. Da er das ein-

zige Kind war, konnte man sich denken, wie seine Erziehung von dem gewissenhaften Vater geleitet wurde und mit welcher Liebe und Sorgfalt das Auge der Mutter über ihn wachte. Nicht, als ob man ihm dadurch die Freiheiten geschmälert hätte, die einem jungen Manne zu seiner Ausbildung nothwendig sind, im Gegentheil, er lebte in gewissen Beziehungen vollkommen frei und unabhängig, und der Marchese konnte dies bei seinem großen Vermögen dem Sohne schon gestatten. Gaetano hatte im Schlosse sein eigenes Appartement, er hatte seinen Bedienten und eine kleine leichte Equipage, mit der er auf den breiten Lavaplatten des herrlichen Weges in unglaubig kurzer Zeit nach Neapel fuhr."

Wie alle am Tische, so war auch die Frau des Hauses eine aufmerksame Zuhörerin, doch hatten die Blicke, mit welchem ihre Augen an dem Erzähler hingen, etwas Fremdartiges, Starres, ja, Unheimliches; zuweilen holte sie tief Athem, den sie dann in kleinen Pausen, wie um keine Aufmerksamkeit zu erregen, aus gepreßter Brust von sich stieß. Uebrigens war Niemand bei dem Diner, der sie so genau beobachtet hätte, um diese kleinen Auffälligkeiten an ihrem Aeußern zu bemerken, am wenigsten der Graf, der in seinem Stuhle lehnte und das Gesicht mit der rechten Hand verdeckt hielt, scheinbar, weil seine ganze Aufmerksamkeit auf die Erzählung gerichtet war, in Wahrheit aber, weil er an der rechten Seite des Kopfes und an seiner Stirn ziemlich heftige Schmerzen fühlte. Zuweilen fuhr die Gräfin aus ihrem Hinstarren auf, blickte mühsam lächelnd um sich und benetzte alsdann ihre Lippen mit ein paar Tropfen Wasser aus dem Glase, welches vor ihr stand.

„Als ich nun damals," erzählte Herr von Scherra weiter, „nach vorheriger Anfrage im Castel Fontana erschien, wurde ich von der Marchesa aufs herzlichste, aufs zuvorkommendste empfangen. Begreiflicher Weise zitterte eine Thräne in ihrem Auge, als sie zum ersten Mal wieder nach ihrem Trauerfalle den Freund

ihres verstorbenen Gatten vor sich sah. Andererseits aber gewährte es ihr auch eine Beruhigung, daß ich häufig von ihm sprach, seiner Liebenswürdigkeit, seiner vortrefflichen Eigenschaften erwähnte — ein trauriger Trost zwar, aber gewissermaßen doch ein Trost. — Und Gaetano? Ich sah ihn nicht bei meiner Ankunft, doch fragte ich gleich nach ihm. — Er ist in Neapel, sagte mir die Marchese, und sie setzte mit einem eigenthümlichen Tone hinzu: er ist jetzt sehr viel in Neapel, wobei sie einen leichten Seufzer ausstieß und dann fortfuhr: Wie freue ich mich auch um Gaetano's willen, daß Sie eine Zeitlang bei uns verweilen.

„Ihn sah ich nun am anderen Tage beim Frühstück; aber mit Erstaunen bemerkte ich, daß es nicht mehr der heitere, glückliche, frohe, junge Mann war, als den ich ihn vor ein paar Jahren verlassen."

„Hatte sich etwas in seiner Lage verändert?" wagte die Gräfin mit zuckenden Lippen zu fragen.

„In seiner Lage eigentlich nichts."

„Nichts?" wiederholte Françoise fragend mit tonloser Stimme und mit nicht verkennbarem Schrecken in den Zügen. Sie trank darauf hastig den Rest ihres Wassers, und als sich der Kammerdiener ihr näherte, um frisches einzugießen, sagte sie ihm flüsternd: „Ich wünsche einen Lichtschirm, meine Augen schmerzen mich."

Der Lichtschirm wurde alsbald vor ihr aufgestellt, worauf sie sich so in ihren Stuhl zurücklehnte, daß ein tiefer Schatten auf ihr Gesicht fiel.

„Was aber mit Gaetano vorgegangen war," sprach Herr von Scherra weiter, „erfuhr ich durch die Marchesa nach einigen Tagen, während welcher Zeit ihr Sohn wenig sichbar war. Es hatte ihn eine unselige Leidenschaft erfaßt zu einer fremden Künstlerin, die damals, wie man mir sagte, außerordentliches Aufsehen in Neapel machte."

„Wie man Dir sagte?“ warf der Graf in das Gespräch; „denn so viel ich mich erinnere, hattest Du damals schon Deine Aversion gegen das Theater und gegen alle dergleichen Productionen?“

„Leider hatte ich sie und leider habe ich sie nicht verloren,“ entgegnete lächelnd Herr von Scherra. „Hat sie mich doch unter Anderem des Glücks beraubt, unsere liebenswürdige Gräfin ihrer Zeit als Stern erster Größe bewundern zu dürfen.“

„Er war also verliebt, dieser junge Herr?“ sagte der Husaren-Offizier leicht hin. „Zum Teufel, was brauchte ihm denn das so großen Kummer zu verursachen!“

„Er war nicht nur verliebt,“ sprach ruhig Herr von Scherra, „sondern er liebte, ja, er liebte mit aller Kraft eines frischen jugendlichen Gemüthes, eines reinen unverdorbenen Herzens.“

„Also eine erste Liebe!“ meinte geringschätzend Herr von Marlott. „O, darüber kommt man auch hinaus. Wer hat das nicht schon erlebt!“

Françoise hatte sich schon ein paarmal vornüber gebeugt gegen den Erzähler und die Lippen geöffnet, wobei der Ausdruck ihrer Augen zeigte, daß sie eine Frage thun wolle. Immer aber hatte sie wieder geschwiegen und sich zurückgelehnt, ohne dabei ihre starren Blicke auch nur eine Sekunde lang von dem Gesichte des alten Herrn abzulenken.

„Die Künstlerin, eine fremde, wie mir die Mutter sagte, eine berühmte Sängerin — ich glaube wenigstens so — war ein braves, unbescholtenes Mädchen und wenig geneigt, eine Liebschaft nach gewöhnlichen Begriffen mit dem jungen Marchese einzugehen.“

„Ah, sie spekulirte auf eine Heirath!“ lachte Herr von Marlott. „Und das nahm die alte würdige Mutter so gewaltig übel? Ich hoffe aber, daß Signor Gaetano seine Unabhängigkeit gezeigt hat, und daß die gnädige Marchesa sich am Ende fügen mußte.“

Da sprach die Gräfin mit leiser Stimme, wie aus einem Traume heraus: „Das ging nicht wohl an, denn Gaetano war verheirathet."

„Habe ich das gesagt?" fragte Herr von Scherra erstaunt. „Nein, nein, davon sprach ich nichts. Ich sagte im Gegentheil, in seiner äußeren Lage habe sich durchaus nichts geändert."

„O, mein Gott, mein Gott!"

Das sprach die Gräfin so leise, daß es nur der verstand, an den sich ihr Herz in furchtbarstem Weh in diesem Augenblicke wandte, der ihr die Kraft gab, scheinbar ruhig zu bleiben und nichts von dem zu verrathen, was in wildem Schmerz ihre Brust zerriß. Nur brach sie für einige Sekunden in sich zusammen, preßte ihre Hand vor das Gesicht und ließ ein paar Thränen, die ihrem Auge entquollen, in ihrem Taschentuch verschwinden.

„Nein, verheirathet war Gaetano nicht," fuhr Herr von Scherra fort, „aber er hatte in einer Unterredung mit seiner Mutter dieser seinen festen Entschluß kund gethan, sich mit jener Künstlerin zu vermählen, worüber die alte Frau außer sich war."

„Lächerlicher Hochmuth!" sagte der Husaren-Offizier achselzuckend.

„Lächerlich vielleicht, aber wenn man jene alten Familien kennt, die ihre unverfälschte Abkunft von Gott weiß welchem alten sicilianischen Könige aufs klarste documentiren, so kann man sich am Ende den Kummer einer alten Dame denken, deren Sohn unter Prinzessinnen wählen kann und doch eine fremde Künstlerin von unbekannter Familie heirathen will."

Während Herr von Scherra die letzten Worte sprach, warf er zuweilen einen Blick auf die Gräfin, und da er sah, daß sie den Kopf in die Hand gestützt, regungslos da saß, so bedauerte er, eine Erzählung begonnen zu haben, die, wenn auch nur in unbedeutenden Einzelheiten, doch eine gewisse Aehnlichkeit mit derjenigen der ihm so hoch verehrten Frau hatte. Er unterbrach

sich deßhalb rasch und entschlossen, indem er lächelnd sagte: „Verzeihung, ich bin für ein kleines heiteres Diner zu ernst geworden. Wenn es mir gestattet ist, will ich meine Geschichte ein andermal beendigen."

Françoise richtete sich bei diesen Worten etwas in die Höhe, doch rief der Husaren-Offizier überlaut: „Nein, nein, Herr von Scherra, so kommen Sie nicht durch. Sie nöthigten mich, eine wunderbare Geschichte für mich zu behalten, und jetzt, da die Ihrige anfängt, ein ganz klein wenig pikant zu werden, wollen Sie sich zurückziehen? Ich kann das nicht dulden."

Dieses Mal kam der Kammerdiener des Hauses, ohne es zu wissen, der Gräfin zu Hülfe. Das Diner war beendigt, im Nebenzimmer warteten Kaffee und Liqueur schon ungebührlich lange, weßhalb er, die Bewegung der Frau vom Hause als einen Befehl zum Aufstehen betrachtend, durch einen nur für die Lakaien sichtbaren Wink diese anwies, sich hinter die Stühle der Gäste zu begeben.

Die Gräfin zauderte noch einen Augenblick. Sollte sie das Ende dieser Geschichte verlangen — einer Geschichte, die allein durch den Ausspruch: er war nicht verheirathet! für sie so entsetzlich zu werden versprach und deren Ende doch wieder ganz interesselos gegen den Anfang sein mußte? — Konnte das möglich sein? Gaetano nicht verheirathet? — Und doch, und doch! Hatte sie nicht Beweise für seine Treulosigkeit? Hatte er sich nicht geweigert, mit ihr in jener furchtbaren Nacht Neapel zu verlassen? — O, die unglückliche Frau fühlte nicht die Kraft in sich, die Erzählung zu Ende zu hören. Oder sollte sie sich gewaltsam zusammen nehmen, um alles zu erfahren? —

Doch zitternd vor dem Gedanken, sich vielleicht durch eine Miene verrathen zu können, erhob sie sich mit einem Mal rasch entschlossen, reichte dem Grafen nach einer Verbeugung gegen die Herren mit einem sich mühsam abgerungenen Lächeln die Hand

und verließ den Eßsalon, um sich in ihr Zimmer zurückzuziehen, wo sie heftig athmend ruhelos auf und ab schritt. Sie drückte ihr Taschentuch in der Hand zusammen, sie stieß zuweilen einen Seufzer aus, der wie ein unterdrückter Schrei heftigen Schmerzes klang, dann warf sie sich in einen Fauteuil, vergrub das Gesicht in ihre Hände, und blieb so lange, lange liegen.

Die Herren hatten sich in den Salon des Grafen begeben, nahmen dort Kaffee und Cigarren und machten es sich jeder auf seine Art bequem, wobei der Husaren-Offizier nicht zu kurz kam, denn er streckte sich auf einem Fauteuil aus und legte die Beine auf ein Tabouret. Als er sich so in eine bequeme Lage gebracht, zeigte dieser junge Mann eine große Neugierde, Verlauf und Ende der Geschichte des Herrn von Scherra zu erfahren.

Selbst der Professor schien begierig darauf, und Graf Lotus, obgleich er, seine ihn schmerzende Stirn mit einem Tuche reibend, auf und ab schritt, bat den alten Herrn, seine dunkle Stunde zu vollenden.

„Ihr stellt Euch unter dieser Geschichte eigentlich mehr vor, als wirklich daran ist," sagte dieser. „Mich hat sie damals allerdings erschüttert, weil ich um die Betreffenden war und so fast jedes Detail mit erlebte. — Nachdem sich die Marchesa überzeugt, daß der Entschluß ihres Sohn, jene Künstlerin zu heirathen, bei ihm feststand, und daß keine Bitten, keine Ermahnungen ihrerseits ihn vermochten, ihren Worten Gehör zu geben und jenem Mädchen zu entsagen, wandte sie alle Mittel an, um die Beiden zu trennen. Da sie den festen Charakter Gaetano's kannte und es ihr Leben verbittert haben würde, wenn jene Verbindung zu Stande gekommen wäre, so war sie gerade nicht scrupulös in der Wahl ihrer Mittel, und das ist's, was ich ihr verdachte und worüber ich ihr auch meine Meinung durchaus nicht verhehlte."

„Ich bin beim Teufel neugierig, ob sie nicht am Ende das arme Mädchen vergiften ließ," sagte Herr von Marlott. „Woher war sie?"

„Ich glaube, sie war eine Deutsche."

„Ah, pfui, Herr von Scherra! Gegen eine Landsmännin Partei zu nehmen, sie nicht zu schützen!"

„Und Du sahst sie nie?" fragte der Herr des Hauses.

„Nie," erwiderte der Erzähler. „Davor habe ich mich wohl gehütet. Sie soll außerordentlich schön und liebenswürdig gewesen sein; und da ich in der That, wie sich unser junger stürmischer Husar dort ausdrückte, Partei gegen sie nehmen mußte — war ich doch der Gast der Marchesa und konnte ihr nicht Unrecht geben —, so nahm ich mich wohl in Acht, in den Fall zu kommen, mich von jener Zauberin, welche ganz Neapel die Köpfe verrückte, bestricken zu lassen. Daß ich aber deshalb so blind für die Handlungsweise der Mutter Gaetano's gewesen wäre, um die Mittel, welche sie zur Trennung der Beiden verwandte, gut zu heißen, braucht Ihr darum doch nicht zu glauben. Und diese Mittel bestanden darin, daß sie der Fremden von den verschiedensten und unverdächtigsten Seiten die Nachricht zukommen ließ, der junge Marchese sei verheirathet, er habe seine Gemahlin zu Verwandten nach Sicilien geschickt, um bei seiner Bewerbung freie Hand zu haben. — Ob sie diesen Nachrichten geglaubt, weiß ich nicht; ich muß aber annehmen, daß sie denselben nach und nach Gehör schenkte. Gaetano war verstimmter, aufgeregter, heftiger als je; er ließ bittere Worte gegen die Mutter fallen; er sah mich, der ich doch gänzlich aus dem Spiele blieb, mit unfreundlichen Blicken an, er that manch Geheimnißvolles, wovon aber die Mutter durch gut bezahlte Späher unterrichtet wurde; er erhob bedeutende Gelder bei einem Banquier, er verschaffte sich einen Paß — alles Umstände, die darauf hindeuteten, daß er entschlossen sei, nächstens einen entscheidenden Schritt zu thun.

„Auf solche Weise ging die Staggione zu Ende; es war am Tage der letzten Vorstellung in San Carlo, als die Marchesa bei Tische den Wunsch aussprach, heute das Theater zu besuchen.

Sie war in Jahren nicht mehr dort gewesen. Auch mich engagirte sie dazu, doch bewog mich ein richtiges Gefühl, mich fern zu halten. Eine kleine Begebenheit, von der ich ein paar Tage vorher unfreiwilliger Zeuge war, hatte mich einen Blick in die Mittel thun lassen, welche die Marchesa anwandte, und die ich, wie schon bemerkt, unmöglich billigen konnte. Ich befand mich nämlich eines Nachmittags im kleinen Park der Villa, und saß in einem Buche lesend in einer dichten Laube von Lorber, als ich die Marchesa daher kommen sah in Begleitung eines jungen Mädchens, von dem ich auf den ersten Blick überzeugt war, daß es keine Italienerin sei. Nach ein paar Worten, die sie in sehr gebrochenem Italienisch sprach, fand ich auch meine Vermuthung bestätigt: es mußte eine Französin sein. Es dauerte nun die Unterredung der Beiden nicht lange, so hörte ich, wie das Mädchen der alten Dame eine Frage im besten Französisch beantwortete, worauf diese die Unterhaltung in dieser Sprache fortführte. Und um was es sich handelte, erfuhr ich nach den ersten Worten. Das junge Mädchen war die Kammerfrau jener Künstlerin, und wenn ich auch gestehen muß, daß sie eine Zeit lang leidenschaftliche Einwendungen machte gegen das, was die Marchesa von ihr wünschte, so schien sie doch endlich nachzugeben; sie war gerührt, sie führte ihr Taschentuch an die Augen, sie rief mit Heftigkeit aus: „Ah! c'est donc un scelerat! – ah, c'est infame! — ah, c'est détestable — infame!“ Darauf schluchzte auch die Marchesa, und ich hörte, wie sie sprach: kann man es einer Mutter verargen, wenn sie so großes Unglück von ihrer Familie abwenden will? — Gewiß nicht, gewiß nicht! — Aber es ist unmöglich, erwiderte das junge Mädchen, unmöglich! Man hat uns das Gegentheil versichert. — Wer denn? fragte heftig die Marchesa. — Er selbst. — Ah! das finde ich begreiflich; sehen Sie denn nicht ein, daß ich auch für das Glück Ihrer Dame sorge, wenn ich meinen Sohn verhindere, einen Entschluß auszuführen, der

sie Beide grenzenlos unglücklich machen muß? Er will Neapel mit ihr verlassen, seine alte Mutter, seine arme Frau! Wird er es ihr, an die ihn keine heiligen Bande fesseln, nicht in Kurzem ebenso machen? Und daß ich das verhindere, muß mir die Signora Dank wissen. Und Sie, die mich darin unterstützen, verdienen den Lohn des Himmels."

„Scherra, Scherra!" unterbrach diesen der Graf, indem er leicht mit dem Finger drohte, „Du mußt in einer peinlichen Lage gewesen sein, als Du das hörtest."

„Das war ich auch, ich kann's nicht leugnen. Ich ging ernstlich mit mir zu Rathe, ja ich schwankte eine Zeitlang in der Absicht, die Fremde aufzusuchen und offen mit ihr zu reden, oder Gaetano von den Schritten seiner Mutter in Kenntniß zu setzen. Aber denkt euch in meine Lage: ich kannte jene Fremde nicht, im Hause der Marchesa war ich befreundet; ich mußte es am Ende billigen, daß sie alles anwandte, um einen jungen Mann, ihren Sohn, von einem Schritte abzuhalten, der seine ganze Zukunft zu zerstören drohte. Ich ließ der Sache ihren Lauf, aber ich fühlte mich geängstigt, gedrückt; ich war in einer Stimmung, wie wir sie im Süden oft erfahren vor dem Ausbruche eines großen Sturmes.

„Daß Gaetano nicht angenehm von dem Wunsche seiner Mutter überrascht war, ihn nach San Carlo zu begleiten, sahen wir deutlich an seinen Mienen; er gab sich auch gar keine Mühe, das zu verhehlen; er sprach unverhohlen von fruchtlosen Schwierigkeiten, die man ihm mache, auch von seinen bestimmten Entschlüssen, die nichts zu erschüttern im Stande sein würde.

„Die Beiden fuhren im Coupé der Marchesa nach Neapel; ich ließ mir ein Pferd satteln, ritt zum Eremiten hinauf und bestieg da wieder einmal den Krater des Vesuv. Es wurde mir leichter da oben; wie die Städte und Dörfer zu den Füßen des majestätischen Berges allmälig in sich zusammensanken, während

ich hinaufstieg, und mit den Büschen und Bäumen, die sie umgaben, zuletzt nur noch eine graue, undeutliche Verzierung um die gewaltige Bucht bildeten, da verschwanden auch nach und nach die kleinen Leiden menschlicher Herzen, die mir vor wenig Stunden noch so tief und schmerzlich erschienen waren; da ebneten sich all die Widerwärtigkeiten, die mir vordem betäubend und groß erschienen, sie verschwanden, sie verglichen sich, sie gingen für mich unter, beim Anblick des unendlichen Meeres, das mit seinem leichten Wellenschlage gleichförmig und ruhig athmend wie etwas Ungeheueres, Lebendiges, riesenhaft zu meinen Füßen lag.

„Es war schon spät, als ich die Höhe des Berges erstiegen, der Abend kam mit leichtem Duft heran, die Sonne sank nieder, übergoß die Spitzen der nahe liegenden Sommat mit ihren letzten Strahlen und zauberte dort im zerklüfteten Gestein ein unendliches Farbenspiel hervor. Capri, Ischia und Procida lagen vor mir wie zusammengeballte Massen eines zauberhaften, violetten Stoffes, der von innerlichem Feuer erglüht, welches hie und da in Rissen und Spalten durch die duftige Oberfläche gewaltsam zu Tage treten will. — Dann war die Sonne verschwunden und reflectirte nur noch auf der unbeweglichen Rauchsäule des Vesuv, der auf Augenblicke wie ein leuchtender Feuerbusch erschien.

„Die Nacht kam; bald hier, bald dort schimmerte das Meer, überall an den Ufern glänzten Lichter auf — bei Neapel wurde es heller, durchsichtig, silbern, die leuchtenden Häusermassen machten die Wirkung, als wolle dort der Mond aufsteigen. Ich blieb droben auf einem Steine sitzen, ich hüllte mich in meinen Mantel, betrachtend all' diese wunderbaren Schönheiten, sie in mich aufnehmend, in feierlicher Stimmung — andächtig. Es wurde spät, sehr spät; vom Hafen herüber vernahm ich den dumpfen Knall einer Kanone. Es mußte ein Dampfer sein, der das Signal zur Abfahrt gab; es folgte ein zweiter Schuß, dann ein dritter. — Richtig: nach einiger Zeit sah ich einen schwach leuchtenden Punkt

durch das Meer dahinziehen — Was mochte das Schiff bergen? Welche Gefühle, wie viel Glück, wie viel Lust, wie viel erfüllte Hoffnungen, wie viel getäuschte Erwartungen mochte es in seinem Schooße mit sich davon nehmen! —

„Ich hatte den Weg den Berg hinauf so oft gemacht, daß mir das auch in der Nacht keine Schwierigkeiten verursachte. Doch war es spät, als ich im Castel Fontana ankam, — eigentlich früh: es schlug die zweite Stunde nach Mitternacht. Im Schlosse war alles dunkel und still; nur aus den Fenstern der Zimmer, die Gaetano bewohnte, drang ein Lichtschein. Ich erstieg geräuschlos die Treppen, konnte aber nicht so leise gehen, daß er mich nicht gehört hätte. Der junge Mann öffnete die Thüre, als ich an seinem Zimmer vorbei gehen wollte, und bat mich, einzutreten. Er sah erschreckend bleich aus, schien aber ruhig; doch bemerkte ich nach den ersten Worten, die er sprach, daß seine Ruhe nur eine erkünstelte war, daß jeder Nerv, jede Fiber an ihm zuckte und bebte. Eines der Fenster des Gemaches, von wo man auf das Meer gegen Neapel blicken konnte, war geöffnet, und während er mit mir sprach, trat er in großer Aufregung oft an dasselbe und blickte hinaus.

„Herr von Scherra, sagte er, Sie waren der Freund meines Vaters, Sie bewiesen sich immer lieb und freundlich gegen mich; Sie sind ein zu aufmerksamer Beobachter, als daß Ihnen entgehen konnte, was mit mir vorgegangen, was mich veranlaßte, gegen meine Mutter, die ich liebe und verehre, zum ersten Mal ungehorsam zu sein. Wenn ich Ihnen sage, daß ich jenes Mädchen liebe, fuhr er leidenschaftlich fort, mit einer Raserei liebe, die es mich als das kleinste Opfer erscheinen läßt, alles hier zu verlassen, alles, alles, so werden Sie vielleicht über mich lächeln. — Und doch nicht; Sie waren ja auch jung, Sie haben wahrscheinlich selbst geliebt, Sie werden es begreifen, was es heißt, ein Wesen so anzubeten, daß wir den Boden küssen möchten, auf

dem sie wandelt, daß wir die Luft beneiden, die sie einathmet, daß uns der geringste Gegenstand heilig, heilig erscheint, den sie mit ihrer Hand berührt, auf dem ihr Auge geruht. Und so liebe ich, und so werde ich wieder geliebt.

„Als er das gesagt, drückte er eine Hand vor seine Augen und seinen Körper durchfuhr ein krampfhaftes Zittern. Ich wußte in der That nicht, was ich ihm zur Antwort geben sollte; er riß mich aus dieser Verlegenheit, denn ehe ich noch etwas sagen konnte, fuhr er ruhiger fort: Ich hätte mich Ihnen schon lange gern anvertraut, aber ich achtete Ihre Stellung als Gast meiner Mutter; ich wollte Sie nicht in eine Lage bringen, wo Sie hätten wählen müssen und wo Ihnen diese Wahl vielleicht schwierig geworden wäre. Jetzt aber, sagte er, nachdem er sich heftig auf die Lippen gebissen, bin ich am Ende jeder Vorsicht, am Ende jedes Ueberlegens. — Ich habe in der heutigen Nacht, setzte er weicher hinzu, schreckliche Stunden verlebt. Mein Gemüth ist so erregt, mein Herz so voll, daß ich nothwendig jemand brauche, dem ich mich mittheilen kann, jemand, der mir ein gutes, tröstliches Wort sagt, denn sonst riskire ich, daß ich noch, ehe der Morgen kommt, den Verstand verliere. — Das sprach er mit einem so traurig schrecklichen Tone, daß es mich in innerster Seele ergriff. — O könnten Sie fühlen, fuhr er nach einer Pause fort, wie es in meinem Blute tobt, wie jeder Schlag meines Herzens gleich dem Streiche eines Hammers in meinem Gehirne wiederklingt. — Luft! Luft! Ich muß das Meer sehen, ich muß nach Neapel hinüberblicken können. Dort, wo sie weilt, sie, die für mich die Welt ist, meine Angebetete, mein Alles, mein geliebtes Weib! Er eilte wieder an's Fenster, faßte dann mit den Händen krampfhaft den Stein der Brüstung, und ich hörte ihn mit dumpfer Stimme murmeln: Wenn sie aber nicht mehr dort wäre! — O doch, o doch! rief er alsdann zu mir zurückkehrend, sie muß da sein, so kann mich der Himmel nicht verlassen haben!

„Daß ich ihn nun, so viel es in meinen Kräften stand, zu beruhigen suchte, könnt ihr wohl denken, aber eben so gut, daß ich nur allgemeine Sätze für ihn hatte; wußte ich ja nicht, was vorgefallen war. Endlich vermochte er mir zu sagen, was geschehen sei. Seine aufgeregte Art, zu erzählen, seine leidenschaftlichen Ausbrüche bin ich nicht im Stande wiederzugeben; für uns genügt ja auch ein einfacher Bericht."

Der Herr des Hauses hatte sich leise in einen Fauteuil niedergelassen und lauschte mit großer Aufmerksamkeit; selbst den Professor schien die Sache einigermaßen zu interessiren, und sogar der Husaren-Offizier war auf seine Art von Mitleid durchdrungen, denn er sagte: „Ich kann mir denken, daß der arme Teufel in einer verdammten Position war. — Ja—a—a, man muß so was selbst erlebt haben."

„Mutter und Sohn waren nach Neapel gefahren," fuhr Herr von Scherra nach einem ziemlich langen Stillschweigen fort; „sie hatte angefangen, über die bewußte Angelegenheit zu sprechen, sie hatte sich scheinbar milder gezeigt, sie hatte gesagt, sie wisse ganz genau, Gaetano habe die Absicht, nach beendigter Theatervorstellung mit der Signora Neapel, sein Vaterland, seine Mutter zu verlassen. Er hatte das nicht geleugnet und fest hinzugesetzt: nichts vermöge seinen Entschluß zu erschüttern. Bei dieser Freimüthigkeit hatte er aber nicht bedacht, welche Kraft die Thränen, die Bitten einer Mutter haben. Dabei ließ diese durchblicken, wie sie selbst erschüttert sei, wie sie am Ende geneigt wäre, unter zwei Uebeln das kleinste zu wählen, wie sie sich vielleicht entschließen könne, eine unangenehme Schwiegertochter aufzunehmen, statt den einzigen Sohn zu verlieren.

„So kamen sie in die Oper und während der Vorstellung blieb sie an seiner Seite, ihm beständig zuflüsternd, hinter dem Vorhange ihrer Loge sitzend; den Zuschauern unsichtbar konnte nur ein Theil ihres Kleides von der Bühne aus bemerkt werden.

„Gaetano ließ sich erweichen."

„Ah! Das ist sehr ungeschickt von ihm!" rief der Husaren-Offizier, wobei er sein großes Interesse an der Erzählung dadurch verrieth, daß er das Tabouret unter seinen Füßen wegschob und sich in seinem Fauteuil aufrichtete. — „Verdammt ungeschickt! Ich sehe deutlich, was da kommen wird."

„Er versprach der Marchesa," begann Herr von Scherra wieder, „heute Nacht Neapel nicht zu verlassen, wenn sie ihm erlaube, seiner Verlobten — denn als solche hatte er die Fremde der Mutter feierlich genannt — die frohe Hoffnung zu bringen, daß nun eine heimliche Entfernung nicht mehr nöthig sei.

„Diese Erlaubniß hatte die Marchesa ihm ertheilt und sich dadurch eines großen Unrechts schuldig gemacht. Da sie aber trotzdem noch nicht genau von der Folgsamkeit ihres Sohnes überzeugt schien, so hatte sie darauf bestanden, ihn nach der Vorstellung an das Haus der Fremden zu begleiten und dort in ihrem Wagen auf seine Zurückkunft zu warten. Berauscht von der glücklichen Zukunft, die ihm aufzudämmern begann, hatte er nach einigen Einwendungen dies zugestehen müssen und hatte gänzlich arglos der alten Dame einen feierlichen Schwur geleistet, in kurzer Zeit zu dem Wagen zurückzukehren, in dem sie wartend saß."

„Man muß für diesen jungen Menschen Partei nehmen!" rief Herr von Marlott, „denn man sieht ihm bei allem, was er thut, die Unerfahrenheit an. Die Signora müßte ja kein Weib gewesen sein, wenn sie nicht Argwohn geschöpft hätte, da er, statt mit ihr, wie es verabredet war, davon zu gehen, nur auf ein paar Augenblicke erscheint, schon verlegen gemacht durch die gnädige Mama, die draußen wartet, die ihn wie ein Kind nicht aus dem Gesichte läßt, um anzuzeigen, daß Hoffnungen vorhanden seien. — Hundert gegen Eins wette ich, das ist keine erbauliche Unterredung gewesen.

„Darin hat unser junger Freund Recht. Gaetano gestand mir, er sei wie betäubt zu seinem Wagen zurückgekommen, nachdem ihm die Signora ganz anders als bisher erschienen. Es war ihm vorgekommen, als wenn sie seine Freude über die Hoffnungen, die er hegte, nicht genugsam theile. Sie hatte Aeußerungen gethan, die er im ersten Augenblicke nicht recht beachtet, aus denen ihm aber, als er sie sich beim Nachhausefahren wieder in's Gedächtniß zurückrief, ein furchtbarer Sinn hervorzuleuchten schien. Sie war ihm in ihrem Aeußeren sehr zerstört vorgekommen, so, als suche sie sich über etwas Unvermeidliches mit übermenschlicher Anstrengung zu fassen. Alles: Blicke, Worte, Aeußerungen, hatte er sich auf der Fahrt nach Hause und während er jetzt ruhelos in seinem Zimmer auf und ab schritt, in den grellsten Farben zusammen gesetzt und schauderte, als ihm diese Zusammenstellung ein entsetzliches Bild gab.

„Wie konnte ich ihn trösten, ihm rathen? — Und was befürchten Sie denn eigentlich? fragte ich ihn. — Daß sie mich für treulos hält, gab er mir zur Antwort, und Neapel und mich verlassen wird. — Und woher sollen ihr denn diese Vermuthungen kommen? Ah, man hat Sie bei dem jungen Mädchen verdächtigt! Ich hatte kaum den Muth, das zu sagen, denn ich wußte ja darum. — Allerdings hat man mich bei ihr verdächtigt, entgegnete mir Gaetano leidenschaftlich. Denken Sie, man hat ihr das Schrecklichste gesagt, was man über mich sagen konnte: ich sei verheirathet. — Aber wird sie das glauben? — Ich hoffe nicht, und wenn sie es glaubte, so wären wir Beide die unglücklichsten Geschöpfe.

„So ging unsere Unterredung fort und dauerte ein paar Stunden; ich sah schon, wie sich im Osten der Himmel heller färbte, als sich der arme junge Mensch leidenschaftlich an meine Brust warf und ausrief: Dieser Tag bringt mir nichts Gutes! Wie war ich gestern beim ersten Strahl der Sonne so glücklich!

Ich ordnete meine Papiere, ich packte meine Effekten. — Mit dem Vorsatz, Ihre Mutter heimlich zu verlassen, unterbrach ich ihn, worauf er mir erwiederte: Ja, so ist es, aber um ihr zu folgen, der einzig Geliebten, gegen die ich heilige Verpflichtungen habe.

„Darauf schieden wir," fuhr Herr von Scherra nach einer längeren Pause fort, „und darnach habe ich Gaetano nicht wieder gesehen."

„Das heißt, in jener Nacht sahst Du ihn nicht wieder?" fragte fast besorgt der Herr des Hauses. „Aber den anderen Tag, in der nächsten Zeit?"

Der alte Herr schüttelte den Kopf, blickte eine Weile sinnend vor sich nieder und sagte dann: „Ich habe ihn nie wieder gesehen — niemand, weder seine Mutter noch einer seiner Freunde sah ihn wieder, hat je weiter etwas von ihm gehört. Was wir nach sorgfältigen Nachforschungen erfuhren, war, daß Gaetano bei Anbruch des Tages nach Neapel gefahren, wohin, war leicht zu wissen. Aber auf San Antonio, wo die Künstlerin gewohnt, ging jede weitere Spur von ihm verloren. Sie selbst war mit ihrer Dienerschaft den Abend zuvor abgereist, wahrscheinlich auf jenem Dampfer, dessen Lichter ich von der Höhe des Vesuv gesehen."

Damit schwieg Herr von Scherra; der Graf schritt kopfschüttelnd auf und ab, der Professor ließ ein Wort des Mitleids hören, und Herr von Marlott meinte: „Wer weiß, ob Gaetano so sehr zu beklagen ist; ich meines Theils nehme an, er hat den schönen Flüchtling wieder gefunden, hat sich mit ihm verglichen, lebt irgendwo heiter und vergnügt und würde über uns lachen, wenn er erführe, welch' wehmüthigen Antheil wir an seiner vermeintlich so entsetzlichen Geschichte genommen. — Aber," unterbrach er sich plötzlich, indem er auf die Uhr schaute und dann mit gleichen Füßen von seinem Fauteuil in die Höhe sprang, „bei allen Teufeln, es ist sieben Uhr lange vorüber, ich werde

nicht mehr zur ersten Scene in die Oper kommen; ich werde das Auftreten der göttlichen Rosa versäumen, ich werde von ihr keinen Blick der Liebe erhalten. Ich Unglückseligster aller Menschen! Ich fürchte, Herr von Scherra, Ihre dunkle Stunde wirkt ansteckend. — Adieu, Paul! Leben Sie wohl, meine Herren!"

Damit schritt er zur Thür hinaus, um draußen den Säbel und seinen Tschako zu nehmen. Er schien sich jedoch plötzlich auf etwas besonnen zu haben, denn er stürmte wieder zum Zimmer herein und rief: „Apropos, Paul, Deine Frau wird vielleicht erlauben, daß ich heute Abend nach der Vorstellung eine Tasse Thee bei Euch nehme; ich werde Dir auf's famoseste erzählen, was ich in der Oper gesehen."

Der Graf zuckte lächelnd mit den Achseln, als er erwiderte: „Meine Frau wird so wenig wie ich etwas dagegen haben; ob Du aber unserer Schwägerin willkommen bist, die ebenfalls erscheinen will, das ist eine andere Frage."

„Wenn sie mich aber in ihrem Wagen mit hieher nimmt?" sprach der Lieutenant mit großem Selbstgefühl.

„Dann habe ich durchaus nichts dagegen einzuwenden."

„So werden wir also kommen," versetzte der Husaren-Offizier mit der Miene eines Siegers. — „Adieu denn! Auf Wiedersehen, Paul!"

Er hüpfte die Treppen hinab und blieb einen Augenblick unten an der Thür stehen, um nach dem gegenüber liegenden Hause zu blicken. Dort war das Fenster, wo er vorhin das hübsche Mädchen gesehen, schwach erleuchtet, die Töne eines Pianoforte drangen auf die Straße hinaus; man vernahm die Melodie der Liedes:

„Ach, wenn Du wärst mein eigen,
Wie lieb sollst Du mir sein!" —

welche dem Offizier ein leichtes Lächeln entlockte.

„Wenn die da oben das mit Beziehung singt, so ist es nicht so übel, erklärlich auf alle Fälle, denn wir sind gewohnt, keinen Blick umsonst zu vergeben. Auch sind wir kein undankbares Gemüth, das soll die, hoffe ich, noch erfahren."

Mit diesen Worten sprang Herr von Marlott in den Fiaker, der auf ihn wartete, und fuhr in behaglicher, angenehmer Stimmung nach dem Hoftheater.

Sechzehntes Kapitel.

In der Garderobe der ersten Tänzerin.

An einem Theaterabend wie der heutige, wo Oper und Ballet zusammenwirkt, wo das ganze Personal beschäftigt ist, und wo von der ersten Sängerin an bis zur letzten Choristin und Figurantin jedes weibliche, dem Theater angehörige Wesen irgend ein fühlendes Herz unter dem Publikum weiß, das sich für seine Leistung oder auch nur für sein bloßes Erscheinen auf's lebhafteste interessirt — an einem solchen Abend hatte die Pförtnerin in der kleinen Nische an der engen, feuchten, gewundenen Treppe alle Hände voll zu thun, was jedoch nur figürlich gesprochen ist, um Contrebande und Ueberlästige vom Eingang jener geheiligten Räume abzuhalten. Die Alte brauchte in Wahrheit aber nur ihre scharfen Augen und ihre flinke Zunge, höchstens einmal ihre rechte Hand, um ihre Kneifbrille fester auf die Nase zu drücken.

Sie hatte in der That außerordentlich viel zu thun, denn die, welche wider Fug und Recht die Bühne betreten wollten, waren unermüdlich in sinnreichen Erfindungen, um sich einzu-

schwärzen. Aber alle scheiterten schmählich auf der Mitte der engen Treppe, und mancher, der mit selbstzufriedener, triumphirender Miene hier heraufstieg, schlich einen Augenblick später ganz demüthig die Treppe hinab — die Alte war eine Klippe, an welcher der kühnste Muth, die kälteste Entschlossenheit Schiffbruch litt.

„Ei siehe da, Herr Baier," konnte sie einem Choristen sagen, der mit drei bis vier Collegen, den Anfang einer Arie pfeifend, die Treppe hinanstieg. „Wen haben wir da? Habe nicht die Ehre, diesen Herrn zu kennen."

„Ein angehender Sänger, Frau Beil," versetzt der Chorist, indem er vorüber eilen will. Doch geht es dem angehenden Sänger nicht besser, als schon einigen Andern, die das gleiche Manöver versucht.

Die Pförtnerin schüttelt mit einem boshaften Lächeln ihr Haupt und gibt zur Antwort: „Müssen was Schriftliches vom Chordirektor haben, der angehende Sänger. Ah, Herr Baier," sagt sie achselzuckend und mit einem Tone der Geringschätzung. „Sie sollten doch so etwas bei mir nicht versuchen. Gehen Sie in Frieden," wendet sie sich an den Andern, der etwas verblüfft drein schaut, „und kommen Sie mir nicht wieder."

Herr Baier deklamirt vielleicht etwas, wie: „Mit des Schicksals Mächten ist kein ew'ger Bund zu flechten!" und der angehende Sänger verschwindet schnell.

Glücklich, wer endlich oben angelangt ist, auf einem erhellten Vestibul, wo es schon behaglicher aussieht, wo viele Thüren sind, wo eine Menge Corridors einmünden, einige halb erhellt, andere ganz dunkel, sich unabsehbar weit in das Haus hineinziehend, an ihrem Ende mit einer kleinen Lampe besetzt, die sich von hier wie ein Irrlicht ausnimmt.

Dieses Vestibul ist, wie man sagen könnte, das erste Vorzimmer der Bühne, die Thüren, die wir sehen, führen fast alle

in die Garderobe der Herren, eine etwas größere auf einen Vorplatz, von dem man dann unmittelbar zu den Coulissen gelangt. Aus den Garderoben hören wir kräftige Stimmen Skala singen, solfeggiren und sich so zur nächsten Arie vorbereiten.

In dem Vestibul befinden sich einfache Holzbänke, auf denen Krieger des christlichen Heeres sitzen, deren fleischfarbene Tricots eine etwas sehr röthliche Nuance zeigen, auch verdächtige Falten werfen, und deren meistens pechschwarze Bärte mit Schnüren um ihre Ohren befestigt sind. Zuweilen sitzen diese Bärte etwas schief auf der Seite, was dem grell roth geschminkten Gesicht ein ziemlich komisches Ansehen gibt.

Hier herrscht die friedlichste Gemeinschaft, denn neben dem tapferen Kreuzfahrer, der die wuchtige Hellebarde zwischen den Knieen mit beiden Fäusten hält und auf diese Fäuste sein Haupt stützt, gelegentlich vor sich auf die Erde spuckend, sitzt ein biederer Saracene mit unterschlagenem Arme, und beide unterhalten sich mit einer christlichen Jungfrau aus der Jetztzeit, die, eingehüllt in ein wollenes Umschlagtuch, einen Waschkorb am Arme hat und vor ihnen steht.

Aus den Garderoben kommt hier und da einer der Choristen oder auch wohl der Solosänger und schreitet durch das Vestibul auf die Bühne, Tänzerinnen in umfangreichen Röcken und mit schlanken Taillen, die sie so kokett und gewandt hin und her bewegen, daß man glauben könnte, sie hätten dort ein ganz besonderes, den übrigen Sterblichen nicht verliehenes Gelenk, erscheinen unter einer anderen Thür und hüpfen auf die Bühne.

Folgen wir ihnen.

Im Vorplatz, der uns noch von der Bühne trennt, haben wir es, die Alte auf der gewundenen Treppe als Charybdis angenommen, noch mit einer Scylla zu thun, die sich uns in der Gestalt eines Portiers mit Bandelier, Degen und silberbeschlagenem Stocke präsentirt. Der Mann hier aber ist umgänglicher

und drückt ein Auge, nach Befinden auch beide zu. Die hellen und dunkeln Gänge, von denen wir vorhin sprachen, führen zu den Sperrsitzen und zur ersten Galerie, und dort befinden sich schon ein paar Glückliche, die es wagen können, sich im Zwischenact auf der Bühne zu zeigen. Hier hilft ein gewisses ungezwungenes Benehmen, auch ein gewählter Anzug schon dazu, von dem Portier eingelassen zu werden. Junge Offiziere in glänzender Uniform huschen hier zuweilen verstohlen ein, auch wohl ältere Herren mit Stern und Ordensband, diese dem Mann im Bandelier herablassend, jene ihm vertraulich zunickend.

Wir sind nun auf der Bühne, da es aber mitten im Acte ist, so wollen wir es vermeiden, mit dem grimmigen Inspicienten, der, so lange der Portalvorhang in der Höhe ist, nicht den geringsten Spaß versteht, zusammen zu treffen, und beeilen uns deßhalb, bis zur achten Coulisse zurück zu gehen, wo sich die Helle, die vorn herrscht, in ein angenehmes Halbdunkel verwandelt hat. Vom Orchester herauf brausen die Musikklänge mächtig auf uns ein, die Stimmen der Sänger und Sängerinnen auf der Scene klingen uns erschreckend nah, und wir blicken schüchtern um uns, ob nicht irgendwo eine Spalte offen ist, durch die wir das Publikum sehen und von diesem vielleicht wieder gesehen werden könnten.

Doch ist alles in bester Ordnung; von der ersten Coulisse bis zur vierten ist eine lebendige Mauer, hinter der wir ungesehen vorüberschlüpfen. Kreuzfahrer und Türken, Odalisken und gefangene Christinnen, lauter junges, gesprächiges Volk, das vor Begierde brennt, einen Blick ins Haus hinaus zu werfen, und immer ermahnt werden muß, nicht über den schwarzen Strich zu treten, der sich am Boden von Coulisse zu Coulisse hinzieht.

Diese Ermahnungen, jetzt in freundlichem, jetzt in ärgerlichem Tone gesprochen, gehen vom Regisseur aus, einem alten, würdigen Herrn mit einem warmen Paletot; er trägt den Hut etwas

auf dem Hinterkopfe, sein Hals ist mit einem dicken Shawl umwickelt und seine Füße sind mit Filzschuhen bekleidet, der kalten Luft wegen, die aus dem Podium hervorkommt.

Weiter zurück hinter der fünften Coulisse sehen wir Christen und Christinnen, auf Rasenbänken und Felsstücken sitzend, die das hier alles schon zu lange mitgemacht haben, um noch einen Blick auf die Scene zu werfen, wenn sie nicht gerade in den nächsten Takten auftreten müssen.

Hier sitzen Madame Pauke und Madame Schelle; Beide befinden sich, nicht vorgerückten Alters halber, sondern als Opfer schreiender Ungerechtigkeit, im grauen unscheinbaren Gewande gefangener Christensclavinnen, während unreifes, nichtswissendes Volk, wie zum Beispiel die unproportionirte, dicke Semmelich als junge Türkin in sehr ausgeschnittenem knappem Mieder einherstolzirt.

Die Pauke und die Schelle strickt jede an einem wollenen Strumpfe, und die Eine sagt zur Anderen mit einem geringschätzenden Achselzucken: „Geht das nicht da herum, wie ein Pfau? Gott der Gerechte, das war früher doch anders, und wer nichts im Hintergrund zu thun hatte, der blieb hübsch vorn, wo es hell ist.“

Beide nicken in innigster Uebereinstimmung mit den Köpfen und stricken fort, daß die Nadeln klappern.

Wir gehen gerade hier vorüber, geneigter Leser, und vernehmen mit einem Mal eine Stimme, die uns unwillkürlich zwingt, stehen zu bleiben. Es ist eine dünne und zitternde Stimme, die Stimme eines Bekannten aus früherer Zeit, und da wir so nahe sind, daß wir die Worte, welche jene Stimme spricht, verstehen können, so wissen wir auch, wer zusammengebückt dort auf den Stufen des großherrlichen Thrones sitzt.

„Ihr habt etwas gehört und wißt nicht, was!“ sagt die Stimme. „Leuchtkäfer gibt es allerdings in Australien, Kerls

wie meine Hand so groß; aber das ist das wenigste. Ich bin einmal Nachts von Melbourne weggeritten — auf einem Reitkameel — es machte seine zwanzig Meilen in der Stunde."

„Doch englische Meilen, will ich hoffen?" fragte eine andere Stimme lachend.

„Was englische? — australische Meilen — zwei deutsche sind gleich einer australischen Meile. Es war finstere Nacht, als ich wegritt, und auf einmal komme ich auf eine weite Ebene, die taghell beleuchtet ist."

„Von Leuchtkäfern, Schellinger?"

„Nein, von Leuchtbüffeln; jedes dieser merkwürdigen Thiere hat auf dem Kopfe eine hörnerne Laterne von zwei Fuß Höhe und einer Leuchtkraft von zwanzig Gasflammen."

„Die sollte man aber der Ersparniß halber beim Theater anstellen, diese Leuchtbüffel."

„Würden sich mit den anderen nicht vertragen," entgegnete der Theaterschneider in seinem ruhigen, näselnden Tone.

Gehen wir ruhig vorüber an dieser Gruppe, es sind meistens Zimmerleute, die den Erzählungen Schellinger's lauschen und die plötzlich aus einander stieben werden, so wie die Glocke zur Verwandlung ertönt. Darn steigt der Eine auf einem der großen Wagenzüge empor zum Theaterhimmel, dem Schnürboden, während der Andere unter das Podium zur Hölle hinabfährt.

Wie gesagt, schreiten wir vorüber, aber leise, drücken wir uns dort vorsichtig in den tiefen Schatten jener tropischen, kunstvoll gemalten Blätterverschlingung, über w lche einzelne schlanke Kokospalmen emporragen, um so dem spähenden Blicke des Inspicienten zu entgehen, der selbst einen Habitué der Bühne während des Actes nicht duldet, der selbst jenem alten Herrn mit dem Stern auf der Brust und den jungen Offizieren, die zuweilen hier geduldet werden, keinen freundlichen Blick schenkt und ihnen

vorkommenden Falles mit scharfer Stimme sagen wird: „Sie erlauben mir, zu bemerken, daß der Zwischenact vorüber ist."

Der Inspicient ist eine eigenthümliche Figur im Theater, originell in seinem ganzen Thun. Was kümmert ihn der Inspector und Verwalter, von den einzelnen Künstlern gar nicht zu reden! Was fragt er nach den Regisseuren, ja, selbst nach dem General-Intendanten, wenn er seinen Kommandostab, d. h. die kleine hellklingende Glocke, in der Hand hat? Für ihn gibt es nur einen Willen, einen Befehl, ein Gesetzbuch — das Summarium — so heißt das Buch, welches er sich während mühevoller Proben angelegt und in dem er verzeichnet hat: wann, wo, wie und mit welchem Stichwort ein Jeder auftreten muß, wo es Tag sein soll oder Nacht, wo heitere Lüfte wehen oder dumpfer Donner grollt, wo Kerzenlicht oder Mondschein ist, wo der Blitz einschlägt oder der Hagel niederprasselt.

Zwischen der dritten und vierten Coulisse sehen wir ein kleines Stehpult; auf demselben liegt das erhabene Buch, von dem wir sprachen, so wie eine Klingel. Das alles ist Tabu — geheiliget, wie einzelne Indianerstämme von dem zu sagen pflegen, was ihr großer Häuptling berührt hat; es ist unverletzlich, unangreifbar, es wird von den unternehmendsten Charakteren des Künstlerstandes hier auf den Brettern mit Scheu betrachtet, niemand wird wagen, ein Blatt dieses Buches umzuwenden oder die kleine Klingel zu berühren. Ja, selbst die angehenden kleinen Mimen, welche mit der größten Fertigkeit gottlose, alles verhöhnende Straßenbuben spielen — kleine Schlingel, welche keinen Anstand nehmen, selbst die Posaunen der Priester der Isis und des Osiris als Spucknäpfe zu gebrauchen oder auf dem Divan des Großsultans oder dem Ruhebette der Valentine von Saint-Bris eine Balgerei zu veranstalten — selbst diese gehen schüchtern um das Pult des Inspicienten herum und betrachten das Wirken

dieses gewaltigen Mannes aus der Ferne mit Ehrfurcht und Hochachtung.

Von der linken Seite der Bühne wird der wüthende Liebhaber, überzeugt von der Untreue der Geliebten, herausgelassen. Er dreht seinen Schnurrbart in die Höhe, er fährt durch sein Haar, daß es sich emporsträubt, seine Blicke funkeln, er tritt mit dem rechten Fuße vor. — „Noch nicht," sagt ihm der Inspicient mit der größten Seelenruhe, indem er auf die Bühne horcht, wo der Nebenbuhler gerade noch beschäftigt ist, einen Brief zu lesen.

„Sie wissen, was Sie zu sagen haben?" flüstert der Beamte, indem er seine Brille fester auf die Nase drückt, und dann spricht er in näselndem Tone: „Ha, Verruchte, es ist noch nicht so spät, wie Du gewähnt — Du bist entlarvt, Heuchlerin! — So jetzt gehen Sie."

Der Liebhaber stürzt hinaus, nachdem er sich noch einmal geräuspert, vor das gespannte, erschreckte Publicum. „Ha, Verruchte!" knirscht er, und so weiter, während der Inspicient auf die andere Seite der Bühne eilt, um dort gegenwärtig zu sein, damit die treulose Geliebte, welche ihren Edgardo in den Garten treten sah, nicht den richtigen Moment verpaßt, um ihm mit verabscheuungswürdiger Heuchelei entgegenzufliegen.

„Laßt die Thür nicht so hastig hinter mir zufallen," sagt sie zu den Zimmerleuten, die dort stehen; „das wäre ein schöner Scandal, wenn mir meine Schleppe eingeklemmt würde, wie es gestern der Grippenberger geschehen. Seh' ich blaß genug aus, Franzel?" wendet sie sich an eine der Ankleiderinnen, welche hinter ihr steht und beschäftigt ist, die besprochene Schleppe in anmuthig bauschende Falten zu legen. „Ist mein Haar anständig derangirt?"

„Alles in Ordnung," versetzt das junge Mädchen, nachdem es einen prüfenden Blick auf die Künstlerin geworfen. „Ich will

die rechte Locke noch mehr zerzausen." — „Ha, da ist er," murmelt die treulose Geliebte für sich, und ihr Busen wallt in künstlicher Erregung, als wolle er über seine Ufer von weißem Atlas treten. „Doch Fassung, o mein Edgardo!"

Der Inspicient, der neben ihr steht, wiederholt diese Worte, aus dem Buche lesend, nochmals auf die eintönigste Weise von der Welt: „Ha, da ist er, doch Fassung, o mein Edgardo!"

„So — hinaus!"

Und so ist er überall gegenwärtig, jetzt an den Seitenthüren, dann im Hintergrunde, und gleich darauf wieder an einem offenen Fenster, um hier auch zuweilen mitspielend in den Gang der Handlung einzugreifen.

Sie steht z. B. am Fenster, ihn erwartend.

„Bst, bst!" Hört man draußen, — die Stimme des Geliebten? — O nein, es ist der Inspicient, der hier für ihn eintritt, während sich der Andere noch in der Garderobe seinen Schnurrbart kräuselt.

Es ist ein anderes Stück, eine andere Scene, ein kleines harmloses Lustspiel, wo er, da er den Weg durch die Thüre nicht wagen kann, sich genöthigt sieht, zum Fenster hinaus zu springen. Aber, o weh! Schon steht er zum Sprunge gerüstet da, auf einmal hört man das wuthentbrannte Bellen eines bösartigen Kettenhundes. — Eines wirklichen Kettenhundes? — Nein, es ist das Organ des Inspicientem, welcher auch hierin Unglaubliches leistet, denn wirkliche lebendige Thiere werden nur bei ganz besonderen Veranlassungen auf der Bühne geduldet.

Und so gehen seine Leistungen ins Unglaubliche: er begeht vier Handlungen nacheinander, die in der Wirklichkeit von vier besonderen Wesen ausgeführt werden müßten. — Morgengrauen — im einsamen Schloßhof, rechts im Kerkerthurm, durch eine Spalte der dicken vergitterten Mauern schimmert das letzte Flackern eines ersterbendes Lichts, dumpf wie aus einer Tiefe von hun-

dert Fuß vernimmt man Kettengeklirr — der Inspicient. Ein herzbrechender Seufzer folgt darauf — der Inspicient. Eine Uhr zeigt mit gellendem Schlage die vierte Morgenstunde an — der Inspicient. Um uns in die gehörige Frühsituation zu versetzen, hören wir in der Ferne einen Hahn krähen — der Inspicient kräht mit einer wahren Virtuosität. Es wird an das Burgthor gepocht, drei schwermuthsvolle dumpfe Schläge — der Inspicient hat es gethan. Dann klirrt die Kette abermals, und hierauf sagt eine Stimme hinter dem Burgthor: O Gott, noch immer verschlossen! — ebenfalls der Inspicient, denn der fromme Pilger, welcher seinen Herrn suchend, von Jerusalem herpilgerte, — das ist nämlich der mit Ketten klirrende und im Burgverließ Seufzende — kommt im ganzen Stück nicht mehr vor.

Und so stellt er nicht nur Thierstimmen und menschliche Leidenschaften aller Art vor, läßt nicht nur aus dem Boden oder aus schauerlichen Felshöhlen blitzen, wenn die Teufel über eine gefallene Menschenseele jubeln — nein er schwingt sich auch hinauf in die reinen Lüfte, er läßt den Mund der Glocken ertönen, jetzt zu friedlichem Geläute, jetzt zu Brand und Kriegsnoth, er läßt regnen und Winde wehen, blitzen und donnern. Und was das Letztere anbelangt, so kann er sich nicht genug in Acht nehmen, daß die rohe Hand der Zimmerleute, denen er die Ausführung in der Höhe anvertrauen muß, nicht den Einschlag-Donner regiere, wenn es nur in weiter Ferne frühlingsartig murren und grollen soll. Und wie verfinstert sich seine Miene, wenn der Donner nicht auf sein Stichwort einfällt!

„Antworte, bei dem Gott, der da droben donnert," sagt der alte Thibaut, und das Publikum wird diese Worte schaudernd mitfühlen, wenn nun wirklich der Donner murrt. Aber vergebens lauscht der Inspicient, vergebens blickt er in die Höhe, die Lippen finster zusammengebissen, vergebens klopft er mit seinem Buche die magern Lenden — der Zimmermann droben, der eine Prise

genommen und heftig genießt hat, kommt eine Minute zu spät. Die Jungfrau drunten benutzt ihre größere Pause zu einer ausdrucksvollen Pantomime und der alte Thibaut, dessen effectvolles Spiel durch die fehlende Mitwirkung des Donners abgeschwächt wird, murmelt leise, aber doch so laut in den Bart, daß es die allerchristlichste Majestät mit allerhöchstem Gefolge, so wie die Volksmassen von Rheims deutlich hören können: „Diese verfluchten Esel!"

Aber auch der Zimmermann entgeht seinem Schicksale nicht, mag er sich im Zwischenact noch so weit hinten befinden, um harmlos, als sei nie etwas geschehen, lange Drahtstifte gerade zu klopfen — der Inspicient wird ihn finden, er wird sich zu ihm hinabbeugen und ihm mit verhaltener Wuth ins Ohr flüstern: „So, Knuber, Du hast so vortrefflich gedonnert?" worauf Knuber sich entschuldigend sagt: „Aber, Herr Inspicient, ich donnere doch sonst gerade nicht so schlecht."

Daß ein Mann, der alle diese Macht hat, im Himmel, auf Erden, ja tief hinab, wo die Teufel und Kobolde hausen, der, wenn er einen Künstler oder eine Künstlerin veranlaßt, zu früh oder zu spät heraus zu treten, den Effect einer ganzen Rolle stört, der das Publikum bei der wirksamsten Scene zum Lachen bringen kann, wenn z. B. der ruchlose Bösewicht sein Opfer erlauernd, schaudernd aufbrüllt: Ha, Mitternacht! aber die Uhr hartnäckig schweigen läßt — daß ein Mann, dessen Gewalt in die höchsten Sphären hinaufreicht, der durch ein zu frühes oder zu spätes Anfangen der Ouverture sogar einen feierlichen Empfang Allerhöchster Personen zu schmälern im Stande wäre, daß ein solcher Mann gefürchtet ist, daß ihn alle Mitwirkenden um sein Wohlwollen ersuchen, ist leicht begreiflich. Aber in diesem Punkt ergeht es ihm, wie man es von den Leibkutschern des Czaren erzählt, welche, so oft sie die Staatscarosse erkletterten, zu hohem Rang emporstiegen. Unten auf der Erde ganz gewöhnliche Stall-

bedienstete, hatten sie, so erzählt die Sage, beim ersten Tritt auf das Rad Lieutenantsrang, gingen dann vom Capitän zum Major über, um sich auf dem breiten Sitze mit dem Charakter als Oberst niederzulassen.

So ist der Inspicient außer Dienst einfach der Herr Bärenbläser, ein gemüthlicher harmloser Mann, der seinen Schoppen Bier dort trinkt, wo ihn auch die gewöhnliche Menschheit genießt, und der erst gerade dann, wie der russische Leibkutscher, zur Macht emporsteigt, wenn er die Theatertreppe hinaufgeht. Die Pförtnerin grüßt ihn noch ziemlich mürrisch, der Portier aber schon respectvoller, die Zimmerleute reißen ihre Mützen herunter, wenn er an ihnen vorbeigeht, und ist er erst an seinem kleinen Stehpulte angekommen, so ist er mit einem Male zu einem unerhörten Range emporgestiegen; denn er darf sich unterstehen, dem jugendlichen König von Frankreich, Ludwig XIV., zu sagen, ohne dabei nur an seine Sammtmütze zu rühren: „Sie haben es, wie mir scheint, vergessen, daß Sie aus dem Hintergrunde zur Mittelthüre hereinkommen. — Unerhört.“

Und doch gibt es Orte auf dem Theater, denen sich selbst der barsche Inspicient milde und freundlich nähert, die abgezogene Sammtmütze in der Hand, wo er bescheiden anklopft und auf freundliches Herein! nicht nur demüthig an der Thüre stehen bleibt, sondern ganz ehrerbietig fragt: „Erlauben Sie, daß man das Zeichen zum Anfang geben kann?“

Das Gemach, zu welchem der Inspicient also herein spricht, ist ein kleines, aber elegantes Zimmer. Das Ameublement besteht aus einem großen Spiegel, der in angemessener Breite von der Decke bis zum Fußboden reicht, und welchen, so wie das ganze Gemach, Gasflammen, auf broncenen Armleuchtern brennend, taghell erleuchten. In der Ecke stehen ein paar zierliche Fauteuils, hie und da einige Sessel und auf einem Tischchen neben der Thüre liegen nach Umständen ein bis sechs kolossale Blumen-

bouquets Auf dem Boden in der Nähe des Fensters befindet sich ein zierlich geflochtener grofer Korb mit blauer Seide ausgeschlagen, die Decke desselben ist halb zurückgeworfen und läßt uns ein duftendes Durcheinander gewahren von Battist, Mousseline, Spitzen und Bändern.

Neben dem Spiegel lehnt ein älterer Herr in schwarzem Frack und einen Stern auf der linken Seite und liest in einem Papier, welches ihm der Theaterdiener übergeben, der nun draußen vor der Thür auf die Befehle des Intendanten und Theaterchefs wartet. Auf einem der Fauteuils sitzt der Lieutenant von Marlott in einer Haltung, wie jemand, der sich hier zu Hause fühlt. Er hat das rechte über das linke Bein geschlagen und dehnt sich in der Erinnerung, in die ihn das gute Diner, von welchem er eben kommt, versetzt zu haben scheint, behaglich aus, wobei er ein kleines aber äußerst zierliches Blumenbouquet mit der rechten Hand hoch emporhebt.

Von diesem Gemach führt eine halb offen stehende Thüre in ein Nebenzimmer — die Garderobe der ersten Tänzerin. Zuweilen hört man von dort her ein von weiblichen Stimmen leise gesprochenes Wort, auch dann und wann einen eigenthümlich schleifenden Ton, so wie das Rauschen von Seide oder das Krachen eines atlassenen Gewandes.

„Schönste Cousine," sagt der Offizier, wobei er sich über den Fauteuil zur Seite beugt, um einen Blick in das Nebenzimmer werfen zu können, was ihm aber nicht gelingt, „es ist wahrhaftig nicht meine Schuld, daß ich den ersten Act versäumt habe. Sie wissen, wie vortrefflich die Diners bei unserm guten Paul sind, aber auch wie langsam servirt wird, was allerdings seine guten Seiten hat, und als wir endlich fertig waren, kamen Erzählungen auf's Tapet, dabei war denn Herr von Scherra wieder unerschöpflich wie immer, wenn er auf Neapel zu sprechen kommt. — Aber

zum zweiten Acte bin ich auf meinem Platze, und das ist doch die Hauptsache. Nicht wahr, Baron?"

Diese Frage galt dem Intendanten, welcher sein Papier zusammenfaltete, nachdem er mit Bleistift einige Worte darauf geschrieben.

„Was nennen Sie die Hauptsache?" entgegnete dieser lächelnd, „daß Sie auf Ihrem Platze sind? Oder wollen Sie sagen, der zweite Act sei die Hauptsache der Oper?"

„Ich kann Sie versichern, Baron," versetzte der junge Offizier, „daß Sie wahrhaftig der Einzige sind, der an meiner Redeweise immer etwas auszusetzen hat. Ich bin überzeugt," fuhr er mit lauter Stimme fort, „meine schöne Cousine hat mich verstanden — nicht wahr?"

„Nein," hörte man im Nebenzimmer eine klangvolle Stimme.

„Nicht? — Beim Himmel, es ist doch sehr einfach, daß ich sagen wollte, der zweite Act mit Ihrer großen Scene sei die Hauptsache."

„Aber dieser zweite Act wird bald beginnen und es wäre schade, wenn Sie eine Note davon verlören," klang es aus dem Nebenzimmer zurück.

„Wir scheinen heute nicht gut gelaunt zu sein," sagte Arthur mit leiser Stimme, wobei er lächelnd auf den Intendanten blickte, Dann fuhr er in seinem gewöhnlichen Tone fort: „Ich verstehe vollkommen, schöne Rosa, und würde dieser verblümten Aufforderung gemäß augenblicklich das Zimmer verlassen, wenn ich nicht außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister Höchstdero Frau Schwester wäre."

Dieß Wort schien magisch zu wirken, denn es rauschte im Nebenzimmer stärker und einen Augenblick später trat die Tänzerin in ihren kleinen Salon. Sie sah blendend schön und reizend aus; das Atlasjäckchen ihres türkischen Costumes, mit unzähligen Knöpfen besetzt, von silberfarbener Seide und rosa Verzierungen,

so einfach, wie geschmackvoll, zeigte wahrhaft blendend ihren vollen und doch so schlanken Oberkörper. Sie trug eng anliegende, unten weite Aermel, unter denen der runde Arm zwischen einer Unmasse von Spitzen hervortrat. An den Handgelenken hatte sie ächt türkische Armbänder, und die Broche vor ihrer Brust bestand aus einem jener herzförmig geschnittenen mit arabischen Schriftzügen bedeckten Edelsteine, die als Amulet im Orient sehr hoch geschätzt werden. Ihr Kleid war lang und reichte fast bis an die Knöchel, doch so, daß der feine Fuß in seiner ganzen Form sichtbar blieb.

Der junge Offizier war emporgesprungen und rief mit einem ungekünstelten Erstaunen: „Bei Gott, Rosa, Sie sind wunderbar schön!“

Ein leichtes, fast schmerzliches Lächeln fuhr über die edeln und ernsten Züge der Tänzerin, als sie zur Antwort gab: „Sie wissen, wie wenig Werth ich auf ein solches Wort lege; am allerwenigsten von Ihnen, der das so häufig gebraucht. — Guten Abend, Herr Baron,“ sagte sie zu dem Intendanten, während sie ihm ihre kleine Hand reichte. „Und nun,“ sprach sie rasch zu Herrn von Marlott, „was wünscht meine Schwester?“

Jeden Andern hätte die auffallend kalte Art, mit der die Künstlerin den jungen Mann behandelte, etwas aus der Fassung gebracht. Bei Arthur war dies aber durchaus nicht der Fall. Er lächelte außerordentlich selbstgefällig, schlug seine Sporen klirrend zusammen und präsentirte sein Bouquet, nachdem er vorher mit demselben auf der Brust salutirt hatte, wobei er sagte: „Zuerst erlaube ich mir, als außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister mein Creditiv zu überreichen.“

„Schickt es mir Françoise?“ fragte die Tänzerin, indem sie die Blumen aus der Hand des jungen Mannes nahm und gegen ihr Gesicht erhob.

„Bei Gott, nein,“ gab dieser zur Antwort, „unsere theuere

Gräfin schien mir heute Abend nicht in der Laune zu sein, Blumen, die doch gewöhnlich ein Sinnbild der Freude sind, durch ihren Gesandten überreichen zu lassen. Das Bouquet kommt von Ihrem ganz gehorsamen Diener."

„Und meine Schwester?" fragte Rosa, nachdem sie das Bouquet mit einer leichten Handbewegung auf den kleinen Tisch hatte fallen lassen. „Was sollen Sie mir von Françoise sagen?"

„Parbleu, schöne Cousine," sprach der Offizier erstaunt, „Sie haben sich heute Abend schon so sehr in Ihre Rolle hineingelebt — ganz Favoritsultanin, ganz unbeschränkte Herrscherin. Es sind seltene Blumen, die ich Ihnen gebracht, Veilchen, die Sie so sehr lieben, und die in der jetzigen Jahreszeit nicht leicht zu bekommen sind — doch beuge ich mich vor Eurer Hoheit," setzte er lachend hinzu, indem er sich tief verneigte und seine Arme über der Brust kreuzte. „Ich denke, auf Regen folgt Sonnenschein."

„Und nun?" fragte Rosa ungeduldig, während ein eigenthümlicher Blitz aus ihren Augen fuhr.

„Die Frau Gräfin Françoise," sprach Arthur mit komischem Ernste, „wünschen Fräulein Rosa heute Abend nach dem Theater bei sich zum Thee zu besitzen. Es wird niemand da sein, als der unterthänige Sklave, der vor Ihnen steht, wenn Sie demselben nämlich ein ganz kleines Plätzchen in Ihrem Wagen gönnen wollen."

„Ich bin nach dem Theater müde und will keine Toilette machen."

„Wozu das auch, schöne Cousine?"

„Wenn Fremde da sind."

„Gehöre ich denn zu den Fremden?"

Die Tänzerin preßte einen Augenblick ihre Lippen auf einander und unter ihren herabgesenkten langen Wimpern sah man ihre Augen aufleuchten, dann sagte sie: „Zuweilen — ja. Und so heute Abend."

„Sehen Sie, Baron," wandte sich der Offizier lachend an den Intendanten, „so geht es uns armen jungen Leuten. Will man still und ordentlich sein, will man seine Stunden angenehm und behaglich im Familienkreise zubringen, so wird man verstoßen! — Mein Schicksal komme über Ihr Haupt, Grausame," fuhr er nach einer Pause in komischem Pathos fort; „so muß ich denn sehen, wo ich heute Abend bleibe."

Die Augenbrauen des jungen Mädchens hatten sich finster zusammengezogen und sie ließ ihm widerstrebend ihre Hand, die er ergriff, um sie langsam und feierlich an seine Lippen zu führen, und dann seinen krausen blonden Bart bedächtig darauf zu drücken.

Sie zuckte leicht zusammen, um gleich darauf ihre Finger rasch wegzuziehen. „Possen!" sagte sie finster, und trat dann rasch zu dem Intendanten hin, der ihr das Papier überreichte, auf das er vorhin einige Worte geschrieben.

„Wir müssen das Repertoir ändern," sagte er, nachdem sie gelesen, „und wenn Sie so freundlich sein wollten, die Woche noch zwei Mal zu tanzen, so würden Sie mir einen rechten Gefallen erzeigen."

Die Tänzerin schaute, ohne eine Antwort zu geben, über das Papier hinweg, denn sie bemerkte, wie die Thüre auf dem Corridor langsam geöffnet wurde und sich draußen eine ärmlich gekleidete Frauensperson zeigte, die aber die Thüre rasch wieder zudrückte, als sie im Zimmer die glänzende Dame und die beiden Herren erblickte. Rosa trat rasch einen Schritt vor, doch erschien im nächsten Augenblick der Theaterdiener mit einem Brief in der Hand.

„Es wurde mir dies," sagte der Mann schüchtern, „für eine der Ankleiderinnen, Jungfer Rosa gegeben, ich wußte in der Garderobe keine dieses Namens." Er sah fragend den Intendanten an, welcher mit den Achseln zuckte.

„Es ist für mein Mädchen," sprach die Tänzerin in so be-

stimmtem Tone, daß ihr der Theaterdiener mit einer Verbeugung das Billet augenblicklich übergab. Rosa nahm es mit sichtbarer Bewegung, welche aber den beiden Herren entging, da sich Arthur in diesem Augenblick dem Intendanten näherte, um ihn zu fragen, wo er nach dem Theater seinen Abend zubringen würde, während das junge Mädchen rasch in ihre Garderobe ging, dort das Papier hastig aufriß, und seinen Inhalt, der in wenigen Linien bestand, überflog, wobei sich ihre Züge sichtlich erheiterten. Dann sagte sie leise zu ihrer Kammerfrau: „Nimm diesen Brief so in die Hand, daß man ihn draußen sieht, als hättest Du ihn selbst gelesen, und sage dem Theaterdiener, es sei recht, Du würdest morgen kommen."

Die Kammerfrau that, wie ihr befohlen, und als sie im nächsten Augenblick wieder zurückkehrte und das Papier ihrer Herrin wieder gab, trat diese in den kleinen Salon hinaus, sich mit einer Bitte um Entschuldigung an den Intendanten wendend.

„Verzeihen Sie mir, Herr Baron," sagte sie mit ihrer gewinnenden Stimme, „ich habe mir überlegt, was ich Ihnen übermorgen im Zwischenakte tanzen könnte. Was meinen Sie zu einer Madrilena? Es braucht ja nicht lang zu sein, dann könnten wir Freitag, wenn es Ihnen so gefällt, die Satanella haben."

„Ich bin entzückt über Ihre Bereitwilligkeit," versetzte erfreut der Intendant. „Sie helfen mir aus einer wahren Verlegenheit. Zählen Sie bei Gegendiensten ganz auf mich."

„Ja, ja," warf Arthur dazwischen, „gefällig ist sie wohl für alle Welt, nur nicht für mich, sagt jener arme Page, der von der Königin noch nicht zum Thee eingeladen wurde. Nun, wie schon bemerkt, schöne Cousine, Sie haben mich auf dem Gewissen."

„Also ich ändere so das Repertoir?" fragte der Intendant.

„Gewiß, ich stehe mit größtem Vergnügen zu Diensten."

„Nun denn bis nach dem nächsten Akte. Ich werde Ihnen

nachher von oben herab ein sehr freundliches Wort mitzutheilen haben."

Der Intendant reichte seiner ersten Tänzerin die Hand, und verließ das Zimmer.

Der junge Offizier hatte sich ebenfalls der Thüre genähert. Dort legte er die rechte Hand auf den Drücker des Schlosses und sagte in nachlässigem Tone: „Schöne Sultanin, werden Sie mein Bouquet dort auf dem Tische liegen lassen, oder wird es Ihre Kammerfrau, die Rosa heißt, ohne viel Umstände in einen Ihrer Körbe packen?"

„Und dann?" fragte die Tänzerin mit einem scharfen Tone, wobei sie unmuthig den Kopf empor warf.

„Dann wäre es schade für meine schönen Veilchen, und ich wüßte eine bessere Verwendung dafür."

Ihre Brust wurde durch einen tiefen Athemzug geschwellt, dann hob sie ihre Oberlippe etwas spöttisch empor, während sich ihre Wimpern so tief herabsenkten, daß man kaum noch etwas vom Glanze ihres dunkeln Auges sah, als sie sagte: „Dort auf dem Tische liegen die Blumen, ich habe sie nicht verlangt."

Herr von Marlott zuckte leicht mit den Achseln, doch wandte er sich um und schritt langsam dem Tischchen zu, auf dem das Veilchenbouquet lag. — „Gut," meinte er lächelnd, „es ist wenigstens ein Glück, daß es noch dankbare Gemüther in der Welt gibt, und nicht schwer zu finden."

Die Tänzerin schaute seinen Bewegungen zu, wie er sich langsam dem Tische näherte, und wie er die Hand hob, um die Blumen zu ergreifen, und während dessen that sie einen tiefen Athemzug um den andern; man hätte den Atlaß ihres türkischen Leibchens können krachen hören. Sie öffnete ihre Augen weit und wieder leuchtete ein heller Blitz in denselben, ein eigenthümliches Feuer, etwas wild Leidenschaftliches. Dabei hatte sie ihren Mund wie unter einem leichten Lächeln geöffnet, so daß man

ihre weißen Zähne sah, aber es war kein angenehmes Lächeln, es war etwas Starres, Gezwungenes darin, man hätte erwarten können, diese feinen Lippen würden sich im nächsten Augenblicke zu einem heftigen Worte öffnen oder sich stumm und finster verschließen.

„Halt!" rief sie plötzlich, ehe noch seine Finger das Bouquet berührt hatten, es ist einmal da, es gehört mein, und ich allein habe das Recht, es zu verschenken, wenn ich will."

Als sie so in heftigem Tone gesprochen, blickte sie vor sich nieder auf den Boden.

Der junge Offizier zeigte trotz seines gewöhnlichen Gleichmuthes in diesem Augenblicke doch eine Miene des Erstaunens, fast des Aergers, doch machte er eine so tiefe Verbeugung, daß die Ironie derselben unverkennbar war, und schritt wieder der Thüre zu, während er vor sich hin murmelte: „Es sind wohl noch Veilchen zu finden."

Sie wandte langsam den Kopf nach ihm hin und ihr Auge hatte gänzlich den harten Ausdruck von vorhin verloren; es blickte weich und milde, obgleich im Gegensatze zu diesem Blick ihre rechte Hand die Schärpe ergriffen hatte, welche um ihre Hüften herabhing, und sie heftig zerknitterte.

„Arthur," sagte sie mit leiser Stimme, „da Sie heute Abend so folgsam sind —"

„Das bin ich Ihnen gegenüber leider viel zu viel," entgegnete er lachend.

„So will ich Sie nach dem Theater mit zu meiner Schwester nehmen, wenn —"

„Ich nichts Interessanteres vorhabe," fiel er ihr mit seinem gewöhnlichen Leichtsinn in die Rede.

Sie warf mit einer trotzigen Miene den Kopf in die Höhe und sagte, als hätte sie seine Bemerkung vollkommen überhört:

„Wenn Sie nach der Vorstellung unten auf mich warten wollen; hieher dürfen Sie heute nicht mehr kommen.“

„So sei es, hohe Sultanin,“ erwiderte er, indem er rasch und vergnügt vor sie hintrat, „Ihr Sklave wird da unten warten — diesen Handkuß zum Pfande, daß ich Dich wiedersehe, sagt Schiller in der Schweizer-Familie.“

Er hüpfte davon, und als sich die Thüre hinter ihm geschlossen, blickte sie ihm einige Sekunden nach, wobei ihr Auge einen heißen, leidenschaftlichen Ausdruck annahm. Sie drückte ihre Linke auf die Brust, dann aber wehrte sie mit beiden Händen wie etwas Schreckliches von sich ab und rief: „Nie, nie! Es wäre das unerträglich!“

Siebzehntes Kapitel.

Vor der Oper.

Während in der Garderobe der ersten Tänzerin im Zwischenakt der Oper das vorging, was wir so eben zu schildern versucht, hatte sich auch die Bühne draußen, sobald nach dem ersten Akte der Portalvorhang gefallen war, mit all' den Leuten gefüllt, welche bisher ruhig oder auch leise plaudernd zwischen den Coulissen gestanden. Die Zimmerleute stellten das Theater für den nächsten Akt, der Hintergrund des großherrlichen Palastes rutschte herab; es stellte eine offene Halle dar, durch welche hinaus von weiter rückwärts man in reizende Gärten schaute, wo die Theater-Zimmerleute einen Springbrunnen festschraubten, welcher bald darauf einen wirklichen Strahl in die Höhe senden sollte. Schwarze

Sklaven trugen dicke Polster herbei, welche zum Thronsitz des großen Sultans zusammengelegt wurden. Seine Pagen, seine Waffen- und Pfeifenträger, sein Janitscharen-Aga, die wilden Mameluken und sonstigen kriegerischen Horden mit Schwert und Spieß, ausgesucht schöne Leute in reichen glänzenden Costumes, die Köpfe mit dichten, trotzigen Bärten verziert, wurden vom Statisten-Anführer, der auch Schlachtenlenker genannt wird, neben und hinter dem Throne gruppirt, und dieser, ein zartes, hustendes Männlein, zeigte den wilden Kriegerhorden, welche kecke und herausfordernde Haltung sie anzunehmen hätten, um gewaltig imponirend und schützend den Sultan zu umgeben, mit ihren kriegerischen Leibern eine lebendige Mauer in Waffen bildend. Dabei nahm es sich komisch aus, wenn der kleine Mann zuweilen einen riesenhaften Spieß ergriff, um einem der himmellangen Janitscharen zu zeigen, wie man ihn wirkungsvoll halten müsse, oder wenn er einem derben Mameluken den Kopf in die Höhe hob, damit er grimmig und herausfordernd ausschaue.

Der Tänzerinnen leicht geschürztes Corps flutete von allen Seiten durch die nun aufgestellten Gallerien, Thorbogen und Palmengruppen herein, und dem Balletmeister gelang es nur mit Mühe, sich einen kleinen Platz auf der Bühne zu erobern, um etwas, was in der letzten Probe nicht besonders gut gegangen war, nochmals durchzumachen. Natürlich befahl er jetzt mit heller Stimme, und wenn er zum Takte des Tanzes zuweilen seinen Stock aufstieß, so geschah dies mit der größten Diskretion, denn von dem Treiben auf der Bühne war das zahlreich versammelte Publikum draußen ja nur durch den dünnen Leinwandvorhang getrennt.

Der Regisseur in seinen Filzschuhen, im warmen Paletot, stand mitten in diesem bunten, schillernden, verwirrenden Leben, hier Beifall nickend, dort einen Tadel aussprechend und die unzählig an ihn gerichteten Fragen nicht immer mit großem Gleich-

muth beantwortend. Es ist aber auch keine Kleinigkeit, noch im letzten Augenblicke vor der Schlacht neue Verhaltungsbefehle zu geben, diesem zu sagen, wie er seine Waffen tragen soll, jenen daran zu erinnern, daß er seinen Helm verkehrt aufgesetzt, einem dritten einen Verweis zu geben, der seinen Bart schief aufgeklebt, und einem vierten auf's strengste zu befehlen, das Rückenstück des Harnisches an seinen gehörigen Platz zu bringen, statt es auf den Bauch geschnallt zu tragen.

Intendant und Capellmeister gehen auch unter den Gruppen umher, und während der erstere als Ober-General, der mit der Haltung seiner Truppen wohl zufrieden ist, seiner Primadonna und dem ersten Tenor etwas Schmeichelhaftes sagt, sich dann theilnehmend nach den Wünschen einer jungen Sängerin erkundigt, die ihm schüchtern in den Weg tritt, dabei im Vorübergehen einer kleinen vielversprechenden Tänzerin freundlich zuwinkt, eilt der Capellmeister bald hierhin, bald dorthin, spendet hier ein: „Vortrefflich gegangen!“ dort ein: „Ganz gut, ganz gut!“ warnt den Chor vor dem Ensemble Nummer vier im nächsten Akt als einer gefährlichen Klippe, wo man sich sehr zusammen nehmen muß, um nicht schmählich zu scheitern, und tritt schließlich zur ersten Sängerin, indem er ihr versichert, daß sie so frisch bei Stimme sei, wie nie, daß sie im ersten Akt außerordentlich gut gesungen habe, daß es im zweiten aber noch brillanter gehen werde und daß sie am Schlusse alles unbedingt mit sich fortreißen müsse. „Gewiß, meine liebe Frau,“ sagt er, „morgen eine wunderbare Vorstellung — heute, wollt' ich sagen, sehr gut, sehr gut! Man findet nirgends eine solche Oper, wie bei uns. Sehr gut, sehr gut! Können wir anfangen, Herr Bärenstecher?“ wendet er sich an den Inspicienten.

Doch schüttelt dieser würdige Beamte mit dem Kopfe, zieht seine Uhr hervor und sagt: „Der Zwischenakt wird wohl noch zehn Minuten dauern, da mehrere vom Chor noch nicht umgezogen

sind und der Benzenberger in der Garderobe noch mit Schminken beschäftigt gewesen."

„Erlauben Sie," sprach eine tiefe Baßstimme hinter den Beiden, „Benzenberger läßt nie auf sich warten. Da bin ich und stelle immer meinen Mann."

Der Inspicient greift wie zur Entschuldigung leicht an seine Mütze, und der Capellmeister, der sich rasch herumwendet, sagt zu dem Herrn Benzenberger: „Nicht wahr, mein lieber Herr Bärenstecher —"

„Benzenberger, Herr Capellmeister," meint der Künstler mit der Baßstimme.

„Ja wohl, gleichviel, Herr Benzenberger, thun Sie mir nur den Gefallen, in dem Ensemble Nummer zwei — Sie wissen wohl: Ha! wer wagt es, so vor meinem Blicke zu erscheinen? um Gottes willen nicht so zu eilen, damit der Chor nachkommen kann."

„Gewiß, Herr Capellmeister, ich werde das, trotz der Wuth, welche die Situation bedingt, gelassen und majestätisch singen; nicht nur jeder Zoll ein König, wie der selige Lear, sondern jede Linie ein Kalife."

„So ist es recht," versetzt der Capellmeister, indem er darauf im Dunkel eines Palmenwaldes verschwindet, der zur Damengarderobe führt.

Herr Benzenberger, Kalif Soliman, Gott weiß der wievielste, steht mitten auf der Bühne, eine riesenhafte Gestalt, namentlich jetzt, wo er angethan ist mit den weiten faltigen türkischen Gewändern und dem lang herabwallenden Mantel. Sein Costume zeigt in den Farben eine große Neigung für brennendes Roth und tiefes Gelb, bespickt ist er mit so vielen Waffen wie möglich; sein Gürtel beherbergt ein paar Dolche von verschiedenen Formen, einen Yatagan mit silberner Scheide, den er von einem Freunde zu dieser Rolle zu entlehnen pflegt, und ein paar große

Pistolen, deren gekrümmte Hälse mit Silber beschlagen sind. Außerdem schaukelt an seiner Linken ein mit falschen Steinen besetzter Damascener, auf dessen Griff er gelegentlich die Hand stützt, weniger des Stützpunktes wegen, als um vor dem Publikum seine zahlreichen Brillantringe in gehörigem Lichte erscheinen zu lassen.

Auf die Pistolenhälse hat der Regisseur lächelnd mit dem Zeigefinger getippt und gesagt: „Lieber Herr Benzenberger, das ist eigentlich ein Anachronismus, denn zur Zeit der Kreuzfahrer war das Pulver noch nicht erfunden."

„Pah," erwidert der Kalif Soliman mit finsterem Stirnrunzeln, „Sie wissen auch wohl nicht so genau, wann das Pulver erfunden worden ist! Ich habe viel darüber gelesen; die arabischen Fürsten kannten die Kraft des Pulvers schon lange vorher, ehe die Abendländer noch eine Ahnung davon hatten."

„Aber Kuchenreuter mit Steinschlössern waren damals doch wohl noch nicht Mode," erwidert der Regisseur, worauf er sich achselzuckend entfernt.

Dieses Achselzucken wollte andeuten, daß man nach Umständen einem ersten Sänger schon etwas zu gut halten müsse.

Herr Benzenberger legt zur Abwechslung seine linke Hand auf die Läufe der fraglichen Pistole, hebt den Kopf hoch, drückt die Brust und intonirt in der ersten Octave C E G C und rückwärts G E C, worauf er bis zum dreigestrichenen G abwärts geht. Dabei stand er majestätisch auf der Bühne, in seinem leuchtenden Costume anzusehen, wie jener Nordlandskönig im blut'gen Nordlichtschein.

Doch brach er plötzlich diesen Ton ab, indem er ziemlich deutlich ausrief: „Bomben und Granaten, wie kann man vergeßlich sein! Ich wollte ja mit Fräulein Rosa die große Scene geschwind durchmachen. — Ist unsere liebenswürdige Tänzerin fertig?" fragte er den Inspicienten.

Dieser nickte mit dem Kopfe.

„So werde ich sie her bitten müssen," sagt der große Kalife mit so lauter Stimme, daß es das ganze Balletchor hören mußte, indem er überzeugt ist, daß sogleich ein halbes Dutzend kleiner Tänzerinnen in die Garderobe stürzen würden, um Fräulein Rosa von den Wünschen des Herrn Benzenberger in Kenntniß zu setzen, was denn auch seiner Berechnung nach augenblicklich geschieht.

„Ha, und wo ist denn der junge Debutant, Herr Bander?" rief er nun, sich auch an diesen erinnernd, mit einem Mal aus, wobei er sich rings umschaute.

Wo Herr Bander war, — sein Freund, der Chorist, Herr Richter wußte es wohl, und man sah diesen nach dem Rufe des Kalifen augenblicklich zwischen den Palmenwäldern verschwinden.

Gegenüber dem Vorzimmer der ersten Tänzerin gelangte man mittels eines kleinen Ganges auf die Bühne, und wenn man sich am Ende dieses Ganges zwischen die Coulissenwagen drückte, so konnte man, ohne selbst gesehen zu werden, bei geöffneter Thür in jenes Vorzimmer blicken.

Da stand Sidi-ben-Aben-Hamet, Herr Bander, freilich mit seiner Notenrolle in der Hand, die er aber keines Blickes würdigte, sondern er starrte in das kleine Zimmer, wo der junge Offizier soeben von der schönen Tänzerin Abschied genommen hatte. Bander hatte wohl bemerkt, wie jener die zierlichen Finger an seine Lippen drückte, und ihm war auch der lange Blick nicht entgangen, welchen Rosa dem Davoneilenden nachsandte. O, was hätte er für den tausendsten Theil eines solchen Blickes gegeben! Welche Opfer hätte er gebracht, um der Angebeteten, der Heißgeliebten die Fingerspitzen küssen zu dürfen! — Ja, heiße Liebe, Anbetung für die schöne Tänzerin, das waren die Gefühle, welche sein Herz durchströmten, das waren die unsichtbaren Mächte, welche ihn, einen jungen Mann voll Phantasie und Talent, auf

die Bühne getrieben. Den Freunden hatte er wohl gesagt, eine unüberwindliche Neigung zum Theater bewege ihn hierzu — mochte er sich doch selbst den andern und wahren Grund nur in stillen Augenblicken gestehen. Ja, er liebte dieses stolze, strenge, unnahbare Mädchen, er liebte sie mit aller Kraft seiner jugendlichen Seele, und wohl um so mehr, je größer die Kluft war, die ihn von ihr trennte. So viele Proben er auch schon in ihrer Nähe mitgemacht, hatte er doch noch nie die Veranlassung finden können, ein Wort mit ihr zu reden, sie anzusprechen, wie es andere Unbefangene seiner Collegen thaten; dazu hatte er nicht den Muth, auch mochte er ihr nicht eine ganz gewöhnliche Bemerkung machen, eine alltägliche Frage stellen, und wenn er sich dagegen, wie er häufig gethan, fest vorgenommen hatte, den Versuch zu wagen, mit ihr in ein Gespräch zu kommen, so konnte er doch das rechte Wort nicht finden, wenn er in ihrer Nähe war. Da blickte sie so stolz, so vornehm und doch wieder so unbefangen über ihre ganze Umgebung, für ein freundliches Wort, für ein Compliment wohl mit einem Lächeln dankend, aber mit einem Lächeln, das wieder jede weitere Bemerkung von selbst abschnitt.

Und trotzdem, daß, je häufiger er in ihre Nähe kam, um so schmerzlicher das tiefe Weh einer hoffnungslosen Liebe mit nicht zu beschreibenden Qualen in seinem Herzen wühlte, konnte er es doch nicht lassen, immer gerade da zu sein, wo Rosa auftrat oder abging.

Da stand er mit starren, brennenden Blicken in der Coulisse, die richtige hatte er sich bei der Probe genau gemerkt, und wußte sich so aufzustellen, daß der schönen Tänzerin gerade so viel Platz blieb, um bei ihm vorüber zu kommen, wobei es denn nicht anders möglich war, als daß er von ihrem Kleide gestreift wurde, ja, daß zuweilen ihr heißer, süßer Athem sein Gesicht berührte. — Einmal — o des unaussprechlichen Glückes — eilte Rosa nach einem langen, anstrengenden Tanze von der Bühne ab; sie war

athemlos, erschöpft und blieb einen Augenblick mit halb geschlossenen Augen in der Couliſſe ſtehen, wobei ihre Hand einen Gegenstand suchte, um sich fest zu halten; da hatte sie dieselbe auf seinen Arm gestützt, da hatte sie ihm lächelnd gesagt: „Erlauben Sie einen Augenblick, es hat mich furchtbar angestrengt!" und da fühlte er ein paar Sekunden durch sein dünnes Gewand hindurch den heißen Druck ihrer zierlichen Finger.

Diese Glut immer fort fühlend, war er darauf wie mit einem eroberten Schatze in den dunkelsten Winkel der Bühne gegangen, hatte scheu um sich geblickt und dann innig seine Lippen auf die Stelle des Gewandes gedrückt, wo soeben ihre Hand geruht. Ja, er hatte sich das ärmliche baumwollene Kleid unter einem Vorwande von dem Garderobe-Verwalter für einige Tage geliehen, um eine kurze glückliche Zeit hindurch etwas in seiner Wohnung, in seiner Nähe zu haben, was von dem geliebten Mädchen berührt — geheiligt worden war.

Den jungen Offizier, der so eben von ihr fortging, der ihre Hand küssen durfte, dem sie mit einem langen Blicke nachgeschaut, kannte er wohl; er hatte ihn ja schon oft und mit allen Qualen rasender Eifersucht in ihrer Nähe gesehen, hatte sich nach ihm erkundigt und zu einigem Trost erfahren, daß derselbe ein Verwandter der Tänzerin sei, ein ziemlich unbedeutender, fader junger Mensch, dessen Unterhaltung ihr, dem gebildeten, geistreichen Mädchen — dafür war sie bekannt, unmöglich genügen konnte. Hatte er doch auch sonst seinem Leben nachgespäht und von diesem und jenem Verhältnisse erfahren, das er ziemlich offenkundig betrieben, von dem auch Rosa wissen mußte, und das nicht dazu gemacht war, bei ihr, dem als streng bekannten Mädchen, Sympathieen für den jungen, leichtsinnigen Offizier zu erwecken.

Aber der Blick, mit dem sie ihm nachgeschaut? Hatte sein von Eifersucht geschärftes Auge nicht gesehen oder wenigstens zu sehen geglaubt, wie sich der Ausdruck ihres Gesichtes verändert,

wie sie sich vorn übergebeugt, nach ihm hinstrebend, als wolle sie ihn, der, ein lustiges Lied auf den Lippen, davontänzelte, zurückrufen, noch für einige Augenblicke in ihrer Nähe behalten? Hatten sich nicht ihre Lippen geöffnet und ihre Brust gehoben, von einem langen und tiefen Athemzuge geschwellt?

Er biß die Zähne in seine Lippen, denn es drückte ihm krampfhaft das Herz zusammen; doch gleich darauf löste er gewaltsam die Kette glühender, entsetzlicher Gedanken, die seine Seele zu umschlingen drohten, und zwang sie, anderen, freundlicheren und versöhnlicheren Bildern Platz zu machen. War das, was er von eigenthümlichen Blicken an dem geliebten Mädchen bemerkt, nicht wieder ein Spiel seiner lebhaften Phantasie gewesen? Hatte sie nicht dem jungen Offizier nachgeschaut, wie man gewöhnlich jemand nachblickt, der sich entfernt, und lag nicht viel eher ein Ausdruck der Langenweile auf ihrem Gesichte, als der Spannung? Gewiß, es mußte so sein, denn er, Bander, hatte schon so viel von der Unterhaltungskunst des Offiziers gelegentlich erfahren, um zu wissen, daß dieselbe für sie nicht genügen konnte.

Eine bekannte Stimme störte ihn in seinen Betrachtungen.

„He, Sidi-ben-Aben-Hamet!" rief der Chorist Richter, nachdem er vorsichtig um die Waldcoulisse herumgeschaut, hinter welcher Bander stand. „So, da steckst Du, während der edle Kalif seine Nasenlöcher gewaltig aufbläht und nach Dir, einem seiner niedrigsten Sklaven lebhaft verlangt? Komm aus Deinem Lugwinkel heraus auf die Bühne. Herr Benzenberger wünscht, so viel ich gemerkt habe, in aller Geschwindigkeit mit Dir noch eine kleine Vorprobe zu halten, was Dir im Grunde gar nicht schaden kann."

Der junge Sänger fühlte, wie sein Herz in diesem Augenblicke rascher schlug. Die Thür zu der bewußten Garderobe wurde nämlich in diesem Augenblicke geöffnet und Rosa trat heraus, die kleinen, jüngeren und älteren Colleginnen des Ballets, welche sich

dort versammelt hatten, freundlich begrüßend. Dann schritt sie mit erhobenem Haupt auf die Bühne.

Der gewaltige Kalif trat ihr rasch ein paar Schritte entgegen und neigte sich tief vor ihr, indem er sagte: „Der große Sultan beugt sich demüthig vor seiner Sklavin. Sie sehen das Morgenland zu Ihren Füßen, wie Sie vom Abendlande längst gewohnt sind."

„Das wollten Sie mir sagen?" fragte die Tänzerin lächelnd; „deßhalb ließen Sie mich aus der Garderobe rufen?"

Der Kalif trat einen Schritt zurück, legte die Hand mit den vielen Ringen wieder auf den Griff seines Säbels und sprach in tiefstem Tone: „Beim Propheten, ohne wichtigeren Grund, als um ein schon oft gehörtes Compliment bei Ihnen vorzubringen, würde ich es wahrhaftig nicht gewagt haben, die Ruhe Ihres Boudoirs zu stören. Mahomed sei mein Zeuge, gewiß nicht! — Hier handelt es sich aber darum, schönste aller Rosen, unsere große Scene in aller Geschwindigkeit noch einmal durchzuprobiren." Er trat einen Schritt näher und fuhr in vertraulichem Tone fort: „Es ist mir wegen Sidi-ben-Aben-Hamet, des jungen Debutanten, eines sehr gebildeten, anständigen Menschen von guter Familie. Bis jetzt ist er nur das Zwielicht während der Proben gewohnt, und wenn nun mit einem Mal die Helle der Gasflammen auf ihn einwirkt, während obendrein vor seinen Augen — Sultan Soliman neigte sich abermals tief vor seiner Sklavin — plötzlich eine solche Sonne aufsteigt, da könnte ihm schwindlig werden und er unsere ganze große Scene verderben. Wir haben noch ein paar Minuten, nicht wahr, Herr Bärenstecher?"

„Leider, leider," gab der Inspicient mürrisch zur Antwort, „das türkische Costume zwingt uns zu unerträglich langen Zwischenakten."

„Recht gern," sagte die Tänzerin und fragte dann freundlich: „Wo ist denn Ihr Sidi-ben-Aben-Hamet?"

Der Kalif Benzenberger setzte den rechten Fuß vor den linken, dehnte seine gewaltige Brust aus und indem er mit majestätischem Blicke um sich schaute, machte er mit der rechten Hand jene horizontale Bewegung, welche im Morgenlande zu den guten alten Zeiten ein pantomimischer Befehl zum Kopfabschlagen war. Hier aber bezweckte sie, den jungen Debutanten herbeizurufen, der denn sogleich in der Gestalt unseres Freundes Karl Bander mit einer Verbeugung gegen die Tänzerin vortrat.

„Ah, wir haben uns schon öfters gesehen," sagte diese mit ihrer gewinnenden, so sehr zu Herzen gehenden Stimme. „Sie werden heute in einer Solopartie debutiren?"

„Ich habe nur wenige Takte zu singen," gab Sidi-ben-Aben-Hamet zur Antwort, und so fest er sich auch vorgenommen hatte, ihr frei in's Auge zu schauen, so konnte er doch diesen hellen und glänzenden Blick nicht lange ertragen, und indem er sich an den Bassisten wandte, sagte er: „So klein meine Rolle ist, so schwer erscheint sie mir, weßhalb ich für eine Probe sehr dankbar wäre."

„Nun denn," sprach Rosa. — „Herr Kapellmeister," rief sie diesem zu, „geben Sie das Tempo an, wir wollen die dritte Scene probiren, ich bin hinter dem Vorhang und warte, bis Herr —"

„Herr Bander," sagte der Sultan.

„Bis Herr Bander gesungen hat: zu melden dem Kalifen; dann fällt die Musik in der Ferne rauschend ein, die beiden Schwarzen öffnen den Vorhang und ich trete auf. Wenn es also gefällig ist, meine Herren, so machen wir das geschwind." — Sie wandte sich auf ihre graziöse Art um und trat mit so leichten, elastischen Schritten hinter den Vorhang, daß ihr alle voll Bewunderung nachschauten.

Bander fühlte seine Kehle so zusammen geschnürt, daß er sich

nur durch ein leichtes Husten etwas Luft verschaffen zu können glaubte.

„Pah, mein guter Kerl," flüsterte ihm Richter zu, „laß Dich das nicht so sehr angreifen, nimm dein Herz in beide Hände und singe deinen Part halb so gut wie heute Morgen, so werden wir Ehre mit Dir einlegen."

„Hier sitze ich," sagte Herr Benzenberger, nachdem er sich, von zwei Schwarzen unterstützt, würdevoll auf seine schwellenden Polster niedergelassen.

„Wünschest Du, daß die Ulemas mit herauskommen?" fragte der Chorist Richter und winkte schon ein paar der Collegen, die auch bereitwillig aus der Couliſſe herantraten.

„Es kann nicht schaden," meinte der Kalif, wenn wir die Situation so richtig wie möglich machen. Also — —"

„Tudum — dudumdum," sang der Capellmeister, worauf er taktirte: „Eins — zwei — drei —"

Bei vier fiel Soliman ein und intonirte: „Man lasse sie man lasse sie — vor uns erscheinen!"

Herr Richter mit dem langen hageren Choristen waren so freundlich, die jetzt folgende einleitende Musik mit halber Stimme zu murmeln, während welcher der Chor der Ulemas mit über der Brust gekreuzten Armen langsam und demüthig vorging. Sidi-ben-Aben-Hamet schritt voraus.

Der Kalif hatte den rechten Arm in die Seite gestemmt und ließ unter der buschigen Braue hervor sein Auge blitzen und funkeln, so viel es nur immer möglich war.

„Der Mufti uns befohlen hat," sang Herr Bander mit halber Stimme, doch brachte er die Töne ziemlich ordentlich hervor — „zu melden dem Kalifen —"

Dieser richtet sich mit zornigem Ausdruck in die Höhe, doch sagt er dabei mit freundlicher Miene: Jetzt sechs Takte der Janitscharen-Musik hinter der Scene, dann kommt Fatime und

Ihr Allah mit dem Ausdruck des Schreckens. Also — eins — zwei — drei — vier — fünf —"

Der Vorhang hinten wurde aus einander gerissen und die Sklavin erscheint, jetzt nicht mehr die Tänzerin Rosa mit dem ruhigen Gesichtsausdruck, nein ihr Auge flammte, ihre leicht geöffneten Lippen zeigten ihre zusammen gebissenen weißen Zähne, und in der blitzschnellen Bewegung, mit der sie plötzlich zwischen dem Kalifen und dem zurückprallenden Chor der Ulemas stand, lag etwas erschreckend Ueberraschendes, etwas unheimlich Schlangenartiges.

„Allah!" klang es im Tone tiefen Entsetzens aus der Brust Sidi-ben-Aben-Hamets, ein Allah, aus dem man deutlich heraushörte: wir sind verloren!

„Bravo, bravo, junger Freund!" sagte Herr Benzenberger kopfnickend; „Sie haben das ganz gut gemacht, müssen aber Fräulein Rosa zum Dank die Hand küssen, denn sie mit dem schrecklich schönen Ausdruck ihres Gesichtes hat Ihnen Ihr Allah als wahren Schreckensruf ausgepreßt. Wunderbar," wandte er sich an die Tänzerin, „ihr Blick schüchtert sogar mich, den blutdürstigen Kalifen, ein."

„Das soll ja auch sein," sprach die Tänzerin, jetzt wieder mild lächelnd, denn da ich als Stumme keine Worte zu meiner Vertheidigung habe, so muß ich meinen Blick zu Hülfe nehmen."

„Und eine mächtige Hülfe, bei Gott!" versetzte Sultan Soliman mit einem affectirten Seufzer, beim Propheten, Sie thun es jedem an, der in ihre Nähe kommt. Ha, mit welcher Lust werde ich diese verfluchten Kerls, diese Ulemas, hängen und spießen lassen! Doch da kommt Herr Bärenstecher, die Sache kann angehen. So nimm, Gerechtigkeit, denn Deinen Lauf."

„Platz auf der Bühne!" ruft der Inspicient mit leiser, aber eindringlicher Stimme. Und wie fortgeweht von einem Zauberstabe verschwindet alles nach rechts und links in Gebüsche und

Palmenwälder. Die Bühne, so eben noch angefüllt mit dem buntesten Getreibe, liegt nun mit einem Mal öde und leer; statt des schimmernden, glänzenden Lebens, das hier eben noch geherrscht, sehen wir nun eine einsame Halle, zu der auf beiden Seiten Palmen hereinnicken, im Mondschein da liegen, und das einzige Geräusch, das wir vor der Hand hören, ist das Plätschern des Springbrunnens, der sein Wasser in die Höhe wirft.

Achtzehntes Kapitel.

Sidi-ben-Aben-Hamet's dunkle Stunde.

Vor dem Portal-Vorhange drunten setzt der Souffleur seine Brille auf, nachdem er sie vorher sorgfältig abgewischt; das erste Zeichen mit der Klingel ertönt, alle vom Publikum, welche während des Zwischenaktes aufgestanden waren, lassen sich ziemlich geräuschvoll auf ihre Sitze nieder; dann hören wir das zweite Zeichen, und nachdem der Capellmeister einen Augenblick seine rechte Hand mit dem Taktirstocke, wie Aufmerksamkeit fordernd, ausgestreckt, sinkt Hand und Stock nieder und die einleitende Musik zum zweiten Akt fängt mit einem Pizzicato der Streich-Instrumente an, das Saitenspiel zu einer Serenade darstellend, welche gleich darauf in den mondbeglänzten Hallen der Kalifenburg ertönen wird.

Herr Vander hatte seinen gewöhnlichen Platz hinter den Coulissen eingenommen, das heißt so nahe als möglich bei ihr, und

da er nachher mit der Tänzerin zu gleicher Zeit aufzutreten hatte, so war es durchaus nicht auffallend, wenn er sich heute unmittelbar in ihrer Nähe hielt. Wie gern hätte er sie angesprochen, und seine Blicke hingen unausgesetzt an ihrer schlanken Gestalt, um, wenn sie zufällig einmal umschaute, es durch ein rasches Vortreten möglich zu machen, ihre Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen und darauf hin ein paar Worte wagen zu können.

Jetzt hatte der Kalif draußen eine große Scene, an deren Schluß er gerade abtrat, wo die Tänzerin und Sidi-ben-Aben-Hamet standen. Kaum hinter den Coulissen angekommen, legte er seinen kaiserlichen Anstand und seine großherrliche Miene ab, um zu seiner reizenden Collegin zu sagen: „Wenn man in einer Scene vor Ihnen auftritt, so ist das undankbare Publikum noch undankbarer, als gewöhnlich; ich finde es aber auch begreiflich, daß sich alsdann keine Hand rührt. Sie sparen das für was Besseres auf."

„Sie sind undankbarer, als das Publikum," gab Rosa lächelnd zur Antwort. „Das nennen Sie keine Hand rühren? Hören Sie doch! Wir armen Tänzerinnen sind für Ausnahmefälle mit dem Beifall vollkommen zufrieden, den Ihr für gewöhnlich dahinnehmt."

„O schöne Heuchlerin! — Doch Scherz bei Seite!" fuhr er nach einer Pause fort, „ich sage auch nur zu Ihnen so etwas, einer Dame, von der ich weiß, wie wenig ihr an dem rauschenden Beifall von da unten gelegen ist; aber kalt sind sie schon da draußen. Es ist gut, wenn sie sich bei Ihrem Anblick etwas erwärmen. Ah, edler Sidi," wandte er sich an Herrn Bander, der sich schüchtern am Ende der Coulisse hielt. Sie thun recht daran, sich hier in dieser gefährlichen Nähe zu halten; man muß sich an alles gewöhnen, damit ein armes Herz, das doch vergebens schmachtet, von dem süßen Gift aus diesen Augen nicht zerstört wird."

„Sie sind wahrhaft unverbesserlich," sagte die Tänzerin, indem sie lächelnd sich umblickte, und während der Kalif nach den oben gesprochenen Worten stolz und mit majestätischen Stirnrunzeln durch die zurückweichenden Reihen der Gartenwachen, Janitscharen, Ulemas und Verschnittenen aller Art dahinschritt, sagte sie zu Herrn Vander: „Sie werden finden, es ist hier eine ganz eigenthümliche Sprache, die man sich, um sie zu verstehen, zuerst ins Genießbare übersetzen muß."

Dies war der Augenblick, wo Sidi-ben-Aben-Hamet es wagen konnte, vorzutreten.

„Und dies ist sehr begreiflich, mein Fräulein," sagte er, „herrschen doch hier dieselben Gefühle und Leidenschaften, wie in der andern Welt, nur zuweilen vielleicht etwas schärfer ausgeprägt, und deßhalb ist die Sprache hier auch wohl bilderreicher — phantastischer, wenn auch diese Phantasie nicht immer am rechten Orte angewandt wird."

Sie blickte ihn erstaunt an, und ein leichtes Wohlwollen überflog ihr Gesicht. Sie war es so wenig gewohnt, aus den Kreisen, denen auch Herr Vander angehörte, ein außergewöhnliches Wort in so ruhigem, ja, edlem Tone aussprechen zu hören, daß sie sich nicht enthalten konnte, den jungen Mann aufmerksam zu betrachten und das Gespräch fortzusetzen, indem sie sagte: „Ich möchte Ihnen widersprechen, daß hier dieselben Gefühle und Leidenschaften wie in der andern Welt herrschen; hier tauchen welche auf, von denen man jenseits dieser Mauern gar keinen Begriff hat."

„Andere Leidenschaften wohl nicht," gab Herr Vander in ruhigem Tone zur Antwort, „aber wie ich mir vorhin erlaubte zu bemerken, Leidenschaften leidenschaftlicher aufgefaßt und wiedergegeben."

„Ein Unterschied, der mir nicht ganz klar ist."

„Den man sich vielleicht erklärlich machen kann, wenn man zugeben will, daß alles, was uns hier umgibt, so viel Schatten und so viel Licht, so viel Pracht und Herrlichkeit, welche von Musik, Talent und Schönheit getragen, in unmittelbarer Nähe auf ein empfängliches Gemüth gewaltig einwirkt und das Herz leidenschaftlicher fühlen läßt."

„Ein gefährliches Gefühl," erwiederte nachdenkend die Tänzerin, „wenn es hervorgerufen ist durch diese blendende, aber so falsche Theaterwelt. Denken Sie, nach einem so schillernden, brillanten Abendleben, wie sie es eben geschildert, an die Nüchternheit des andern Morgens. Wir müßten uns ja alle wie Gespenster vorkommen, die beim ersten Hahnenschrei unsichtbar werden, wenn wir ja nur etwas von der Welt auf diesen Brettern für die wahre Welt halten wollten."

„Ich gebe zu, daß beim Licht des Tages manches abgebleicht, fahl erscheinen würde, das heute Abend schimmernd und frisch vor uns steht. Aber," setzte er mit einem flammenden Blicke auf das schöne Mädchen hinzu, „ist denn hier alles Schein und Trug, gibt es hier nicht auch ein Leben, das sich im natürlichen Kleide ohne Flitter und Gold, ohne Schminke viel herrlicher zeigt, wenn es all den falschen Glanz abgestreift hat? Verzeihen Sie mir, mein Fräulein, Sie haben dort vor ihrer Brust eine einzige, ächte, eben erst aufgeblühte Rosenknospe, die sich schüchtern versteckt zwischen den golddurchwirkten Bändern. Würde sie sich weniger schön ausnehmen, wenn sie morgen früh an einem einfachen weißen Kleide sichtbar wäre?"

„Wenn auch ein klein wenig Wahrheit in Ihren Worten liegt," versetzte Rosa, die anfing, sich für den Sprecher zu interessiren, „so gehen Sie doch von einem falschen Fundamente aus, und was Sie als Regel geltend machen wollen, sind allenfalls spärliche Ausnahmen."

„Ja, Ausnahmen sind es," rief er enthusiastisch aus. „Bei Gott, darin haben Sie Recht! Und hier bei diesem Theater vielleicht nicht einmal Ausnahmen, sondern nur Eine Ausnahme — Sie, mein Fräulein!"

Rosa hatte den Arm auf ein hervorstehendes Palmblatt gelegt und den Kopf unendlich anmuthig an denselben zurückgelehnt. Dann sagte sie lächelnd in freundlichem Tone: „Ich wäre wahrhaftig geneigt gewesen, Sie den ersten Worten nach auch für eine Ausnahme von der hiesigen Regel zu halten, aber nun fallen auch Sie auf einmal in den alten bekannten Ton zurück. Das müssen Sie vermeiden, wenn wir künftig zusammen plaudern sollen."

In seinem Auge flammte es auf, er richtete sich empor und indem er die Hand auf sein Herz legte, gab er zur Antwort: „Ich bin vom Stamme der Ulemas, mein Fräulein, denen etwas prophetische Gabe zugeschrieben wird. Wenn ich nur gewußt hätte, daß Sie mir auf meine, wenngleich wahre, doch etwas triviale Bemerkung die Antwort geben würden, ja, wenn ich diese Antwort heiß gewünscht hätte —"

„Und was würden Sie dadurch gewinnen?" fragte die Tänzerin nicht ohne Theilnahme in Blick und Stimme.

„Die entfernte, mich beglückende Hoffnung, vielleicht später noch einmal mit Ihnen reden zu dürfen," sagte der Ulema, indem er sich verneigte, leise aber doch verständlich.

In diesem Augenblicke segelte Herr Bärenstecher um die Ecke des Palmenwaldes herum, sein Buch in der Hand und sprach mit seiner näselnden Stimme: „Ihre Scene wird sogleich kommen, Fräulein Rosa. — Sie, Herr Bander, kommen zwischen der dritten und vierten Coulisse heraus, die Anderen sind schon auf ihren Posten. Sie thäten auch gut daran, junger Mann," setzte er murmelnd hinzu, „sich nicht allzu sehr zu zerstreuen. Gott der Gerechte, wie ist die Welt geworden! Wenn man früher zum

ersten Mal auftrat, so wartete man zitternd vor Aufregung hinter der Couliſſe, bis seine Scene kam, ließ die Nase nicht aus dem Notenblatt. Es wäre einem solchen Dilettanten gar nicht eingefallen, seine Zeit mit der ersten Tänzerin zu verplaudern."

Rosa hörte von diesen Worten nichts mehr; sie war mit einer freundlichen Neigung des Kopfes nach dem Hintergrunde gegangen. Bei Herrn Bander aber riefen sie eine peinliche Stimmung hervor; er war durch das unverhofft gekommene Glück, mit dem angebeteten Mädchen reden zu dürfen, so völlig der Wirklichkeit entrückt worden, daß er, wie aus einem süßen Traume auf barsche Art wach gerüttelt, nun sehr unsanft auf den Boden der Wirklichkeit zurückfiel. Ihn überfiel ein leichtes Frösteln, denn im ersten Augenblicke wußte er so wenig mehr von seiner Rolle, daß er sich kaum noch erinnerte, es gebe überhaupt einen Sidi-ben-Aben-Hamet auf der Welt.

„Nun, alter Ulema," rief Herr Richter lachend unter einem Palmenblatt hervor, „sind wir zum Dienst der Musen gerichtet, nachdem wir vorher mit der gefährlichsten Sklavin des Großherrn Worte gewechselt? Guter Knabe, nimm Dich in Acht. Wenn es kalte, herzlose Sirenen gibt, die den Sinn bethören und das Herz ermatten lassen, so ist es diese, trotzdem sie nicht mit der Stimme wirkt, sondern nur mit ihren gefährlichen Augen und ihrem unvergleichlichen Körper."

Bander wandte sich unmuthig ab. Diese Worte aus dem Munde des leichtfertigen Collegen verletzten ihn. Wie durfte es jemand wagen, so von ihr zu sprechen? Jede derartige Bemerkung erschien ihm eine Entweihung, und wenn er sich sagen mußte, daß vielleicht die Mehrzahl der Tausende, die ihrem Auftreten mit Spannung entgegen sahen, etwas Aehnliches denken würden, so ballte er seine Hände zusammen und haßte die schaulustige rohe Menge.

Doch weg mit diesen Gedanken! Er zog seine Rolle aus den Falten des Gewandes und überschaute sie noch einmal flüchtig. Sonderbar, sein Herz schlug heftig und den Athem mußte er fast mit Gewalt in die Brust ziehen.

„Sie müssen sich an die Spitze des Chores stellen," sagte Herr Bärenstecher, „wir haben von dem Augenblick an, wo die Janitscharenmusik einfällt, noch vierundzwanzig Takte. Geben Sie Acht, junger Mann, es handelt sich um Ihre Zukunft, doch seien Sie nicht verzagt," setzte der gutmüthige Beamte hinzu, „gestern in der Probe und vorhin ist es ganz gut gegangen. — Also vierundzwanzig Takte! Zählen Sie ein bischen mit, Richter!"

„Das versteht sich von selbst," gab dieser zur Antwort, „und beim zwanzigsten Takte werde ich ihm einen Puff appliciren. Dann gehst Du los, machst vier große Schritte gegen Herrn Benzenberger und sperrst den Schnabel auf."

Wenn Du, geneigter Leser, auf der Bühne einen Anfänger herauskommen siehst, der zu melden hat: Gnädiger Herr, so eben wurde dieser Brief für Sie abgegeben, so begreifst Du nicht, wie es möglich ist, daß dieser Anfänger bei der so unbedeutenden Sache sich so linkisch benehmen kann, und daß er statt mit einem decidirten Schritte aufzutreten, nur hereintrippelt, und statt mit ruhiger Miene laut und deutlich zu sprechen, zuerst nach Luft schnappt, wie ein Fisch auf trockenem Sand, und dann vielleicht sagen wird: Gnädiger Brief, dieser Herr da draußen, oder etwas mehr oder minder Gelungenes. Du würdest das natürlicher Weise besser machen. So liest man wenigstens aus manchem Achselzucken und manchem mitleidigen Lächeln aus der Masse der Zuschauer. Glaube mir aber, geneigter Leser, es ist für Manchen ein furchtbarer Augenblick, so zum ersten Male vor die gewissen Lampen treten zu müssen, die in der Wirklichkeit in einer schönen geraden Linie am Proscenium flammen, für den aber, welcher sie

in diesem entscheidenden Augenblicke sieht, ganz besondere Schlangenlinien beschreiben und mit einer erschreckenden Lebhaftigkeit auf und ab zu hüpfen scheinen, hinter sich das Publikum beleuchtend, Kopf an Kopf, wogende, murmelnde Massen, ein wild bewegtes Meer, das so gerne geneigt ist, ein neues Opfer zu verschlingen.

Für Herrn Vander war dieser furchtbare Augenblick gekommen, und als er dicht an der Scene, an der Coulisse stehend, hinausschaute, kam ihm alles so ganz anders vor als auf der Probe oder als noch vor wenigen Augenblicken. Jedes der alten bekannten Gesichter von den Sängern und vom Chor schien einen andern Ausdruck angenommen zu haben, hatte etwas Fremdartiges, schien mit starren Augen nach der Coulisse zu blicken, wo er stand, und sich mit dem Vorgefühl zu beschäftigen, es müsse sich im nächsten Augenblicke etwas Schreckliches begeben.

„Eins, zwei, drei, vier!" zählte Herr Richter.

Selbst der Kalif, der bis jetzt in finsterem Gleichmuthe dem Tanze der Odaliskenschaar zugeschaut, schien einen bangen Blick auf Herrn Vander zu werfen — so kam es diesem wenigstens vor — und fuhr mit der Hand über die Stirne, als fühle er sie auffallend heiß werden.

„Fünf, sechs, sieben, acht!" zählte der pünktliche College weiter, und das Herz Sidi-ben-Aben-Hamet's, welches den Takt der lebhaften Musik in halben Noten begleitet hatte, schlug auf einmal Viertel und ging, während jener fortfuhr: neun, zehn, elf, zwölf zu zählen in hastigen Achteltakt über.

Wenn nur die Janitscharenmusik hinter der Scene nicht gar so toll gelärmt hätte! So aber übertönte sie förmlich die Musik des Orchesters und ließ ihn kaum die Tonart unterscheiden, in welche er im nächsten Augenblicke einsetzen mußte.

Von der Stirne des Debutanten rieselte der Schweiß herab

und verlor sich tropfenweise in dem dicken schwarzen Barte, den man um sein Kinn und seine Wangen geklebt, das fühlte er wohl, und trotz der großen Aufregung, welche sein ganzes Nervensystem erschütterte, stieg auf einmal ein Gefühl in ihm auf, als ob dieser falsche Bart sich loslösen müsse und von ihm herabfallen, so wie er vor Soliman stände.

Dieser schreckliche Gedanke raubte ihm fast den letzten Rest seiner Sinne, und es war noch ein Glück für ihn, daß er seinen treuen Richter hinter sich hatte — zwanzig! zählte dieser nun, und darauf fühlte Bander den angekündigten leichten Puff, der ihn vorwärts schob.

„Hinaus, hinaus!" flüsterten die Ulemas, und er sprang von einem tausend Fuß hohen Thurme in ein wild brausendes, an Klippen schäumendes Meer hinab. So war das Gefühl, mit welchem er nach vier schlecht ausgeführten Schritten vor den grimmig blickenden Kalif Soliman trat.

Im Schauspiel kann man schon eine Pause riskiren, man kann, ehe man eine Anrede herausbringt, wohl einen Augenblick stumm dastehen. Ist der, mit welchem man zu thun hat, ein routinirter Schauspieler und dabei ein wohlwollender Mensch, so wird er uns durch eine Pantomime unterstützen, durch eine Handbewegung, welche zum Beispiel so viel sagt als: Sprich, mein Sohn! Ja er kann noch mehr thun, er kann für uns sprechen: ich verstehe deine Miene, ich lese aus den verzerrten Zügen deines bleichen Gesichtes, daß die Feinde vor den Thoren sind.

Bei einer Oper aber, wo der Takt der Musik unerbittlich fortschreitet, ist kein Anhalten, kein Verweilen möglich; die Violinen klingen, die Hörner schmettern, der Contrebaß brummt, das tobt und rauscht durch einander, und es ist das gerade, als triebest du auf wild bewegtem Strome einem Wassersturze zu, der

dich in der nächsten Sekunde mit hinabreißen muß in seine unergründlichen Tiefen. Selbst der Capellmeister, der Mann, der mit sicherer Hand und hochgeschwungenem Taktirstock das Ganze regiert und leitet wie der Reiter ein wohldressirtes Pferd, muß geschehen lassen, was da geschieht, und wenn ihm selbst eben so gut wie dem Sänger da droben der helle Angstschweiß auf der Stirne perlt. — Es ist wie in der Schlacht:

„Die Pferde schnauben und setzen an,
Liege, wer will, mitten in der Bahn,
Sei es mein Bruder, mein leiblicher Sohn,
Zerriß' mir die Seele sein Jammerton,
Ueber seinen Leib hinweg muß ich jagen,
Kann ihn nicht sachte bei Seite tragen."

Und hinter dem Orchester sitzt das Publikum, und lacht und zischelt und reckt die Hälse und liest den Zettel und richtet seine tausend gläsernen Augen gegen das Opfer, welches nun auf der Bühne erschienen ist. Das ist also der angehende Sänger? flüstert ein Nachbar dem andern zu, bleich genug sieht er aus. — Und schlecht angezogen ist er. — Wie er mit den Armen schlottert und mit gebogenen Knieen geht. — Da erleben wir etwas. — Ein schönes Oberhaupt der Ulemas; er hat furchtbare Angst, wie ein schlechter Soldat in der Schlacht — der hinter ihm ist, muß ihn ordentlich vorschieben. — Jetzt öffnet er den Mund.

„Der Mufti uns befohlen hat,"

hätte nun der unglückliche Sidi-ben-Aben-Hamet singen sollen, da er aber nur den Mund öffnete und keinen Ton hervorbrachte, so erbarmte sich der Chor der Ulemas seiner und sang Solo und Chorstimme alles durcheinander, doch richtig wie es geschrieben stand, und so wäre diese Scene auch ohne besondere Störung

vor sich gegangen, wenn sich nicht der unglückliche Debutant etwas Weniges ermannt hätte, um so wie er den Vorhang im Hintergrunde sich bewegen sah, sein Allah! heraus zu schreien. Leider aber verfehlte er den Takt und irrte sich auch, wie man in der musikalischen Welt zu sagen pflegt, um eine dicke Schwingung in der Tonart.

Im Publikum wurde gelacht, und selbst ein zischender Ton drang zu den Ohren des unglücklichen Oberhauptes der Ulemas.

Da erschien Fatime, und das Publikum empfing seinen Liebling mit einem rasenden Applaus.

Hätte sich der Debutant, durch diesen Beifallssturm gedeckt, leise zwischen die Reihen der Ulemas zurückgezogen, so wäre noch alles gut gegangen, doch konnte er es nicht ertragen, so vor ihren Augen gänzlich zu verunglücken, und was er im Sange gefehlt, hoffte er durch ein ausdrucksvolles Spiel wieder gut zu machen. Deßhalb als er sein Allah! hinaus schrie, trat er, so viel Schrecken und Entsetzen auf seinen Mienen zeigend, als ihm nur möglich war, mit dem linken Fuße einen so ungeheuren Schritt zurück, und trat seinen Freund Richter so furchtbar auf ein Hühnerauge, daß dieser, obgleich im Singchor an Selbstüberwindung gewöhnt, doch ein halblautes: Kreuzdonnerwetter! ertönen ließ und seinen schmerzenden Fuß so heftig zurückzog, daß er den armen Sidi-ben-Aben-Hamet nothwendiger Weise aus dem Gleichgewicht bringen mußte. Da dieses unglückliche Oberhaupt der Ulemas im selben Augenblicke aber auch schwunghaft mit seinem Oberkörper zurückwich, so verlor er das Uebergewicht und stürzte mit einer entsetzlichen Behendigkeit, den Kopf rückwärts voran, in die Tiefen der Ulemas, die für ihren Chef in diesem furchtbaren Augenblicke nicht das Geringste thun konnten. An ein Aufhalten dieser niederstürzenden Bombe war nicht im Geringsten zu denken, und erst als der unglückliche Debutant unter

dem kränkenden Gelächter des Publikums zur Ruhe gekommen war, schaarten sich die Ulemas dicht um ihn herum, und Herr Richter, so wie der lange hagere Chorist griffen lebhaft zu, um ihn vom Boden emporzuheben und mit so wenig Aufsehen wie möglich hinter die Coulissen zurück zu schleppen.

Es war noch ein Glück für ihn, so wie für die ganze Vorstellung, daß Rosa gerade auf der Bühne stand. Einen Augenblick zuckte etwas wie die Idee von einem Lächeln über ihr schönes Gesicht, nicht sowohl hervorgerufen durch den Fall des jungen Mannes als durch den furchtbar verzerrten Gesichtsausdruck des Kalifen Soliman, welchen er zu zeigen genöthigt war, um ein lautes, für den großen Sultan sehr unanständiges Lächeln darunter zu verbergen.

Später sagte Herr Benzenberger zu dem unglücklichen Debutanten: „Und wenn Sie mein Bruder wären, so müßte ich Ihnen gestehen, daß ich nie etwas Komischeres sah, als das förmliche Rad, welches Sie rückwärts zwischen die Ulemas hinein schlugen."

Das Publikum benahm sich wie häufig bei solchen Fällen; ein großer Theil lachte, Wenige zischten, aber eine noch geringere Anzahl fühlte ein Mitleiden mit dem jungen Mann, dessen Laufbahn wenigstens vor der Hand durch diesen Fall jählings unterbrochen worden.

„Ich habe nie so was Hölzernes gesehen," sagte ein junger Lieutenant, der selbst aussah, wie ein bunt angemaltes Bleistift, und ein Anderer setzte hinzu: „Stürzt das Scheusal in die Wolfsschlucht!"

Damit war die Sache abgemacht, denn Fatime trat nun in ihrer entschiedenen Haltung vor das Publikum, und der halb lächelnde halb spöttische Ausdruck ihrer großen dunkeln Augen, mit dem sie während einiger Sekunden das ganze Haus über-

schaute, ließ in allen dessen Theilen die gewohnte Ruhe und gespannte Aufmerksamkeit wiederkehren.

Schon nach den ersten so eleganten, wie graziösen Bewegungen, die sie machte, war die Scene von vorhin vergessen, und das ganze Publikum wandte Augen und Gedanken seinem Lieblinge zu.

Inhalt.

Inhalt.

Zur gefälligen Beachtung.

Einbanddecken

zu

Hackländer's Werken. Gesammtausgabe.

35.—48. Band.

In roth engl. Decken mit Gold- und Blinddruck à 12 kr. oder 4 Sgr.

Die zu den ersten 34 Bänden von mir angefertigten Decken haben sich überall des ausgezeichnetsten Beifalls zu erfreuen gehabt, wodurch ich beim Erscheinen der vorliegenden Fortsetzung Veranlassung finde, auch hiezu die **Decken** in geschmackvoller äußerer Ausstattung anzutragen, die conform mit den ersten 34 Bänden, jedem Bücherschranke zur wahrhaften Zierde gereichen.

Die Eintheilung der Einbanddecken wird der früheren gleich sein, daß immer **2 Bände** zusammen in **1 Decke** gebunden werden.

Es können daher sofort beim Erscheinen je zweier Bände die Decken durch diejenige Buchhandlung bezogen werden, durch welche das Werk selbst geliefert wurde.

Es ist zu erwarten, daß der außerordentlich billige Preis für die elegant ausgestattete Decke zur allgemeinen Benützung derselben auffordern wird.

Stuttgart, im Januar 1866.

Buchbinder **Albert Schmidt.**

Schnellpressendruck von Aug. Wörner, vorm. J. G. Sprandel, in Stuttgart.

Zur gefälligen Beachtung.

Einbanddecken

zu

Hackländer's Werken. Gesammtausgabe.

35.—48. Band.

In roth engl. Decken mit Gold= und Blinddruck à 12 kr. oder 4 Sgr.

Die zu den ersten 34 Bänden von mir angefertigten Decken haben sich überall des ausgezeichnetsten Beifalls zu erfreuen gehabt, wodurch ich beim Erscheinen der vorliegenden Fortsetzung Veranlassung finde, auch hiezu die **Decken** in geschmackvoller äußerer Ausstattung anzutragen, die conform mit den ersten 34 Bänden, jedem Bücherschranke zur wahrhaften Zierde gereichen.

Die Eintheilung der Einbanddecken wird der früheren gleich sein, daß immer **2 Bände** zusammen in **1 Decke** gebunden werden.

Es können daher sofort beim Erscheinen je zweier Bände die Decken durch diejenige Buchhandlung bezogen werden, durch welche das Werk selbst geliefert wurde.

Es ist zu erwarten, daß der außerordentlich billige Preis für die elegant ausgestattete Decke zur allgemeinen Benützung derselben auffordern wird.

Stuttgart, im Januar 1866.

Buchbinder **Albert Schmidt.**

Schnellpressendruck von Aug. Wörner, vorm. J. G. Sprandel, in Stuttgart.